

# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben

— von der —

Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Synode von Wisconsin  
und anderen Staaten.

Redigiert von der Fakultät des Ev. Luth. Seminars  
zu Maunatosa, Wis.

Motto: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede,  
so seid ihr meine rechten Jünger, und  
werdet die Wahrheit erkennen, und die  
Wahrheit wird euch frei machen.“

Joh 8, 31. 32

Preis per Jahrgang \$1.50.

---

Jahrgang 19.

1922.

## Inhaltsverzeichnis zum 19. Jahrgang.

Abhandlungen.	Seite.
Zur Lehre von der Erziehung. M. F. Ernst.....	1, 109
Sollten wir unsre christliche Wochenschule preisgeben? W. Henkel..	6
Wie sieht es gegenwärtig in Deutschland aus? Aug. Pieper..	25, 113
Der erste Petribrief. W. Hoenecke.....	81, 182, 277
Die Synodalkonferenz in der Geschichte der amerikanisch-lutherischen Kirche. Joh. Ph. Koehler.....	161
Was ist Wahrheit? Joh. Ph. Koehler.....	225
Das christliche Erziehungsziel. W. Henkel.....	236
Unser Jubeljahr 1922 und Hohelied 5, 2—6, 12. C. M. Zorn..	263
<hr/>	
Christliche Familienschule .....	53
Luthers Tapferkeit .....	214
<hr/>	
<b>Kirchengeschichtliche Notizen.</b>	
† Noß †.....	56
Social Service .....	57
Mißbrauch der Kanzel in den Sektenkirchen.....	58
Volkskirche und Freikirche.....	59, 142
Volkskirche und lutherische Kirche.....	62
Kirchliche Bewegung in Thüringen.....	63, 148
Ernst Christoleit .....	66
Die positiven Evangelischen und die Heilige Schrift.....	66
Was ein deutscher liberaler Theologe glaubt.....	69
Dr. Haschagens 80. Geburtstag.....	70
Zusammenschluß der reformierten Kirchenkörper.....	71
Neue deutschländische Schulformen.....	71
Gemeinschaftsschule. . . . .	73
Der Düsseldorfer Schulfall.....	75
Im Elsaß .....	76
Der junge Genosse.....	76

	Seite.
Paulsens kollegiale Schulleitung.....	77
Die schwarze Schmach.....	77
über seinen Aufenthalt. Dr. Dibelius.....	77
Atheism in the Public Schools.....	133
Neutrality in Education.....	136
Schulbedrängnis in Canada.....	140, 216
Schulkämpfe in Holland.....	217
Religionsunterricht in der Schule.....	219
Darwinists afraid of their own theory?.....	220
“What Doctrinal Differences Must Be Ironed Out?”.....	221
Tanz und öffentliche Schulen.....	223
Die höheren Lehranstalten.....	300
Erziehung ohne Christentum.....	301

#### Büchertisch.

What about the Lodge? By Herman Gieschen.....	80
Lasset die Kindlein zu mir kommen. C. M. Journ.....	80
Verhandlungen der evang.-Luther. Freikirche in Sachsen. 43. Jah- resversammlung. . . . .	151
Eine kleine Kraft. M. Willkommen.....	151
Salte, was du hast! O. Willkommen.....	151
Inuentbehrlich für jedermann.....	151
Seid getrost! Fürchtet euch nicht!.....	151
Schrift und Bekenntnis.....	151
The Book of Life. By M. Reu.....	155
Missionary Sermons. Edited by L. H. Schuh.....	156
Lichter der Heimat. Friedr. Gillhoff.....	160
Masonry vs. Christ Jesus. By B. M. Holt.....	224
Masonry vs. Christianity. By B. M. Holt.....	224
Masonry vs. Parochial School. By B. M. Holt.....	224
Is Dancing Sin? By B. M. Holt.....	224
The Immodest Dress. By B. M. Holt.....	224
Homiletics. By M. Reu.....	303
Evang.-Lutherischer Hausfreund. 1923.....	304



# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von  
Wisconsin und anderen Staaten.

---

---

Jahrgang 19.

Januar 1922.

No. 1.

---

---

## Zur Lehre von der Erziehung.

### 1. Die Bildung des Wissens.

Zu keiner Zeit ist wohl über Erziehungsfragen in Deutschland und Amerika so viel verhandelt worden wie etwa vom Jahre 1880 bis zur Gegenwart. Man hat Kongresse gehalten, Bücher und Artikel in Zeitschriften geschrieben und auf jede Weise das Interesse zu erwecken gesucht.

Warum denn? Weil man einsah, daß die Resultate des öffentlichen Schulwesens nicht den Anforderungen entsprachen und insbesondere die sittliche Bildung der Schüler mehr und mehr zurückging. Verbreitete sich doch in Deutschland immer mehr der Gedanke, daß mit dem öffentlichen Schulwesen etwas nicht in Ordnung sei, und sprach man doch in Amerika von verschiedenen hochangesehenen Seiten geradezu aus, daß unsere "Public School a failure" sei.

Was ist nun bei diesen größtenteils recht ernstlichen Bemühungen herausgekommen? Bis jetzt leider sehr wenig. Denn bei der ganz verschiedenen Welt- und Lebensanschauung der Pädagogen gingen natürlich die Gedanken weit auseinander und standen in einem unauflösbaren Widerspruch, so daß nichts Durchschlagendes und Befriedigendes zu Tage treten konnte. Wenn wir nun auch zugeben, daß in manchen Einzelheiten, besonders in Beziehung auf die Organisation der Schulen und die Didaktik etwas geleistet ist, so betreffen diese Fortschritte doch mehr äußerlichkeiten und liegen auf der Peripherie der Erziehungslehre, sodaß dadurch die Sache wesentlich kaum gefördert werden konnte. Bei der großen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit pädagogischer Lehren gibt es aber einen Hauptunterschied, der sich durch alles hindurchzieht. Es gibt eine christliche und eine weltliche Erziehung.

Die christliche Erziehung, die so alt ist wie der christliche Glaube überhaupt, will die Zöglinge erziehen für ihren himmlischen und ihren irdischen Beruf. Sie erkennt, daß die Hauptsache die ist, daß die Zöglinge den Weg zur Seligkeit kennen und gehen, denn unsere wahre Bürgerschaft ist nicht auf Erden, sondern im Himmel. Die weltliche Erziehung beschreibt Luther so: „Weltlich heiße ich das, so sie lehren und nicht mehr suchen denn Lust, Ehre und Gut oder Gewalt dieser Welt. Geziemenden Schmuck tragen und redliche Nahrung suchen ist die Not, nicht Sünde; so doch, daß im Herzen ein Kind also sich geschickt finde oder je sich also schicke, daß es ihm leid sei, daß dies elende Leben auf Erden nicht mag wohl angefangen oder geführt werden, es laufe denn mit unter mehr Schmuck und Gut, denn Not ist zu der Decke des Leibes, Frost zu erwehren und Nahrung zu haben.“ (Luther; Walch, Band X, Seite 1646.)

So viel nun die Seele höher ist als der Leib, so viel ist auch die christliche Erziehung höher als die weltliche.

In einem Stück scheinen sich aber die Pädagogen mehr zu einigen, daß bei der Erziehung die Charakterbildung die Hauptsache ist. Diesen Ausdruck können wir uns gefallen lassen, wenn er recht verstanden wird. Es gibt nämlich gute und böse Charaktere. Charakterbildung ist also wieder ein formaler Begriff, mit dem über das Wesen der Bildung nichts ausgesagt wird.

Auch wir können jagen, wir würden es außerordentlich schätzen, wenn wir in unseren Kreisen recht viele charaktervolle Männer und Frauen erzögen. Was würde das für ein Segen sein für Gemeinde, Kirche und Staat. Aber für uns ergibt sich solche Charakterbildung nur auf Grund des Wortes Gottes in Unterricht und Zucht.

Zum Charakter gehört nun ein fester, konsequenter Wille. Es ist also die Bildung des Willens für die Charakterbildung von der größten Wichtigkeit.

Und doch findet man in den meisten Lehrbüchern der Pädagogik sehr wenig über diesen Punkt, und nicht wenige behandeln ihn überhaupt nicht. Es zeigt sich damit, wie schwierig dieser Gegenstand ist, und wie wenig die weltliche Erziehung damit anzufangen weiß. Die Mittel der Willensbildung sucht man vor allem in dem Beispiel des Lehrers. Nun ist es ja gewiß, daß ein christlicher, in Gottes Wort lebender Lehrer auf seine Zöglinge und ihre Willensbildung einen großen, gesegneten Einfluß ausübt, aber beim nicht-christlichen Lehrer dürfte sein Beispiel sehr überschätzt werden. Denn die Lehrer

haben nicht nur vorbildliche Eigenschaften, sondern auch üble, und gerade diese reizen meistens zur Nachahmung. Wie wenige Zöglinge aber werden sich den Lehrern bewußt zum Vorbild nehmen!

Als ein zweites Mittel zur Bildung des Willens wird die Umgebung des Kindes angeführt. Und wiederum ist es gewiß, daß diese Umgebung von großer Bedeutung ist. Wenn zum Beispiel in einer Familie oder Schule alle sich willig unter Gottes Wort beugen und so ein christlicher Geist herrscht, so hilft das gewaltig zur Willensbildung der Zöglinge. Aber fehlt es an christlicher Ordnung und willigem Beugen unter dieselbe, so dürfte die willensbildende Wirkung der Umgebung nicht schwer ins Gewicht fallen.

Auch die anderen Mittel und Mittelchen, die empfohlen werden, darf man nicht hoch anschlagen. Was eigentlich das Wertvolle bei diesen Mitteln ist, wird immer auf Gottes Wort zurück zu führen sein und wo dies fehlt, wird man nur ganz äußerliche Resultate erzielen.

Wie? Können wir nun den Willen wirklich bilden? Hierbei müssen wir uns vor allen Dingen klar machen, daß die Kinder von Natur keinen freien Willen haben. Das lehrt uns Gottes Wort, und das bezeugt die tägliche Erfahrung. Vielmehr ist das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf. Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und auch unsere Kinder haben von Natur keine Lust zum Guten, sondern sind zu allem Bösen nur allzu geneigt und willig. Die Freiheit des Willens ist infolge der Erbsünde verloren gegangen, und wir sind daher unter die Sünde geknechtet und können uns aus eigener Kraft nicht von dieser Knechtschaft losmachen. Ist es denn überhaupt möglich, einen solchen bösen Willen zu bilden? Hierauf müssen wir antworten: Mit menschlichen Mitteln nicht. Bei der weltlichen Erziehung kann also in der That von wirklicher Willensbildung nicht die Rede sein; es bleibt alles äußerlich.

Wir christlichen Erzieher aber, so sehr wir unser eigenes Unvermögen einsehen, kennen ein Mittel, wodurch wir den toten Willen lebendig machen, den bösen gut machen können, das ist das Evangelium. Und diese Erkenntnis ist dem christlichen Erzieher durchaus notwendig. Denn einerseits macht ihn die Einsicht in sein Unvermögen demütig und läßt ihn nicht etwas halten auf eigene Kunst und eigenes Können, andererseits aber treibt sie in das Evangelium, lehrt uns den hohen Wert desselben mehr und mehr fassen und macht uns dann mutig und willig auch da fortzuarbeiten und in aller Geduld

**Theologische Quartalschrift**, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

fortzufahren mit dem echten Mittel der Erziehung, wo scheinbar wenig zu hoffen und nichts zu erwarten ist. Das treibt den Erzieher zum Verzagen an sich selbst, zum Gebet zu Gott, daß er unsere Arbeit segnen möge, auch da, wo sie scheinbar vergeblich ist. So brauchen wir nicht zu verzagen, sondern können gewiß sein, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist, denn das Evangelium wird ausrichten, wozu der Herr es gesendet; es ist ja eine Gotteskraft, selig zu machen alle, die daran glauben, und es bewirkt diesen Glauben selbst. Unsere Zöglinge sind ja auch keine Heidentinder, sondern sind in der heiligen Taufe aufgenommen in das Reich Christi, Glieder an Christi Leib und Erben der ewigen Seligkeit geworden. Sie leben ja auch beständig in christlichen Häusern und christlichen Schulen unter dem Einfluß des Wortes Gottes, und wenn sie auch in Sünde fallen, läßt sie der Heilige Geist nicht dahin fahren, sondern geht ihnen nach und wirkt an ihren Herzen, daß sie reumütig umkehren und in ihrem Glauben befestigt werden. Diese Hoffnung macht die Zöglinge dem christlichen Erzieher überaus teuer und treibt ihn zur Geduld und zu immer neuem Eifer, ihnen das Wort Gottes nahe zu bringen und in ihre jungen Herzen zu pflanzen. Dabei ist es denn notwendig, daß der Erzieher das Wort recht teilen, den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium recht verstehen lerne. Das Gesetz kann ja kein Leben schaffen, sondern es verdammt und tötet. Das Evangelium aber macht lebendig, denn es ist selbst Geist und Leben. Theoretisch ist nun der Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium leicht zu fassen. Man findet ihn ja erklärt in den größeren Katechismen, und besonders klar dargelegt in Dr. F. Piepers Dogmatik, Band III, Seite 264 ff.

Diese theoretische Kenntnis aber ist nicht genügend, sondern auf die praktische Anwendung kommt es an, und die lernt der Erzieher nur aus immer besserer Erkenntnis der Heiligen Schrift und sorgfältigem Beobachten der Kindesseele. Und wenn Luther vom Prediger sagt, daß der, der Gesetz und Evangelium in der Anwendung recht scheiden kann, ein Meister ist, so gilt dasselbe vom Erzieher. Aber das ist eine schwere Kunst, weil der alte Adam stets in der



opinio legis steckt, also immer gesetzlich ist, während nur der neue Mensch das Evangelium faßt. Es muß gerade dieses Stück des Wortes Gottes in unseren Seminarien und Konferenzen besonders stark getrieben werden, denn wo die Erkenntnis und Anwendung in diesem Punkte mangelhaft bleibt, da wird die Erziehung und die Bildung des Willens nicht so vor sich gehen, wie sie soll. Wo aber der Erzieher keine Besserung von der Anwendung des Gesetzes erwartet, sondern nur vom Evangelium, da wird er die Frucht des Evangeliums auch oftmals spüren. Wenn er beobachtet, wie die Kindesseele oft öde ist wie die Wüste, und es scheint nichts Eindruck zu machen, er kann kein Leben erkennen, fährt aber doch mit dem treuen Gebrauche des Evangeliums fort, siehe, da kann er beobachten, wie das Evangelium doch Wurzel schlägt, und es fängt in der Öde an zu sprießen und zu blühen und auch bei aller Schwachheit Frucht zu bringen. Und das ist für ihn eine wunderbare Stärkung, denn da lernt er die Kraft des Evangeliums erkennen und sieht Wunder über Wunder, von denen natürlich die weltliche Erziehung keine Ahnung hat. Und doch müssen immer diese beiden Stücke neben einander getrieben werden: Gesetz und Evangelium, das Gesetz, damit die Kinder ihre Sündhaftigkeit erkennen, und das Evangelium, damit sie sich trotz der Sündhaftigkeit der Vergebung getrösten und derselben immer wieder gewiß werden. Das ist der Kernpunkt der christlichen Erziehung und die einzige, wahrhafte Bildung des Willens. Wolle Gott geben, daß diese Erziehung in unsern Häusern und Schulen recht im Schwange gehe, so wird es an reicher Frucht nicht fehlen.

A. F. Ernst.

---

## Sollten wir unsre christliche Wochenschule preisgeben und eine andere Einrichtung zur christlichen Erziehung unsrer Jugend treffen?

---

Wer die Augen offen gehabt hat, wird nach der Erfahrung der letzten Jahre schwerlich zu hoffen wagen, daß uns unsre Schule ohne Kampf, ohne schweren Kampf erhalten bleiben wird. Sie hat viele Gegner und Gegner, die ihr nicht erst in den letzten Jahren erstanden sind. Schon vor drei Jahrzehnten gab es ihrer so viele und wurden sie so aggressiv, daß die Lutheraner in Wisconsin und Illinois sich veranlaßt sahen, ihnen in offenem Kampf entgegenzutreten und sich gegen die von ihnen beantragte Bevormundung der Gemeindegemeinschaften durch den Staat zu wehren. Es hat freilich unter unsern nichtlutherischen Mitbürgern auch nie an Männern gefehlt, die unsrer Schule Gerechtigkeit widerfahren ließen, ja uns um sie beneideten. Aber in der Mehrzahl sind sie nie gewesen. Hauptsächlich aus zwei Gründen sieht man in unsrer Schule einen Schaden. Der erste ist ein politischer. Man hält die öffentliche Schule für den großen Schmelztiegel, in welchem die im Ausland geborene Jugend unsers Landes und die hier geborenen Kinder noch nicht völlig amerikanisierter Eltern von den Schlacken des „Ausländertums“ gereinigt und mit dem altansässigen Element unsrer Bevölkerung zu einer Einheit verschmolzen werden; von den lutherischen Schulen aber, die gewöhnlich neben der Landessprache noch eine fremde lehren, und in denen vielfach Lehrer unterrichten, die nicht in den öffentlichen Schulen unsers Landes die Luft hundertprozentigen Amerikanertums eingeatmet haben, glaubt man, daß sie den Reinigungs- und Verschmelzungsprozeß aufhalten und so ein störendes Element in unserm nationalen Leben seien. Mit der fortschreitenden Entwicklung unsers Staatswesens hat die Abneigung gegen unsere Schule zugenommen. Je intensiver der Staat regiert, je mehr er es für seine Aufgabe hält, mit seinem Einfluß alle Lebensverhältnisse zu durchdringen, je mehr er sich einredet, daß der Mensch um des Staates willen und nicht der Staat um des Menschen willen da ist, desto mehr wird er erfahrungsgemäß in der Heranbildung guter Staatsbürger

das Ziel aller Erziehung sehen und darum naturgemäß die Erziehung der Jugend selbst besorgen oder doch nach seinen Ideen gestalten wollen. Der Vorwurf der Loyalität, der während des Krieges gegen sie erhoben wurde, so unbegründet er auch war, und der Rassenhaß, den gewissenlose Hezer predigten, hat dann bei vielen die Abneigung gegen unsere Schule zu grimmiger Feindschaft gesteigert, die nichts unversucht läßt, ihr den Fortbestand unmöglich zu machen. — Der Hauptgrund der Feindschaft gegen unsere Schule ist jedoch nicht politischer Art; er liegt auf religiösem Gebiet und ist nichts Anderes als Feindschaft gegen das Evangelium, das unsere Kirche in Lehre und Praxis vertritt. Weil sie das Evangelium predigt, das die Welt straft um die Sünde, um die Gerechtigkeit und das Gericht; weil sie allen, die es nicht in seinem vollen Umfange stehen lassen, die kirchliche Gemeinschaft versagt; weil sie Front macht gegen die Loge, die in blindem Haß gegen das Wort vom Kreuz das Christentum bekämpft und den Humanismus an seine Stelle setzen will: sind beide, die humanistisch eingestimmten reformierten Sektten und die das ganze Land überwuchernde Loge, unserer Kirche feind und ihrer Schule, aus der sie sich hauen will. Auch da, wo man scheinbar politische Gründe gegen die letztere ins Feld führt, sind diese oft religiös gefärbt. Wenn man sagt, unsere Schule sei undemokratisch, so hängt man ihr damit nicht nur einen politischen, sondern auch einen religiösen Makel an. Das Reich Gottes tritt eben für viele unserer Mitbürger da in Erscheinung, wo wahre Demokratie herrscht; es kommt zu seiner Vollendung auf Erden, wenn sich die Demokratie alle Reiche dieser Welt erobert. Als sich daher Wilson im Jahre 1917 anschickte, der Welt die Segnungen der Demokratie zu sichern, wurden wir aufgefordert, unsern Gemeinden zu verkündigen, daß nun das Reich Gottes sich anschicke, überall in der Welt seinen Einzug zu halten, und daß Wilson, der Erfinder der Welt-demokratie, der Messias der Völker sei. Warum kommt mit der Demokratie das Reich Gottes? Wir gestehen, es nicht zu wissen, vermuten aber, aus folgendem Grunde. Die beiden Grundwahrheiten des Reiches Gottes lauten doch, wie uns die Loge offenbart hat: 1.) Gott ist aller Menschen Vater. 2.) Alle Menschen sind Brüder. Die erste Wahrheit ist für uns nur von Bedeutung als Stütze der zweiten; man kann aus ihr keine Folgerung für unser Verhalten gegen den Allvater ziehen. Aus der Tatsache, daß er unser Vater ist, sollte freilich folgen, daß er Ehre von uns fordern

darf; aber wir wissen nun einmal nicht, welche Art der Verehrung ihm gefällt. Dessen aber können wir gewiß sein, daß er es gerne sieht, wenn alle seine Kinder wie Brüder mit einander verkehren. Die Menschenbruderschaft aber, in deren Pflege allein sich die echte Religion äußert, feiert erst dann ihren höchsten Triumph, wenn sie sich im allerweitesten Kreise, wenn sie sich allgemein im Staatsleben zur Geltung bringt, wenn es keine Herrscher und keine Beherrschten, keine Könige und keine Untertanen mehr gibt, sondern jede Nation ein Volk von Brüdern ist. In eine solche Demokratie paßt eine geoffenbarte Religion nicht hinein; ganz besonders keine, die den Menschen zum armen Sünder macht und einen Gnadenweg zum Himmel lehrt. Die würdigt das edle Menschentum herab, das so schön in der Pflege der Brüderlichkeit zum Ausdruck kommt; die das eigentliche Wesen der Demokratie ist, und richtet eine Scheidewand zwischen den Bürgern auf, indem sie Lehren verkündigt, die den meisten ein Ärgernis und eine Torheit sind. Wenn man darum unsere Schule undemokratisch nennt, so wirft man ihr nicht nur vor, daß sie der einheitlichen Erziehung unserer Bürger im Wege steht, sondern auch, daß sie eine Religion lehrt, die eine Scheidewand zwischen ihnen aufrichtet. Soll das Ideal: "One country, one people, one language, **one God**" verwirklicht werden, so dürfen nur die allgemeinsten und farblosesten Sätze der Vernunftreligion gelten. Es ist also bei vielen unserer Mitbürger im letzten Grunde das Ärgernis des Kreuzes Christi, das sie zu Gegnern unserer Schule macht. Daß dem so ist, beweist aufs neue ein Artikel in der April-Nummer des Freimaurerblattes *The New Age*, in welchem ein gewisser J. W. Hamilton, ein grimmiger Feind unserer Schulen, behauptet, daß Demokratie und private Kirchenschulen sich nicht mit einander vertragen, und dann in seiner Beweisführung unter anderem sagt, that a spirit of narrowness and bigotry is undoubtedly fostered by the teaching of creedal and dogmatic sectarianism in schools and by teachers set apart for no other purpose, und dann den Unterricht in creedal and dogmatic sectarianism un-American (also undemokratisch) and harmful nennt.

Weil nun die Feindschaft gegen unsere Schule aus solcher Quelle fließt, war es verkehrt, zu hoffen, daß sie mit der Kriegshysterie schwinden werde. Die Erfahrung der jüngsten Zeit hat dann auch diese Hoffnung zuschanden gemacht. Der Haß gegen das Evangelium läßt unsern Gegnern keine Ruhe; sie werden immer wieder

neue Anläufe gegen unsre Schulen nehmen und ihren Untergang herbeizuführen suchen, und wir werden keineswegs leichtes Spiel haben, uns ihrer zu erwehren. Lohnt es sich unter solchen Umständen, unsere christliche Wochenschule fortzuführen? Wäre es nicht weiser, sie preisgeben und beizeiten für Ersatz zu sorgen?

Man findet hie und da Lutheraner, die geneigt sind, die erste Frage zu verneinen, die zweite zu bejahen. Die einen unter ihnen, weil sie dafür halten, daß unsere Kirche recht wohl ohne Wochenschule fertig werden könne. Früher sei ja ein Bedürfnis für sie vorhanden gewesen. Solange noch ein starker Strom von deutschen Einwanderern sich in unser Land ergoß und unsrer Kirche neue Glieder zuführte, die der Landessprache nicht mächtig waren, und solange auch viele früher eingewanderte oder hier geborene Glieder unsrer Gemeinden nur eine deutsche Predigt verstanden, habe unsre Wochenschule unsrer Kirche gute Dienste geleistet: sie habe die Kenntniss des Deutschen unter uns erhalten, sodaß wir in unserm kirchlichen Leben mit einer Sprache auskommen konnten und lange vor der sprachlichen Zwiespältigkeit bewahrt blieben, die uns jetzt viel zu schaffen macht und einen doppelten Kraftaufwand erheischt. Auch habe manches uns fernstehende Kind um des Deutschen willen unsere Schule besucht, und so sei uns Gelegenheit geboten worden, an ihm und oft auch an seinen Eltern Missionsarbeit zu tun. Aber die Gemeindegemeinschaft der Zukunft würde keine Gelegenheit haben, der Kirche solche Dienste zu leisten. An eine starke deutsche Einwanderung sei nicht mehr zu denken, und sollte sie doch zur Tatsache werden, so könne sie an unsrer Zweisprachigkeit nichts mehr ändern, sondern sie nur um einige Jahre verlängern. Für das innere Gedeihen unsrer Kirche aber sei die Gemeindegemeinschaft nie von großer Bedeutung gewesen; in dieser Hinsicht habe man sie viel zu hoch eingeschätzt. Schon ein Einblick in ihren Lehrplan zeige das. Fast keine Gemeindegemeinschaft habe mehr als täglich eine Stunde Religionsunterricht gegeben. Um das tun zu können, habe sie täglich fünf bis sechs Stunden Unterricht in den weltlichen Fächern geben müssen, den die Staatschule ebenso gut oder besser hätte geben können. Der religiöse Gewinn aus der einen Religionsstunde habe einen solchen Kraftaufwand nicht gerechtfertigt. Der Umstand, daß man täglich eine Stunde Religion gegeben habe neben einer Stunde Rechnen, Lesen, Schreiben usw., habe die Religion den Kindern zu etwas Alltäglichem ge-

macht, sie mit den weltlichen Fächern auf gleiche Stufe gestellt, zumal da viele Lehrer den Religionsunterricht genau so wie alle andern Fächer gaben. Wie mancher Pastor habe die Erfahrung gemacht, daß ein Konfirmand, der direkt aus der Staatschule zu ihm kam, dem Konfirmandenunterricht mit dem gespannten Interesse eines Menschen folgte, der sich in eine neue, wunderbare Welt versetzt sieht, während andere, in der Gemeindefchule durch routinemäßigen Religionsunterricht gegen die Wahrheiten des Reiches Gottes abgestumpft, interesselos dasaßen. Ein großer Mangel unsrer Schule sei auch der, daß in ihr der Religionsunterricht von Nichttheologen gegeben werde, die der Mehrzahl nach keine tiefe Erkenntnis des Evangeliums hätten und darum auch ihre Schüler nicht in seinen Reichtum einführen könnten. Wie oft höre man darüber klagen, daß eine gesetzliche Auffassung des Christentums den Religionsunterricht und die Zucht in unsern Schulen beherrsche. Es sei daher keine Frage, daß man Ersatz für unsere Wochenschule schaffen könne und vielleicht noch etwas mehr. Die Gemeindefchule habe bisher etwa fünf Religionsstunden wöchentlich gehabt. Die ließen sich auch außerhalb einer Wochenschule gewinnen. Es böten sich hier verschiedene Möglichkeiten. Man könnte vielleicht ein Abkommen mit der öffentlichen Schule treffen, nach welchem unsre Kinder täglich eine Stunde vom Unterricht in den weltlichen Fächern entschuldigt würden, in der sie dann von ihrem Pastor Religionsunterricht erhalten könnten. Die öffentliche Schule werde voraussichtlich dies Zugeständnis machen, um so Kinder zu gewinnen, die sonst nie unter ihren Einfluß kämen; auch wohl deswegen, weil sie mehr und mehr erkennt, daß zur Erziehung guter Bürger Religionsunterricht wünschenswert ist. In etwas modifizierter Form werde dieser Plan sogar bereits in einigen Schuldistrikten ausgeführt. Es ständen aber auch andere Wege offen, die zum Ziele führen. Man könnte entweder eine Samstag- oder eine Sommerschule einrichten, und in jeder von beiden ließen sich alljährlich 200 Stunden für Religion gewinnen. Endlich könnte auch die Sonntagschule durch intensiveren, systematischeren Betrieb leistungsfähiger gemacht werden. Und weil nun der Religionsunterricht von einem durchgebildeten Theologen, von dem Seelsorger der Kinder gegeben werde, dürfe man erwarten, daß der religiöse Gewinn, der Gewinn für das innere Leben des Kindes und das kirchliche Leben der Gemeinde, ein viel größerer sein werde als bisher. Dazu komme, daß man des leidigen Kampfes um die Existenz der Schule enthoben sei

und mit dem Staate in Frieden und Freundschaft leben könne. Die großen Summen aber, welche die Einrichtung und der Betrieb von christlichen Wochenschulen erheischen, können gespart oder in größeren Gemeinden zur Besoldung eines zweiten oder dritten Pastors verwendet werden, von dessen Wirksamkeit sich die Gemeinde größeren Segen versprechen dürfe als von einer Wochenschule.

Wir glauben, daß diese Beweisführung zu Gunsten der Abschaffung unsrer Wochenschule für diejenigen, die sich mit Erziehungsfragen noch wenig beschäftigt haben und auf diesem Gebiete noch unerfahren sind, etwas Bestechendes hat. Sie hat es, weil ihr einige Tatsachen zugrunde liegen, weil sie manches Wahre enthält. Es ist Tatsache, daß mit dem Wegfall des Deutschen ein Grund für die Fortführung unsrer Schule wegfällt, der einst bei ihrer Einrichtung mit in Betracht gezogen worden ist. Eine deutsche, respektive deutsch-englische Gemeindefschule war früher für unsere Kirche hierzulande ein unabweisbares Bedürfnis. Unsre Väter haben Gemeindefschulen selbstverständlich in erster Linie deswegen eingerichtet, weil sie ihre Kinder christlich erziehen wollten; aber sie wollten ohne Zweifel durch sie auch das Deutsche pflegen, um unsre Kirche möglichst lange einsprachig zu erhalten und es so den Alten zu ermöglichen, mit der Jugend nicht nur in einem Glauben, sondern auch in einer Sprache und in ein und demselben Gottesdienst Gott anzubeten. Wer wollte leugnen, daß dies weise gehandelt war. Was wäre wohl aus unsrer Kirche, aus unsrer Synode geworden, wenn sie gleich, nachdem sie hier Fuß gefaßt, wenn sie schon vor vier oder fünf Jahrzehnten englisch geworden wäre! Ohne Zweifel hätte sowohl ihr äußeres wie ihr inneres Gedeihen darunter gelitten. Das erstere, weil ihr dann große Scharen von deutschen Einwanderern, die ihr nun einverleibt sind, nie hätten zugeführt werden können; das letztere, weil sie, um von allem Andern ganz abzusehen, ihre deutsche Literatur verloren hätte, ehe eine englische zur Verfügung stand oder von ihr mit Nutzen hätte gebraucht werden können. Wir möchten hier gleich hinzufügen, daß unsre Schule auch heute noch durch den Wegfall des Deutschen manche Einbuße erleidet. Die deutsche Bibel ist deutscher, als die englische englisch ist, und darum leichter verständlich und ein besseres Schulbuch als diese. Das deutsche Kirchenlied ist gehaltvoller, schlichter, volkstümlicher, schlägt einen kindlicheren Ton an als das englische und eignet sich darum besser für die Schule. Auch der Luthersche Katechismus verliert in der Übersetzung etwas von

seinem kindlichen, herzandringenden Ton. Diese Einbuße ist nicht ganz gering anzuschlagen. Jeder ältere Pastor unter uns weiß — schon aus seiner Erfahrung an den Krankenbetten —, daß Bibel, Katechismus und Kirchenlied die Hauptgüter sind, von denen unser der Schule entwachsendes Christenvolk bisher gezehrt hat. Die Frage, ob wir noch lange das Deutsche in unsrer Schule treiben sollten oder nicht, wird hierdurch weder bejaht noch verneint; hier soll nur das Zugeständnis gemacht werden, daß die englische Gemeindegemeinschaft zunächst nicht ganz und gar das sein wird, was die deutsche war.

Auch die Behauptung, daß unsre Schule überschätzt worden ist, ist nicht ganz falsch. Sie ist von denen überschätzt worden, die Schein und Wesen, Schale und Kern, Namen und Sache nicht unterscheiden können und darum meinen, sobald eine Gemeinde eine eigne Schule einrichte, sei für die christliche Erziehung aufs beste gesorgt. Es ist nicht alles Gold, was glänzt; es ist nicht jede Schule ohne weiteres christlich, weil sie eine Gemeindegemeinschaft ist. Es gibt Gemeinden, die sich ein verkehrtes Ziel für ihre Schulen stecken oder doch sich nach und nach das Ziel verrücken lassen. Wer in den Lehrplan mancher Gemeindegemeinschaft Einblick nimmt, kann sich des Eindrucks kaum erwehren, daß in ihr die Religion eine sehr untergeordnete Rolle spielt, daß die Religionsfächer von den weltlichen schier erdrückt werden. Wie viele Gemeindeglieder gibt es, die mit ihrer Schule und mit ihren Lehrern so lange zufrieden sind, als diese mit ihren Leistungen bei der Staatsschule Anerkennung finden, aber nie danach fragen, ob auch für die christliche Erziehung genügend Sorge getragen ist. Man kann auch nicht leugnen, daß es Gemeindegemeinschaftslehrer gibt, die den Religionsunterricht sehr routinemäßig, ohne innere Beteiligung geben wie irgendein anderes Fach; ebenso pedantisch wie in andern Fächern werden die Aufgaben abgehört, ebenso ledern und verstandesmäßig wie etwa beim Rechnen werden die nötigen Ausführungen und Erklärungen gegeben, und nur an der größeren Reizbarkeit des von seinem Unterricht selbst unbefriedigten Lehrers oder gar an den reichlicher bemessenen Prügelein merken die Schüler, daß es sich nicht ums Rechnen, sondern ums Evangelium handelt, und sind herzlich froh, wenn die Religionsstunde schließlich zu Ende geht. Es wird geklagt, daß mancher Lehrer, der in den weltlichen Fächern etwas Tüchtiges leistet, im Religionsunterricht nichts Befriedigendes zustande bringe, ja daß ein gediegener Religionsunterricht eher die



Ausnahme als die Regel sei. Auch das wird mancher Pastor bestätigen müssen, daß manchmal Kinder aus unsern Schulen vom Konfirmandenunterricht weniger gefesselt werden als das eine oder andere aus der Staatschule. — Wir gestehen mit dem allen zu, daß manche an unsern Schulen geübte Kritik nicht ganz unbegründet ist, und halten dafür, daß es weise ist, alle Ausstellungen an unserm Schulwesen, die zu unsern Ohren kommen, sorgfältig zu prüfen; durch Leugnung der offenbar vorhandenen Schäden würden wir unsere Schule am allerwenigsten vor dem Untergang bewahren.

Nichtsdestoweniger können wir den Gründen, die gegen die Beibehaltung unsrer Wochenschule ins Feld geführt werden und für die Einrichtung von Schulen, die als Ersatz für diese dienen sollen, nicht zustimmen. Einmal deswegen nicht, weil es unlogisch und ungerecht wäre, um der Mängel willen, die einzelnen Gemeindefschulen anhaften, das ganze Gemeindefschulwesen zu verdammen. Mit derselben Berechtigung könnte man auch unser ganzes Gemeinde- und Synodalwesen verurtheilen; denn wie viele Mängel finden sich da! Die öffentliche Predigt müßte dann auch fallen; denn es gibt Pastoren, deren Predigten ebenso schlecht sind wie die Religionsstunden mancher Lehrer. Und wenn man sich darauf beruft, daß mancher Konfirmand, der aus der öffentlichen Schule zu uns kommt, mehr Interesse für den Religionsunterricht zeigt als mancher aus unsern Schulen, und damit beweisen will, daß diese gegen die Religion abstumpfen, so kann man auch darauf hinweisen, daß mancher, der sich nie zur Kirche gehalten hat, auf seinem Sterbebette das Evangelium vom Sünderheiland mit größerer Freude hört als mancher fleißige Kirchgänger, und daraus folgern, daß der öffentliche Gottesdienst vom Übel ist. Sodann aber ist die vorgeschlagene Umwandlung unsrer Schule unsers Erachtens weder ausführbar, noch würde sie auch nur annähernd Ersatz schaffen für das, was wir verlören. Gesezt den Fall, die Staatschule gäbe täglich eine Stunde ihrer Zeit für den Religionsunterricht her, wer sollte diesen geben? Ein Pastor könnte es nicht; mancher Pastor würde vielleicht in drei, vier, fünf weit auseinander liegenden Schulen Kinder seiner Parochie haben. Wie könnte er täglich alle eine Stunde unterrichten? Er könnte doch auch nicht alle Kinder ohne Rücksicht auf Alter und vorausgegangene Schulung in einer Klasse unterbringen, sondern müßte vielleicht ein halbes Duzend Klassen bilden. Man sieht, das sind Utopien. Und die Samstagsschule? Würden wir wohl auf die Dauer alle unsere

Kinder, respektive deren Eltern für einen sechsten Schultag gewinnen können? Und wenn wir es könnten, würde nicht vielleicht bald hier, bald dort eine bleichsüchtige Dame, die ihre Dienste als social service worker oder als Gesundheitsbeamtin dem Staate zur Verfügung gestellt hat, ein lautes Protestgeschrei erheben und uns beschuldigen, daß wir der Jugend die nötige Erholung versagen und so die Wehrkraft des Landes schwächen, vielleicht gar in landesverrätischer Absicht? Und dann fünf bis sechs Stunden Religion täglich, und in der Sommerschule dies sogar fünf Tage in der Woche! Dürfte man dies unsern Kindern zumuten, selbst wenn biblische Geschichte, Katechismus, Bibellesen und ähnliche Fächer regelmäßig miteinander abwechselten? Wir glauben, wenn unsre Wochenschule in Wegfall käme, würden sich viele Gemeinden bald mit Sonntagschule und Konfirmandenunterricht begnügen.

Aber wenn sich die vorgeschlagene Änderung auch allgemein ausführen ließe, sie würde keineswegs für die Wochenschule Ersatz bieten. Die Ersatzschule, von der wir geredet haben, hätte doch zur Voraussetzung, daß unsre Jugend die öffentliche Schule besuchte und hier in den weltlichen Fächern unterrichtet würde. Ist es nun aber wirklich so, daß die religionslose Schule diese Fächer ebenso gut geben kann wie die christliche? Ist der Unterricht der Staatschule wirklich gut, „soweit er geht“, wie man sich vielfach ausdrückt? Es gehört viel Gedankenlosigkeit oder Blindheit dazu, dies zu behaupten, und wenn es immer wieder gesagt, geschrieben und gar von den Kanzeln gepredigt wird, so darf man sich nicht wundern, wenn unsre Christen schließlich die Gemeindegemeinschaft für überflüssig halten. Ist das, was die Staatschule in der Geographie über die Entstehung der Erde lehrt, gut, soweit es geht? Ist das, was sie in der Biologie, in der Botanik, in der Zoologie über die Entstehung der Arten in Tier- und Pflanzenwelt, über die mannigfaltigen Lebensformen lehrt, gut, soweit es geht? Ist das Urteil ungläubiger Lehrer über menschliche Handlungen und Charaktere in Geschichte und Literatur gut, soweit es geht? Oder glaubt man etwa, die Staatschule werde sich damit begnügen, zu lehren, daß zweimal zwei vier ist, daß die Vögel Eier legen, daß der Mensch zwei Hände hat? Nein, sie will nicht nur das, was ist und geschieht, dem Schüler vor Augen führen, sondern auch die Zusammenhänge in allem, was in Natur- und Menschenwelt geschieht, klarstellen und ihm zu einer bestimmten Auffassung von der ihn umgebenden Welt und vom Menschenleben verhelfen.

Und da sie hierbei der blinden Vernunft folgt und dem Urtheil der trunkenen Wissenschaft, welche sich nicht in den ihr gezogenen Schranken hält, wie kann sie anders als Falsches lehren, als jedes Lehrfach verderben, als alles in grundverkehrtem Lichte darstellen, als lauter verkehrte Werturtheile fällen? Es ist nicht wahr, was manchmal von Lutheranern behauptet wird, daß der Unterricht, daß die Erziehung der religionslosen Staatschule für dieses Leben genügt. Ihre Erziehungsergebnisse genügen keineswegs für dieses Leben. Unse lutherischen Mitbürger fangen nachgerade an, dies zu erkennen. Man klagt allgemein: Es kann nicht so weiter gehen. Es muß für eine bessere Erziehung unsrer Jugend gesorgt werden durch Unterricht in der Moral oder in der Religion. Die Jugend wird immer leichtsinniger, arbeitscheuer, genußsüchtiger, unzuverlässiger, unsittlicher. Unsere republikanischen Einrichtungen können auf die Dauer nicht bestehen, wenn es nicht gelingt, Wandel zu schaffen. Wir Lutheraner sollten wahrlich nicht die Letzten sein, die das erkennen. Wir sollten nicht erst durch Schaden Klug werden, nicht erst aus der Geschichte lernen müssen, sondern schon aus dem untrüglichen Gotteswort wissen, daß jede Erziehung zu einer Weltanschauung, die über die Diesseitigkeit nicht hinauskommt, in der Gott und Ewigkeit unbekannte Begriffe sind, auch für dieses Leben nichts leistet, sondern schließlich zur Zerfetzung aller Moral führen und jeden Staat zugrunde richten muß. „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Sie taugen nichts und sind ein Greuel mit ihrem Wesen; da ist keiner, der Gutes tue.“ (Rö. 14, 1.) Könnten wir es nun beantworten, unsere Kinder freiwillig Schulen anzuvertrauen, in denen die Dinge dieser Welt in einem ganz verkehrten Lichte gezeigt, mit einem falschen Maßstab gemessen werden, wo man ausschließlich dem Lichte der superklugen Vernunft folgt, die alles besser weiß als Gott und doch immer und überall bankrott gemacht hat? Ist unsere Kirche nicht auf Gottes Wort allein gegründet? Muß nicht der Bau ihres Bekenntnisses einstürzen, sobald dieses Fundament gelockert und untergraben wird? Ist nicht unsere Kirche vor allen protestantischen Kirchen unrettbar verloren, wenn in der Beurteilung ihrer Lehren der Vernunft Spielraum gelassen wird? Muß nicht gerade sie zu Gliedern demütige Schüler des Wortes haben, die dem Worte Pauli zustimmen: „Die göttliche Torheit ist weiser, denn die Menschen sind; und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind“ (1. Kor. 1, 25).? Die durch das Wort vom Kreuz

ihres Heils gewiß und ihres Lebens froh geworden, bereit sind, „der Vernunft die Augen auszustechen“? Wieviel Not aber würden wir haben, unsere Kinder zu solchen Schülern des Wortes zu erziehen, wenn sie vom sechsten bis siebenzehnten Lebensjahre eine Schule besuchten, wo sie fünf Tage in der Woche in allen Dingen ausschließlich der Vernunft folgen lernen, und wo ihnen im Gegensatz zur Schrift vieles, das die Vernunft sich anmaßt zu wissen und doch nicht wissen kann, als unbestreitbare Tatsache, als unanfechtbares Ergebnis wissenschaftlicher Forschung dargeboten wird, von verdeckter oder offener Verhöhnung unsers Glaubensgrundes garnicht zu reden! Es mag früher, es mag vor drei, vier, fünf Jahrzehnten in dieser Hinsicht noch besser um die öffentliche Schule gestanden haben; ein nicht unbedeutender Prozentsatz ihrer Lehrer war damals noch gottesfürchtig und bibelgläubig. Aber in unsrer Zeit, wo der Gegensatz zwischen Evangelium und Humanismus sich immer mehr zuspitzt, wo von letzterem fast das ganze Sektentum angefressen ist, dessen Führer Bücklinge, tiefe Bücklinge vor der Wissenschaft machen und über einen großen Teil der Bibel die Nase rümpfen, ist die Gefahr der Verführung zum Abfall von dem festen prophetischen Wort, welcher unsere Kinder in der öffentlichen Schule ausgesetzt wären, groß und allgemein. Sind doch die meisten Staatschullehrer, sofern sie nicht total ungläubig sind, Glieder der Sektenkirchen. Die Gegner unsrer Schule sehen in dieser Sache sehr klar. Viele Freimaurer und Sektenteute sprechen es unverhohlen aus, daß nur die Erziehung der öffentlichen Schule gegen narrowness and bigotry (soll heißen gegen das Festhalten an der Schrift als dem unfehlbaren Gotteswort) Schutz bieten könne. Wer es mit unsern Kindern und mit unsrer Kirche gut meint, arbeite ihnen nicht in die Hände.

Aber wenn sich die öffentliche Schule bei ihrem Unterricht in den weltlichen Fächern auf Tatsachen beschränkte und keine schriftwidrigen Lehren verkündigte, wie dann? Auch dann wäre es töricht, ihr unsere Jugend anzuvertrauen. Ein Unterricht, der nur die Kenntnis von Tatsachen vermittelt, sich aber auf ihre Deutung und ihren innern Zusammenhang nicht einläßt, ist nahezu wertlos. Alles Unterrichtsmaterial muß in einen innern Zusammenhang gebracht werden, sonst kann es beim Schüler zu keiner bestimmten Welt- und Lebensauffassung kommen. Die Erkenntnisse, welche in der Religion, und die, welche in den weltlichen Fächern gewonnen werden, dürfen darum nicht unverbunden in der Seele des Schülers neben-

einander liegen. Geistliche und weltliche Dinge dürfen ebensowenig von einander getrennt gehalten werden, wie Gott und die Welt von einander geschieden sind. Man kann die Welt nicht ohne Gott und Gott nicht ohne die Welt verstehen. Wer zu den Schülern von rein göttlichen Dingen reden wollte, würde in den Wind reden. Rein göttliche Dinge versteht weder der Lehrer noch der Schüler. Gott wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann (1. Tim. 6, 16). Beschränkte Wesen, wie wir sind, dürfen wir nicht hoffen, je in die Tiefen der Gottheit einzudringen. Gott offenbart sich uns daher in der Schrift nicht durch abstrakte Definitionen seines Wesens. Er zeigt uns nicht zur Befriedigung unsers Wissensdurstes, wer er, an sich betrachtet, ist. Er offenbart sich immer nur in seinem Verhältnis zu uns; er redet von göttlichen Dingen in Verbindung mit menschlichen Dingen. Die Schrift sagt: „Gott ist die Liebe“ (1. Joh. 4, 16) und lehrt uns so, wer Gott ist u n s g e g e n ü b e r. Und damit wir dies recht fassen, erzählt sie uns, wie sich Gott gegen den Betrüger Jakob, den Mörder und Ehebrecher David, den Verleugner Petrus, den Lästler und Verfolger Saulus, gegen die große Sünderin, wie er sich gegen die verlorene Welt verhalten hat, weil er die Liebe ist. Wenn wir daher unsere Schüler mit wahrhaft christlicher Erkenntnis erfüllen, sie wahrhaft christlich erziehen wollen, müssen wir in ähnlicher Weise verfahren: wir müssen die Klarheit Gottes sich spiegeln lassen in menschlichen Verhältnissen; wir müssen alles Unterrichtsmaterial, sofern es einen Wahrheitsgehalt hat und nicht rein formaler Natur ist, mit dem Evangelium durchdringen. Nur dann werden die Schüler die weltlichen Dinge im rechten Lichte sehen. Die Schrift sagt Röm. 11, 36: Von ihm und durch ihn und zu ihm sind a l l e D i n g e. Wie kann darum der Schüler irgendein Ding richtig erfassen, wenn sein Verhältnis zum Schöpfer, Erlöser und Seligmacher nicht aufgezeigt wird? Aber könnte das nicht der Religionslehrer nachträglich tun? wendet man vielleicht ein. Könnte er nicht im Religionsunterricht den innern Zusammenhang der Dinge zeigen und die empfangenen falschen Eindrücke beseitigen? Wir antworten: Er würde weder Zeit dazu haben, noch auch immer erfahren, welches Gift in die Seele des Schülers geträufelt wurde. Und wenn er es erführe, würde es immer gelingen, das Gift unschädlich zu machen? Ist das Menschenherz nicht von Natur viel geneigter, den Irrtum anzunehmen als die Wahrheit? Und würde nicht im besten Fall die Seele des Schülers in beständiger Unruhe erhalten, bei der

das geistliche Leben schwerlich gedeihen könnte? In vielen Fällen würde das ohne Zweifel zu einer Zerklüftung des Innenlebens führen; der Schüler würde eine zwiespältige Weltanschauung bekommen, die Welt am Sonntag mit christlichen und am Werktag mit heidnischen Augen ansehen; sein Christentum würde sehr anpassungsfähig und bequem, aber auch völlig wertlos sein. Soll daher die Schule leisten, was wir als Christen von ihr fordern müssen, so müssen die weltlichen Fächer ebenso wie die religiösen von christlichen Lehrern gegeben werden. Wir sehen darum keine Möglichkeit, für unsere christliche Wochenschule Ersatz zu schaffen.

Aber mancher stimmt uns hierin zu, und ist doch nicht bereit, einen weiteren Kampf für unsere Wochenschule zu wagen. Er hält diesen eben für aussichtslos, für verloren. Man müsse nicht versuchen, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, sagt man, sondern sich ins Unvermeidliche schicken und beizeiten bestmöglichen Ersatz für das schaffen, was sich doch nicht halten läßt. Und warum läßt sich unsere Schule nicht halten? Einmal deswegen nicht, sagt man, weil sie nicht mit der Staatschule konkurrieren kann. Dieser stehen riesige Geldmittel zur Verfügung. Sie kann palastartige Schulgebäude errichten und sie mit allen modernen Einrichtungen und kostspieligen Lehrmitteln ausstatten. Sie kann in manchen Staaten die Schulbücher frei liefern und hier und da sogar für billige Beköstigung ihrer Schüler sorgen. Sie kann ihre Lehrer und Lehrerinnen auf Anstalten ausbilden, denen tüchtige Lehrkräfte in großer Zahl zur Verfügung stehen, und die die Mittel haben, sich in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Sie kann ihren Lehrern Gehälter zahlen, wie sie jemand beanspruchen muß, der sich seine Ausbildung viel hat kosten lassen. So hat es schon bisher gestanden. Wenn nun vollends die Smith-Towner Bill Gesetz wird, die jährlich hundert Millionen Dollars für Schulzwecke aus dem Bundeschatz bewilligt, so sind die Mittel der öffentlichen Schule schier unbegrenzt. Unsere Geldmittel dagegen sind beschränkt. Wir müssen uns mit anspruchslosen Schulgebäuden und bescheidenen Lehrmitteln begnügen. Unsere Lehrer werden auf Anstalten ausgebildet, an denen eine kleine Zahl überarbeitete, schlecht bezahlte Lehrkräfte wirken. Und die Lehrergehälter, die unsere Schulen zahlen können, sind auch nicht verlockend und dürften tüchtigen Männern kaum genügen. Können wir unter so ungünstigen Verhältnissen unsere Schulen auf der Höhe der Zeit erhalten? Und können wir es nicht, werden dann unsere

Eltern ihnen ihre Kinder anvertrauen? Und würde der Staat dazu schweigen? Und das ist nur eine Schwierigkeit. Die andere ist vielleicht noch größer: behalten wir unsere Schulen, so müssen wir beständig gegen den Strom schwimmen, gegen den Strom der öffentlichen Meinung. Das ist nicht nur schwer, sondern kann auch ein böses Ende nehmen, kann, unsicher wie die Zeiten nun einmal sind, zur Verfolgung unsrer Kirche führen, bei der wir unendlich mehr verlieren müßten, als wir durch die Gemeindegemeinschaft gewinnen könnten.

Daß unsre Schule auch in Zukunft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, daß sie vielleicht noch größere Opfer von uns erheischen wird als bisher, geben wir zu; ob aber alle Opfer vergeblich sein werden, weiß Gott allein. Wir haben keine Ursache, anzunehmen, daß unsre Schule in ihren Leistungen weit hinter der Staatschule zurückbleiben müsse. Wenn wir die uns zur Verfügung stehenden Geldmittel mit denen des Staates vergleichen, könnten wir allerdings leicht mutlos werden. Aber vergessen wir nicht: Geldmittel reichen in den Händen des Staates nicht so weit wie in unsern Händen, und reichliche Geldmittel allein schaffen noch kein tüchtiges Schulwesen. Das Gedeihen der Schule hängt in erster Linie von der Tüchtigkeit und Berufstreue ihrer Lehrer ab und diese wieder in hohem Maße von ihrer Berufsfreudigkeit. Um die letztere aber ist es bei den Staatschullehrern, vor allen Dingen bei den Elementarlehrern, nicht gut bestellt. Viele würden lieber heute als morgen einen andern Beruf ergreifen. Nur wenige haben das Lehrfach als ihren Lebensberuf erwählt. Es ist ihnen nicht lohnend genug; es verschafft weder die Mittel zu Wohlleben noch gesellschaftliche Stellung und Ehren. Es bietet den meisten auch keine innere Befriedigung. Nur der Jugendlehrer wird in seinem Berufe Befriedigung finden, der wirkliche Erziehungsarbeit tun darf; der mit seinem Gemüt an der Arbeit beteiligt ist; der die Freude hat, jungen Mitmenschen, die mit verwunderten Augen in das ihnen noch unbekanntes Land des vor ihnen liegenden Lebens blicken, dieses im rechten Lichte und vom rechten Gesichtspunkte aus zeigen zu dürfen; ihnen Anteil zu geben an den Lebensgütern, die ihm nach mühsamer Arbeit geworden sind; ihr Innenleben zu bereichern; sie für wahre Lebenswerte zu erwärmen und zu Charakteren erziehen zu helfen, die innerlich gefestigt, trotz der Lockrufe und der Drohungen, trotz des sinnverwirrenden Geschreis der immer toller werdenden Welt ihr Ziel

nicht aus den Augen verlieren und sich um ihr Erbteil nicht betrügen lassen. Zu solcher Erziehungsarbeit ist in der Staatschule keine Gelegenheit; ohne das Evangelium, das aus ihr verbannt ist, ist sie unmöglich; ein leichter Humanismus bietet keinen Ersatz. Wen könnte es aber befriedigen, jahraus, jahrein das Abc, das Einmaleins, die Deklination und Konjugation zu lehren, wenn er seinen Schülern nicht zugleich etwas Besseres bieten darf; wenn er nicht auf die Entfaltung ihres gesamten Innenlebens, sondern nur auf die des dünnen Verstandeslebens Einfluß hat? Unter solchen Umständen wird der Lehrerberuf zur Tretmühle, und dafür halten unzählige Staatschullehrer ihn. Wir bekamen in den letzten Wochen mehrere an Lehrer gerichtete Zirkulare zu Gesicht, in denen Minengesellschaften, Quellenbesitzer, Leiter von billigen Korrespondenzschulen und ähnliche Wohltäter des Menschengeschlechts erstere daran erinnerten, daß ihr Beruf sie doch nicht befriedigen könne; daß es ein grausames Geschick sei, sein ganzes Leben in die Schulstube verbannt und zum Unterrichten von Kindern verurteilt zu sein; daß nun edle Menschenfreunde ihnen Gelegenheit böten, aus der trostlosen Misere herauszukommen. Solange der Lehrerberuf so eingeschätzt wird, darf unser Land auf keinen tüchtigen, in seinem Beruf aufgehenden Lehrerstand rechnen, und keine Millionen werden hieran etwas ändern. Wer geneigt ist, die Leistungen der Staatschule nach den Millionen zu beurteilen, die ihr Betrieb kostet, dem diene folgender Auschnitt aus einem Artikel über das amerikanische Schulwesen, der in dem norwegischen Blatt "Scole og Samfund" publiziert wurde und in der September-Nummer der "Educational Review" in englischer Übersetzung abgedruckt ist, zur Ernüchterung.

"It now appears that one-quarter of the population cannot read an English newspaper or write a fair letter; that American teachers are more poorly trained than the teachers of any other civilized country, only one out of five having a high school training. . . . The lack of trained teachers is frightful. The best teachers leave their positions on account of the absurdly low salaries. In but few states are as many as one-half of the teachers fully trained, with four years at high school and two years of training. . . . The war has in many ways revealed evident defects in many fields, but especially in the want of general fundamental education. Among the drafted men there were in every company, from all the states,



some that could not read or write. But worst of all were the conditions among the people from the South; of these more than one-half could neither read nor write, or, at any rate, they were so limited that they could not read and understand instructions."

Die "Educational Review" bemerkt zu dem Artikel: "This seems to depict a decidedly serious condition of affairs when it comes from a foreign nation. But is it not true? A company of Norwegian scholars educated in American Universities waited upon the editor of *Scole og Samfund* and demanded that he retract his slander of their adopted land, but in answer that gentleman showed them the articles for and against the Smith-Towner Bill in the 'Educational Review' during the past few months. While some statements in the Norwegian article had been exaggerated and some facts could not be precisely understood by the foreign editor, on the whole the description was substantially correct."

Sollte es unter solchen Umständen wirklich so schwer, ja fast unmöglich sein, mit den Leistungen der Staatschule Schritt zu halten, selbst wenn diese gerade in den Staaten, in welchen wir die meisten Gemeindeschulen haben, mehr leistet und an die Berufsbildung ihrer Lehrer höhere Anforderungen stellt, als man auf Grund jener Statistik vermuten möchte? Bedenken wir doch, daß wir bei der Ausbildung von Lehrern dem Staate gegenüber einen Vorteil haben, den keine Millionen aufwiegen können: wir erziehen unsre Lehrer mit dem Evangelium; wir zeigen ihnen die Wichtigkeit und Herrlichkeit ihres Berufs im Lichte des Evangeliums; wir erwecken in ihnen Berufsfreudigkeit, Berufseifer, Berufstreue durchs Evangelium. Und sie selber arbeiten im Evangelium. Ihre Aufgabe ist nicht, das A b c zu lehren, sondern Kinder Gottes erziehen, ihnen den überschwenglichen Reichtum, den Christus ihnen als Taufgeschenk in die Wiege gelegt, Stück für Stück zeigen und ihr himmlisches Erbteil bewahren zu helfen. Das Ziel ihrer Arbeit ist nicht, den Zöglingen gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, sondern durch allen Unterricht und alle Zucht dazu zu helfen, daß ihr gesamtes Innenleben zu gesunder Entfaltung komme und durchs Evangelium geheiligt werde. Sie sollen nicht Handwerker für die Werkstatt, Techniker für die Fabrik, Buchhalter für die Geschäftsstube, Lehrer für die Schule ausbilden, sondern Menschen fürs Leben, das

gegenwärtige und zukünftige, erziehen. Während die Lehrer der Staatschule sozusagen geisttötende Stückarbeit tun, verrichten sie die Arbeit des Meisters, der sein Werk im einzelnen wie im ganzen plant, ausführt und an dem Gelingen des Ganzen seine Freude hat. Muß nicht ein solcher Beruf an sich befriedigen wie kaum ein anderer? Dazu kommt, daß man in demselben auf die Achtung, Liebe und Dankbarkeit aller verständigen Christen rechnen darf; ja, daß der Herr Jesus diesen Dienst an seinen Vämmern als ihm selbst erwiesen ansieht und einst in Gnaden überschwenglich lohnen will. Wir machen denn auch die Erfahrung, daß viele unsrer Lehrer, vom Evangelium erfaßt, ihren Beruf lieb haben und in ihm trotz kärglicher Besoldung, trotz manches erfahrenen Undanks alle Treue beweisen. Sollten Schulen mit solchen Lehrern nicht auch unter ungünstigen Verhältnissen etwas Rechtshaffenes leisten? Aber nicht nur in unsern Lehrern, sondern auch in unsern Schülern haben wir dem Staate gegenüber einen Vorteil. Unsrer Schüler sind getaufte Christenkinder und kommen aus christlichen Elternhäusern. Sie sind darum in den meisten Fällen an christliche Zucht und Ordnung gewöhnt und leichter zu regieren als andere; sie sehen in ihren Lehrern ihnen von Gott gesetzte Herren, denen sie Gehorsam schulden; sie sind für das Evangelium empfänglich und lassen sich durch dasselbe zur Aufmerksamkeit, zum Fleiß und andere Tugenden anspornen, die zum Gedeihen der Schule nötig sind. Wenn wir diese uns verliehenen Vorteile ausnützen, werden wir gewiß auch in den weltlichen Fächern mit unsern Leistungen hinter denen des Staates nicht zurückbleiben. — Aber freilich, wir dürfen nicht vergessen, wo die Wurzeln unsrer Kraft liegen. Wir stehen in Gefahr, dies zu tun. Weil man mit der Staatschule konkurrieren will, ist man leicht versucht, alles Gewicht auf die weltlichen Fächer zu legen und die Religion, das Evangelium zu vernachlässigen. Lörichter könnte man kaum handeln. Damit gäbe die Gemeindefschule gerade das preis, was sie vor der Staatschule voraus hat, und könnte dann gewiß nicht mit dieser konkurrieren, ja hätte überhaupt keine Existenzberechtigung mehr. Es kommt alles darauf an, daß wir einmal Lehrer ausbilden, die vom Evangelium ergriffen sind, und denen die christliche Erziehung der Jugend als das Eine, Große, Herrliche vor Augen schwebt, dazu sie berufen sind, und daß wir zum andern das Evangelium reichlich in unsern Schulen wohnen lassen und mit ihm unsern Kindern ans Herz greifen. Gelingt dies, so wird alles Andere sich finden; es wird sich

auch hier wieder bewähren, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist.

Aber wenn unsre Schule es auch möglich macht, zu leisten, was der Staat von seinen Schulen fordert, werden wir dann nicht immer noch die öffentliche Meinung gegen uns haben? Wir fürchten es, weil man ja nicht deswegen gegen unsre Schule agitiert, weil sie nichts leistet, sondern weil sie zur Engherzigkeit und Bigoterie erziehe oder den Schmelztiegelprozeß hindere. Es ist darum nicht ausgeschlossen, daß man den Versuch machen wird, die Erziehung unsrer Jugend aus unsern Händen zu nehmen und in die Hände des Staates zu legen. Es ist auch möglich, daß wir Verfolgung leiden müssen, wenn wir uns gewissenshalber dem widersetzen. Daß die uns in der Landesverfassung gewährleisteten Rechte uns nicht unter allen Umständen schützen werden, lehrt die Erfahrung der letzten Jahre. Wir haben es auch vor Augen, daß die Böbelherrschaft noch kein Ende hat, daß neben der rechtmäßigen Regierung, die geschworen hat, die Verfassung und die Gesetze des Landes aufrecht zu erhalten, eine Anzahl andere Mächte offen oder im geheimen regieren und sich an kein Gesetz binden. Daß die vielgerühmte Humanität unsrer „fortgeschrittenen“ Zeit immer gerade dann versagt, wenn sie am nötigsten ist; daß die Bestie im Menschen trotz aller Evolutionstheorie noch immer die alte ist, hat uns der Krieg wieder ad oculos demonstriert. In einer dem Materialismus ergebenen Zeit, wie die unsre es ist, hat man für Gewissens- und Prinzipienfragen kein Verständnis, sondern erwartet von einem jeden, daß er sich der brutalen Majorität fügt. Aber das alles darf uns nicht verleiten, die Erziehung unsrer Jugend, die uns befohlen ist, für die wir einmal Gott Rechenschaft geben müssen, freiwillig aus den Händen zu geben. Wir sind es unserm Heilande schuldig, daß wir ihm, soviel an uns ist, sein Eigentum, das sein Gottesblut gekostet hat, bewahren. Wir sind es unsern Kindern schuldig, daß wir ihnen ihr Erbteil erhalten helfen. Wir sind es dem Staate schuldig, daß wir ihm — wenn nötig, auch durch das Erdulden von Verfolgung — bezeugen, daß er seine Befugnisse überschreitet und sein Amt mißbraucht, wenn er den Eltern nicht gestattet, ihre Kinder so zu erziehen, wie sie es einst hoffen vor Gott verantworten zu können; daß er sich selbst zugrunde richtet, wenn er eine religionslose Erziehung der Jugend erzwingt. Wenn wir auch äußerlich unterlägen, unser Zeugnis würde doch nicht ungesegnet bleiben. Und was wäre gewonnen, wenn wir unsre Schulen preisgäben, um

der Verfolgung zu entgehen? Ist es nicht das Wort vom Kreuz, das wir in Kirche und Schule verkündigen, um dessen willen man uns in gewissen Kreisen für einen Gemeindeschaden hält? Würde man uns darum nicht nach wie vor bekämpfen, solange wir an diesem Worte festhalten und in unsrer „Engherzigkeit“ beharren? Ja, würde nicht gerade der Umstand, daß wir einmal in Gewissenssachen Zugeständnisse gemacht hätten, unsern Gegnern Mut machen, weitere von uns zu fordern und nicht zu ruhen, bis wir das Evangelium auf die beiden Glaubenssätze der Loge reduziert hätten und dieser und ihren Gesinnungsgenossen kein Stein des Anstoßes mehr wären? Müssen wir Verfolgung leiden, so wollen wir uns demütigen unter die gewaltige Hand Gottes und bekennen, daß wir die Züchtigung wohl verdient haben. Wir haben vielfach die Zeit nicht erkannt, darinnen wir heimgesucht sind. Wir sind wenig dankbar gewesen für die Gabe des Evangeliums und der kirchlichen Freiheit, die uns so lange verliehen war. Wir haben als Kirche unsre Zeit nicht ausgekauft, sondern sind träge und faul gewesen. Weil wir nur in geringem Maße unsern Mitmenschen ein Salz waren, sind wir mit-schuldig an den trostlosen Zuständen, die in unserm Lande und in der ganzen Welt herrschen und zur Bedrückung der Kirche führen. Darum gebührt es uns, geduldig zu leiden, was Gott uns auferlegt, und in Zukunft dies unsre einzige Sorge sein zu lassen, daß sein Evangelium uns und unsern Kindern erhalten und unserm Lande und aller Welt ein uner-schöpflicher Segensquell werde.

W. S e n f e l.

---

## Wie sieht es gegenwärtig in Deutschland aus?

(Fortsetzung.)

Aber nun darf man auch nicht falsch verallgemeinern. Wenn wir im obigen von einer tiefen Gesunkenheit der öffentlichen Moral im deutschen Volke geredet haben, so will das doch nicht sagen, daß das ganze Volk der Unsitlichkeit verfallen sei, oder auch nur, daß eine Majorität im Volke sie billige; oder gar, daß niemand mehr vorhanden sei, der der um sich greifenden Entsittlichung der Volksmassen sich entgegenstelle. Sieht man einmal von der Forderung ab, daß die wahre Sittlichkeit im Glauben an Christum gegründet sein muß, so gibt es gerade unter dem älteren — selbst garnicht mehr kirchlichen — Geschlecht sowohl der Gebildeten und Hochgebildeten wie der Ungebildeten einen großen Stoß, dem die alte deutsche Sittsamkeit: Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Keuschheit, Güte, Treue und Ordnungsliebe durch Erziehung und Gewöhnung zur unverlierbaren Natur geworden ist, deren sittliches Gefühl sich wider die Schamlosigkeit des an die Oberfläche getriebenen Böbels empört und die Unsitlichkeit in jeder Form bekämpft. Der modernen emanzipierten Frau und Erzieherin, die „den Geist der Jugend vor jedem religiösen Mythos bewahren“ und sie in eine „gesunde Sexualwissenschaft“ einweihen möchte, steht doch noch in viel größerer Zahl die andre deutsche Mutter und Erzieherin gegenüber, der jede unnötige Berührung des Sexuellen ein Greuel und Keuschheit, Zucht, Schamhaftigkeit unveräußerliche Erfordernisse eines edlen Charakters sind. — In Deutschland ist zwar die Sozialdemokratie politisch zur Herrschaft und sozial an die Oberfläche gekommen; aber man darf nun nicht denken, daß damit das ganze Volk auf das moralische, oder besser immoralische Niveau des Marxismus, des Materialismus oder gar der Herrenmoral Nietzsches herabgesunken sei. Es gibt dazu, Gott sei Dank, noch eine große Schar lauterer Christen im deutschen Volk; und wenn wir auch die äußere Bekenntnisstellung selbst der besten unter den sogenannten Positiven nicht zu billigen vermögen: in der persönlichen Frömmigkeit, im Ernst des Christenwandels, in der Meidung des ungöttlichen Weltwesens und in der Selbstauf-

opferung für die Notleidenden auf Erden stehen große Kreise des deutschen Christenvolks hoch über der Linie der Durchschnittschriften unsrer amerikanisch-lutherischen Gemeinden. Ich beziehe mich jetzt nicht auf unser frei-kirchliches Volk mit seinen Lehrern und Pastoren. Das sind ja lauter gesichtete Leute, mit denen wir uns weder in der christlichen Erkenntnis, noch im christlichen Eifer, noch in der Pflege der Bruderliebe, noch im vorsichtigen Wandel messen können. Ich bin immer beschämt aus ihrer Mitte gegangen. Auch meine ich damit nicht allein die so herzlich frommen und christlich feingebildeten Insassen der Hunderte von christlichen Verpflegungsanstalten, in derer etlichen wir uns, wie im Dresdener Diaconissenhause, so ganz zu Hause fühlten; auch nicht nur die große Schar alter und junger, vornehmer und geringer Arbeiter und Arbeiterinnen, die auf dem sonstigen weitverzweigten Gebiet der sogenannten inneren Mission tätig sind: wir haben gesundes, echtes Christentum in Wort und Wandel bei Geschäftsleuten und Fabrikherren, bei Regierungsbeamten und Kontoristen und bei vielen Landleuten, besonders in Bayern und Hannover, und zwar auch außerhalb Neuendettelsaus und Hermannsburgs, getroffen. Mit besonderer Genugtuung hat es uns erfüllt, daß eine große Anzahl der Schullehrer, die wir zu sprechen Gelegenheit hatten, Leute vom alten christlich-deutschen Schrot und Korn und Erzieher nach dem Herzen Gottes waren, während unter den vielen lutherischen Pastoren und Professoren, die wir kennen zu lernen die Freude hatten, kaum ein einziger war, der nicht in sich selbst eine moralische Kraft und ein Salz im Volke dargestellt hätte. Ist es wahr — und es ist wahr —, daß das Christentum gerade in der Form des Luthertums mit dem deutschen Volkstum eine so innige Vereinigung eingegangen ist wie seit dem Griechentum mit keinem andern, so bildet dieser Teil das eigentliche Herz des deutschen Volkes, das trotz seiner numerischen Minderheit der moralischen Verseuchung des Volksganzen durch den gebildeten und ungebildeten Pöbel kräftig entgegenpulsirt und sie mit aller Energie bekämpft. An dem christlichen, am inwendig lutherisch gebliebenen Teil Deutschlands, am lutherischen Christentum muß und wird das deutsche Volk wieder genesen, wenn — Gott es als solches nicht verworfen hat. Das führt uns auf die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands.

Um in diese einen auch nur einigermaßen klaren Einblick zu gewinnen, sind zunächst ein paar äußere Dinge ins Auge zu fassen.

1. Die gesamte protestantische (lutherische, unierte und reformierte) Kirche Deutschlands war — bis auf ein paar numerisch unbedeutende lutherische, reformierte und herrnhutische Freikirchen — seit der Reformation (1526, beziehungsweise 1555) bis zu der Revolution von 1918 einerseits Staatskirche, andererseits Landeskirche, dritterseits Volkskirche. Das erste heißt, daß der politische Staat die Kirche versorgte und regierte. Das zweite, daß die Kirche in jedem einzelnen Lande der Obrigkeit dieses besonderen Landes unterstellt war. Es gab keine reichsdeutsche, sondern eine sächsische, bayerische, württembergische, preussische, hannoversche, mecklenburgische usw. Staatskirche, die man Landeskirchen hieß. Die dritte Bezeichnung, Volkskirche, wollte sagen, daß jedes Glied eines Volkes (des sächsischen, preussischen, mecklenburgischen, hannoverschen) damit zugleich Glied der Kirche seines Landes war, solange es nicht von seiner Landesobrigkeit besonders und förmlich aus der Kirche entlassen oder von dieser — was freilich kaum mehr vorkam — exkommuniziert worden war.

2. Sämtliche deutsche Landeskirchen waren zwar offiziell und staatsrechtlich Bekenntniskirchen, d. h. die einen wollten sein und waren verfassungsgemäß lutherisch, die andern unierte (seit Friedrich Wilhelm III. von Preußen), die dritten reformiert (Lippe); aber keine war in Wirklichkeit, was ihr Name besagt. Die lutherische Kirche war nicht lutherisch im strengen und geschichtlichen Sinne, die unierte nicht so unierte und die reformierte nicht so reformiert, sondern alle drei waren im allerweitesten Sinne glaubensgleichgültig und glaubensmengerisch. In jeder der drei stehen heute noch neben einander als Kirchenbrüder — oft an ein und derselben Universität, Gemeinde und Schule — sogenannte Positive und sogenannte Negative oder Liberale, d. h. Professoren, Pastoren und Lehrer, die noch mit einem großen Ernst an den ursprünglichen Bekenntnisschriften ihrer Kirche, an den Hauptsachen der Bibel, an der Lehre vom dreieinigen Gott, von der wesentlichen Gottheit Christi, von seinem stellvertretenden Veröhnungswerk und von der Gerechtigkeit allein aus Gnaden durch den Glauben festhalten wollen, und Professoren, Pastoren und Lehrer, die alles Wesentliche des Christentums verwerfen und bekämpfen und unter dem Deckmantel des Luthertums oder des Unierten- oder Reformiertentums wesentlich heidnisch glauben. Sehr

wenige in der lutherischen Kirche stehen noch wie Luther zu der Heiligen Schrift, noch weniger stehen wie er in der Frage der Gemeinschaft mit oder der Scheidung von Falschgläubigen. Die große Masse sind leider tatsächliche Unionisten und Glaubensmenger.

3. Die Revolution vom 9. November 1918 hat die Staatskirche in allen Ländern Deutschlands aufgehoben und Staat und Kirche von einander getrennt, sodaß die Kirche in Zukunft sich selbst regieren und erhalten muß; aber die Universitäten und das ganze höhere und elementare Schulwesen (die Volksschule) bleiben staatliche Institute. § 137 der neuen Reichsverfassung vom 11. August 1919 erklärt kurzerhand: „Es besteht keine Staatskirche;“ dabei aber gibt sie vollen Spielraum für die Neubildung von staatsfreien Kirchengemeinschaften, überläßt diesen wesentlich alle bisherigen Kirchen und Kirchengüter, gewährt örtlichen kirchlichen Minderheiten eine im ganzen recht verständige Mitbenutzung derselben und ist bereit, den Kirchen der Zukunft das Recht der Besteuerung ihrer freiwilligen Glieder bis zu einer noch zu bestimmenden Höhe zuzugestehen. Bis die Kirchen mit ihrer Neueinrichtung fertig sind (unseres Wissens bis zum April 1922), sorgt der Staat, d. h. die Landesobrigkeit, noch für die Kirche — meistens in der bisherigen Weise —, regiert sie aber auch noch, wenigstens noch teilweise, so gut es geht, wie bisher.

4. Infolgedessen befinden sich die Kirchen aller deutschen Länder gegenwärtig in einem Übergangsstadium von der Staatskirche zur staatsfreien Kirche und sind damit beschäftigt, sich eine neue Verfassung zu geben, ein neues Kirchenregiment zu schaffen und die Art und Weise ihrer Selbsterhaltung zu bestimmen. Ob dabei auch eine innere Erneuerung der Kirche, eine Rückkehr der geistlich toten Glieder zum lebendigen Glauben, eine gesunde Stellung zur Schrift, Treue gegen das Bekenntnis und größere Treue der Pastoren in ihrer Amtstätigkeit herauskommen wird, bleibt abzuwarten.

5. Hierzu kommt als fünfter wesentliche Punkt die gegenwärtige Lage der Volksschule. Der politische Umsturz hat auch auf dem Gebiet der Volksschule und alles höheren Schulwesens eine große Umwälzung gebracht. Unter der alten Ordnung war die Volksschule zwar staatlich, aber — wenigstens rechtlich und offiziell — noch christlich, wenn sie auch mancherorts, namentlich in Preußen, Sachsen und Thüringen, schon längst durch eine ungläubig



gewordene Mehrheit der Volksschullehrer tatsächlich zu einer un- und widerchristlichen geworden war. An etlichen Orten, an denen Katholiken und Lutheraner oder Reformierte zusammenwohnten, war es zu kirchlichen Simultanschulen gekommen, in denen neben dem gemeinschaftlichen weltlichen Unterricht die verschiedenen Religionsgesellschaften ihre Kinder separat in ihrem Bekenntnis unterrichteten und zu erziehen suchten. Nachdem aber in der Revolution die kirchenfeindlichen Demokraten und Sozialdemokraten, die Juden und Liberalen nach oben gekommen waren, versprachen sie dem Volk zwar volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, suchten aber aus der Schule alle Religion sofort zu verdrängen. So besonders in Preußen, Sachsen, Braunschweig, Hamburg, Bremen und einzelnen Staaten Thüringens. In Preußen wurde das Schulgebet aufgehoben, jeder Lehrer von der Pflicht, Religionsunterricht zu erteilen, jedes Kind, an demselben teilzunehmen und häusliche religiöse Schularbeiten zu machen, entbunden und jede religiöse Schulfeier kurzweg verboten. In Sachsen, Hamburg, Bremen und Braunschweig suchte man die Schulen mit Gewaltmaßregeln völlig religionslos zu machen, und die Mehrzahl der Lehrer weigerte sich einfach, lutherischen Religionsunterricht weiter zu erteilen. Wegen diese ruchlose Vergewaltigung erhob sich aber durch das ganze Land hin ein solcher Sturm der Entrüstung, daß die Nationalversammlung von 1919 nicht in gleich radikaler Weise gegen die Religion in der Volksschule vorzugehen wagte. Was aber dann in der Reichsverfassung als Grundgesetz für die Schule herauskam, ist so unbestimmt und unklar, daß heute noch niemand weiß, wieweit der Religionsunterricht in der Zukunft in der Schule Platz haben wird. Die betreffenden Paragraphen in der Reichsverfassung lauten:

§ 146. Das öffentliche Schulwesen ist organisch auszugestalten. Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf. Für diesen Aufbau ist die Mannigfaltigkeit der Lebensberufe, für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend.

(Innerhalb der Gemeinden (politischen Ortsgemeinschaften wie Dörfern und Stadtbezirken — Anmerkung des Verfassers) sind indes

auf Antrag der Erziehungsberechtigten (der Eltern oder ihrer Stellvertreter — Anmerkung des Verfassers) Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten, soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb, auch im Sinne des Absatzes 1, nicht beeinträchtigt wird. Der Wille der Erziehungsberechtigten ist möglichst zu berücksichtigen. Das Nähere bestimmt die Landesgesetzgebung (der Einzelstaaten — Anmerkung des Verfassers) nach den Grundsätzen eines (noch zu erlassenden — Anmerkung des Verfassers) Reichsgesetzes.

---

§ 147. Private Schulen (also wohl auch solche von der Art unsrer Gemeindeschulen — N. d. B.) als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen der Genehmigung des Staates und unterstehen den Landesgesetzen. Die Genehmigung ist zu erteilen, wenn die Privatschulen in ihren Lehrzielen und Einrichtungen sowie in der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Lehrkräfte nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen. . . . . Die Genehmigung ist zu versagen, wenn die wirtschaftliche und rechtliche Stellung der Lehrkräfte nicht genügend gesichert ist (d. h. wenn der Lehrer ungenügenden Gehalt bekommt und in seinen bürgerlichen Rechten beschränkt wird — N. d. B.).

Privatschulen sind nur zuzulassen, wenn für eine Minderheit von Erziehungsberechtigten . . . eine öffentliche Volksschule ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung in der Gemeinde (in dem Dorf- oder Stadtbezirk — N. d. B.) nicht besteht. — — —

---

§ 148. Absatz 2. Beim Unterricht in öffentlichen Schulen ist Bedacht zu nehmen, daß die Empfindungen Andersdenkender nicht verletzt werden.

§ 149. Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schulen mit Ausnahme der bekennnisfreien (weltlichen) Schulen. Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt. Der Religionsunterricht wird in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgemeinschaft (soll das heißen: der in den jeweiligen Schuldistrikten in der Mehrheit befindlichen Kirchengemeinschaft, oder: der neu zu

bildenden Landeskirche? — N. d. B.) unbeschadet des Aufsichtsrechts des Staates erteilt.

(Der folgende Absatz stellt es in den Willen des Lehrers, ob er Religionsunterricht erteilen will oder nicht, und in den Willen der Eltern, ob sie ihre Kinder am Religionsunterricht teilnehmen lassen wollen, oder nicht — N. d. B.)

Abatz 3. Die theologischen Fakultäten an den Hochschulen (Universitäten — N. d. B.) bleiben erhalten (sie erscheinen also dem forthin nichtchristlichen Staat einerseits als nötig und heilsam, andererseits als ungefährlich, unterstehen aber also auch in Zukunft der Staatskontrolle).

§ 174. (Übergangsbestimmung.) Bis zum Erlaß des in Artikel 146, Absatz 2, vorgesehenen Reichsgesetzes bleibt es bei der bestehenden Rechtslage. Das Gesetz hat Gebiete des Reichs, in denen eine nach Bekenntnissen nicht getrennte Schule besteht, besonders zu berücksichtigen.

Soweit die einschlägigen Gesetzesparagrafen. Je genauer man sie studiert, desto klarer wird einem, daß sie sehr unklar sind. Nur § 147 über die Einrichtung von Privatschulen und der minder bedeutungsvolle § 148 sind einigermaßen klar. Gält man aber den ersten Absatz von § 149 gegen den zweiten von § 146, so scheint jener diesen aufzuheben, indem er den Religionsunterricht für ordentliches Lehrfach aller Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien Schulen erklärt und ihn „in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgemeinschaft“ gegeben haben will, während nach § 146 erst auf Antrag der Erziehungsberechtigten Volksschulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung einzurichten sind. § 149 scheint den Religionsunterricht als gewöhnliche Einrichtung voraussetzen, § 146 die Religionslosigkeit der Schule.

Nur so viel ist klar: Ausgeschlossen ist die christliche Schule, d. h. diejenige, in der der Geist des Evangeliums allen Unterricht beherrscht und die Erziehung bestimmt.

Infolge dieser Zweideutigkeit der Reichsverfassung tobt gegenwärtig der Kampf um den religiösen Charakter der Schule in allen Ländern Deutschlands. Alle Ungläubigen, Demokraten, Sozialdemokraten und sonstigen Feinde des Christentums wollen allen christlichen Unterricht in der Volksschule (Elementarschule) abgeschafft haben und sie zur rein weltlichen Schule gemacht wissen, in der alle Schulfächer im Geist der

modernen „Wissenschaft“ und einer nichtchristlichen, d. h. widerchristlichen Weltanschauung gelehrt werden und alle Schulzucht auf eine nichtchristliche, d. h. widerchristliche — vorzugsweise sozialdemokratische — Moral aufgebaut wird. Der heutige deutsche Staat will natürlich — und mit Recht —, daß alle Kinder durch die Schule zu Anhängern der gegenwärtigen Regierungsform, d. h. mindestens zu Republikanern, erzogen werden. Dagegen aber wollen alle, die noch wirklich christlich sind, womöglich die gesamte Staatschule christlich machen, und zwar nicht bloß offiziell, rechtlich und dem Namen nach, sondern tatsächlich. Sie soll eine christliche Volksschule werden, in welcher von wirklichen christlichen Lehrern nicht nur Religionsunterricht erteilt wird, sondern wirkliche christliche Erziehung herrscht, während sie naturgemäß für die Kinder der Ungläubigen und Andersgläubigen von Staats wegen Schulen ihres Bekenntnisses oder ihrer Weltanschauung zuzugestehen bereit sind.

6. Sodann ist — besonders um die Schwierigkeiten einer gefunden Neubildung der Kirche recht zu würdigen — noch hinzuzunehmen, daß nicht nur die zur Neuordnung berufenen Führer der Kirche, die Pastoren und Professoren, sehr verschiedenen, ja entgegengesetzten Geistes — gläubig und ungläubig, orthodox und liberal — sind, sondern daß auch das immer noch als zur Kirche gehörend gerechnete Volk zum weitaus größten Teil entweder religiös gleichgültig und der Kirche entfremdet ist, oder ihr geradezu feindlich gegenübersteht. Und das sind nicht bloß die sozialdemokratisch verhetzten Arbeitermassen, sondern auch viele des gebildeten und ungebildeten Bürgertums und eine große Mehrheit der geistigen Führer auf allen Gebieten des volklichen Kulturlebens. Besonders ist das nichttheologische Professorentum an den Universitäten, die Lehrer an den Gymnasien und Realschulen, selbst schon an den höheren Mädchenschulen ebenso wie die gewöhnlichen Volksschulmeister, zum großen Teil nicht mehr gläubig, sondern liberal, vielfach christus-, bibel- und kirchenfeindlich gesinnt. Aus diesem Tohuwabohu von Baumaterial soll der Chor von gegensätzlich gesinnten Baumeistern eine neue Kirche herausbilden! — Sehe ich recht — man kann sich bei Schätzungen leicht irren —, so gibt es in dem 40 Millionen „Protestanten“ zählenden Deutschland schwerlich 10 Millionen, die noch mit Ernst Christen sein wol-

len, wenn auch die beabsichtigte „Volkskirche“ anfänglich noch den großen Haufen als kirchlich zu sich zählen mag. Jedenfalls ist es eine zwar beweinenwerte, aber ganz offenbare Tatsache, daß nicht nur ein erschreckend großer Teil der Professoren, Pastoren und Lehrer, sondern auch die große Masse des protestantischen Volks vom Glauben abgefallen ist, obwohl viele von ihnen noch volkskirchlich sein wollen.

7. Endlich ist, um die kirchliche Situation im protestantischen Deutschland zu begreifen, die sogenannte *Gemeinschaftsbewegung* in Betracht zu ziehen. Sie stammt, wie die Rückkehr zum konfessionellen Luthertum und wie das so ausgedehnte Werk der sogenannten inneren Mission, das mit Wichern begann, aus der Erweckung des Glaubenslebens, die in der Zeit der napoleonischen Not im Gegensatz zu dem zu totem Formelkram degenerierten Nationalismus sich erhob und bis heute in Deutschland — gerade in lutherischen Kreisen — wirksam geblieben ist. Sie hat viel innerliche Verwandtschaft mit dem bekannten pietistischen württembergischen Konventikelwesen der nachnapoleonischen Zeit, das sich mit württembergischen Auswanderern auch nach Südrußland verpflanzte und dort das Stundistenwesen hervorrief. Wie die Freikirchenbildungen (Breslau, Sachsen, Hessen, Hannover) praktische Proteste waren gegen die tatsächliche Bekenntnisliederlichkeit der Landeskirchen, so ist die Gemeinschaftsbewegung ein praktischer Protest gegen den geistlichen Tod und das Unchristentum unter christlichem Namen in den offiziellen Kirchen Deutschlands. Sie will eine geistlich lebendige Kirche innerhalb der geistlich toten Massen der offiziellen Kirche schaffen. Innerhalb dieser stehen nach ihrer Meinung nicht nur viele offenbare Wölfe in Schafskleidern, offenbare Unchristen, sondern noch mehr lutherische, unierte und reformierte geistlich tote Pastoren auf der Kanzel, die ganz unfähig, zum Teil auch unwillig seien, lebendige Christen zu machen, unter deren Predigt und Nichtseelsorge die Kirche Deutschlands immer mehr verkommen und ersterbe. Dem tritt die „Gemeinschaft“ bewusst entgegen, sie will in die tote Christenheit wieder geistliches Leben und echte Frömmigkeit schaffen. Die Mittel dazu sind *Evangelisation* der kirchlichen (weniger unkirchlichen) Massen und *Gemeinschaftspflege* unter den Befehrten durch Predigt, Schriftbetrachtung, Erzählung und Unterhaltung über christliche

Erfahrungen, über „die Laien Jesu in unsern Tagen“ — will sagen, über Erweckungen und Befehrungen, die das Evangelium hie und da hervorgerufen hat, sodann durch *gemeinschaftliches Gebet*. Besonderes Gewicht legt sie auf die praktische Betätigung des allgemeinen geistlichen Priestertums der Laien und Ausnutzung der diesen gegebenen Gaben. Sie fördert die Laienpredigt und die Liebestätigkeit.

Mit dieser Bewegung hat sich im Lauf der Zeit viel Schwärmerisches verbunden. Es gibt eine Partei, die ganz bekenntnislos und methodistisch intoniert ist, während der andere — in Deutschland heimische — Teil auf lutherischem Lehrgrund steht, das *Luthertum* aber nicht betont haben will und mit dem schwärmerischen Teil Bruderschaft pflegt. Es gehören der gesunden Partei viele lutherische, unierte und reformierte Pastoren an. Der Vorsitz der dieses Teils — des sogenannten „Gnadauer Verbandes“ — ist Herr Pastor *Michaëlis* von Bielefeld, gegenwärtig Professor am Predigerseminar der Bodenschwingschen Anstalt Bethel.

Daß diese Bewegung zu manchen Reibungen mit den offiziellen Pastoren der Landeskirchen und mit den kirchenregimentlichen Behörden führen mußte, ist klar. Wir in Amerika, die wir noch ordentliche christliche Gemeinden haben, in denen Gottes Wort lebendig ist, können uns ein solches Treiben innerhalb unserer Gemeinden garnicht denken. Hier wäre es ganz einfach Kottiererei und würde sofort zur Spaltung führen. Daß es drüben nicht nur möglich, sondern durch das ganze Land verbreitet ist, daß die offiziellen Pastoren es gewähren lassen und lassen müssen, ja sehr viele der besten selbst die eifrigsten Förderer desselben sind, ist der beste Beweis dafür, daß die staatlichen Landeskirchen zum großen Teil ein geistlicher Leichnam geworden sind — eine Kirche, die vielleicht in dem obrigkeitlich festgestellten und landesüblich gebräuchlichen, nicht aber im biblischen und kirchlichen Sinne den Namen der Kirche noch verdiente.

Nun kommt die Neubildung der Kirche. Diese soll und wird leider wieder „Volkskirche“ werden, d. h. alles umfassen, was sich nicht ausdrücklich gegen die Kirche erklärt. Die Gemeinschaften wollen auch ferner in der Volkskirche bleiben und in dem bisherigen Sinne weiterarbeiten, und zwar selbständig neben den Pastoren, nicht unter ihnen, sondern diese sollen mit ihnen ihre Sache betreiben. Sie fordern freilich, daß die neue Kirche Bekenntniskirche bleibt, d. h. sich zu Gottes Wort im allgemeinen positiven Sinne bekenne,

daneben aber auch „volle Anerkennung der — von ihnen besorgten — Laienarbeit, einschließlich der Kinder- und Jugendarbeit neben der kirchlichen; volle Freiheit in bezug auf die Feier des Herrenmahls; an solchen Orten, wo nur liberale Pfarrer sind, muß auch Freiheit in bezug auf Taufe, Trauung und Beerdigung beansprucht werden.“ — Es ist bis jetzt nicht abzusehen, wie die neu sich organisierende Kirche sich mit diesen Forderungen auseinandersetzen wird.

Wir sollten jetzt zur Schilderung der gegenwärtigen Bestrebungen zur Neubildung der Kirche übergehen. Aber diese lassen sich weder in ihren richtigen Maßnahmen noch in ihren Verfehrtheiten recht verstehen, ohne daß man in das geschichtliche Werden der vorliegenden Verhältnisse und Anschauungen einen Blick tut.

Diese sind in erster Linie Resultate der unglückseligen *st a t s -* und *v o l k s k i r c h l i c h e n* Verfassung der Landeskirchen. Die Einrichtung stammt ja aus der Reformation, hat also beinahe 400 Jahre lang das Leben und Gedeihen der Kirche gestaltet. Luther selbst hat sie, wenn auch nicht geschaffen — wie irrtümlicherweise oft angenommen wird —, so doch gebilligt und gefördert. Eine Selbstregierung der Kirche war damals unmöglich, weil das Volk ja ganz ungebildet und — kaum der Papstkirche entronnen — evangelisch noch nicht gehörig geschult und erzogen war. Selbst eine Presbyterialverfassung wäre bei dem damaligen Pastorenmaterial, das im reinen Evangelium noch wenig erfahren und gefestigt war, ein präkäres Ding gewesen. Luthers Mitarbeiter, besonders Melancthon, drangen auf ein starkes Regiment. So hat Luther, da er auch die rechten Männer für ein bischöfliches Regiment nicht sah, die evangelisch gewordenen Fürsten, sich als „Notbischöfe“ der armen Kirche ihrer Länder anzunehmen, sie zu versorgen und zu regieren; seien sie das auch von Amtes wegen zu tun nicht schuldig, so seien sie doch der Kirche vornehmste Glieder, die die Liebe dazu dringen müsse. So wurden die lutherischen Fürsten die obersten Bischöfe der Kirche ihres Landes, und seit 1555 hieß es „*cujus regio, ejus religio*“. Wer in eines Fürsten Land als Untertan gehörte, war damit auch Glied seiner Kirche. So kam es zur Staats- und Volkskirche. Und wie die Fürsten zur Regierung des bürgerlichen Staates Kanzler, Räte und Behörden bedurften, so setzten sie für die Regierung und Versorgung der Kirche besondere Behörden ein, die Konsistorien. Wo in einem Lande der Fürst einer andern Kirche angehörte, mußte er —

besonders seit dem Westfälischen Frieden — seine Oberhoheitsrechte über die Kirche durch Beamte der entsprechenden Konfession ausüben lassen. Die Konsistorien bestanden in der Regel aus Theologen, d. h. aus Pastoren und Professoren als Sachverständigen in kirchlichen Dingen einerseits und aus Laien, in der Regel Juristen als Kennern des Landesrechts, andererseits. In etlichen Ländern wurde dann über die gewöhnlichen Konsistorien noch ein Oberkonsistorium (Oberkirchenrat) gesetzt, das dann etwa dem Kultusministerium unterstellt war. Nach unten hin erließen die Konsistorien Verordnungen für die Kirche und übten die Aufsicht über sie und ihre Diener durch Superintendenten aus. Seit 1835 und dann in den siebenziger Jahren wurde auch das landesherrliche Kirchenregiment insofern demokratischer, als ein Stück synodaler Verfassung zu der landesherrlichen konsistoriellen hinzukam. Die Kirche wählte aus sich heraus Synoden, wie wir in Amerika das tun, und durfte durch diese am Kirchenregiment teilnehmen. Obwohl im Laufe der Zeit das staatliche Regiment der Kirche ein ganz Teil lockerer wurde, blieb immerhin der Staat wesentlich der Herr der Kirche, und die Erhaltung derselben war ganz seine Sache. Nur für die äußere und innere Mission mußte die Kirche mit freiwilligen Beiträgen selbst aufkommen.

Obwohl an und für sich ein Mittelding, so ist doch die staatskirchliche Verfassung kein Segen für die lutherische Kirche Deutschlands gewesen; vielmehr hat sie sich sehr bald, und im Laufe der Zeit immer deutlicher, als ein Fluch erwiesen. Luther sah den Schaden schon kommen. „Wir müssen das Konsistorium zerreißen,“ sagte er, „denn wir wollen kurzum den Papst (als solcher gerierte sich schon damals das Konsistorium) nicht wieder in der Kirche haben.“ Man kann den ganzen Schaden des staatlichen Kirchenregiments in den einen Satz zusammenfassen: es verdarb den Charakter der Kirche, der Geistlichen wie der Laien, der Pastoren, Professoren, Lehrer wie des Christenvolks. Der Staat nahm der Kirche die Sorge für ihre eigene Existenz ab, speiste sie, besonders ihre Diener, an seinem Tisch und schützte sie vor Verfolgung und äußerer Gefahr. Damit wurde die gesamte Kirche träge, lässig und faul in der Fürsorge für sich selbst. Was sie für ihren äußeren Lebensunterhalt brauchte, trieb der Staat durch Steuern ein, jeder Antrieb zu freiwilliger Beisteuer für ihre Erhaltung fiel weg. Die Christen lernten das freiwillige, regelmäßige, dauernde und dem Fleische weh-



tuende Opfer für die Kirche garnicht, ganz besonders nicht die Tagelöhner und armen Leute, für die der Gutsherr und Arbeitgeber gewöhnlich die Kirchensteuer erlegen mußte.

So empfand das Volk naturgemäß keine Verantwortung für den leiblichen Unterhalt der Kirche und kümmerte sich nicht darum. Aber auch nicht für ihr geistliches Wohl und Wehe. Dafür sorgte ja der Staat durch seine Beamten und Kirchendiener im großen und im kleinen. Was da getan werden mußte, taten diese, und das Volk stand da und sah zu, oder auch nicht. Es hatte nur die Pflicht, in die Kirche zu gehen, sich anpredigen zu lassen, so christlich oder unchristlich, wie es der Pastor für gut hielt, zum Abendmahl zu gehen — was man auch ungestraft lassen konnte —, seine Kinder taufen, unterrichten und konfirmieren, sich kirchlich trauen und beerdigen zu lassen, hatte überhaupt nur alles an sich tun zu lassen, nichts selbst zu tun, passiv zu sein. So war die deutsche Landeskirche von Anfang an eine Pastorenkirche, in der der „Geistliche“ alles und der „Laie“ nichts war, und wurde es je länger je mehr. Was Wunder, daß das Volk kein anderes kirchliches Bewußtsein hatte, als daß es lutherisch oder evangelisch, d. h. nichtkatholisch sei, daß es den Staat und die Pastoren wirtschaften, lutherisch oder un-lutherisch sein, sich selbst die Union oder Schlimmeres gleichgültig aufhalsen ließ und dumm und stumm dahinlebte und je länger je weniger auf die Kirche gab.

Aber auch den Charakter der Kirchendiener, der Pastoren, Professoren und Schullehrer ruinierte das staatskirchliche Regiment. Schon dadurch, daß es — anfänglich aus Mangel an Pastoren, später aus Gleichgültigkeit und Sparsamkeit — nicht Stellen oder Parochieen genug einrichtete, um das Volk geistlich gehörig zu versorgen. Um die Pastoren „standesgemäß“ zu halten, andrerseits die kirchlichen Ausgaben zusammenzuschneiden, wurden an sehr vielen Orten große Parochieen geschaffen — auf dem Lande von 3 bis 7 Dörfern, die ein einziger Pastor bedienen, in den großen Städten 10,000, 20,000, 50,000, ja sogar 70,000 Seelen in einer Parochie, die von einem Kapitel von 3 bis 5 Pastoren geistlich versorgt werden sollten. Es ist uns in Amerika, bei denen im Durchschnitt nicht mehr als 100 Familien auf einen Pastor kommen, sofort klar, daß bei solcher Wirtschaft das deutsche lutherische Volk nicht gehörig beseeelsorgert werden konnte, selbst wenn die Pastoren Mann für Mann äußerste Treue und größten Fleiß angewendet hätten. Aber das Schlimmste

dabei war, daß sie das unter dem Staatsregiment auch nicht nötig hatten. Dies war zufrieden, wenn die Pastoren nur die nötige Routinearbeit: das Predigen, Taufen, den Unterricht und das Konfirmieren, die öffentliche Abendmahlsfeier, das Trauen, Beerdigen (letzteres mußten oft genug die Schullehrer oder Küster oder sonstige Leute besorgen) verrichteten, ihre Listen ordentlich besorgten und einen einigermaßen anständigen Wandel führten. Die staatliche Stellung des Pastors lud zur Trägheit in der Seelsorgerarbeit unter den Parochialverhältnissen förmlich ein. Gewiß wurden nicht alle Pastoren träge. Es gab und gibt heute noch viele, viele Pastoren, die auch unter solchen Verhältnissen um Gottes willen und von Gewissens wegen treu waren und sind und sich selbst in ihrem Dienst verzehrten, aber eine Mehrheit waren sie nie und sind sie heute nicht. Seit Jahrhunderten schon hat der landeskirchliche Durchschnittspastor auf eine auch nur einigermaßen ausreichende Privatseelsorge, wie Gottes Wort sie fordert (vgl. Luk. 12, 42; Apg. 20, 31), verzichtet. Das deutsche lutherische Volk ist seit Jahrhunderten seelsorgerisch von seinen Pastoren vernachlässigt worden, zu Zeiten des überhandnehmenden Rationalismus schier ganz, zu Zeiten neuer Erweckungen weniger. So wurde den später kommenden Mächten des Verderbens, dem Rationalismus, dem Naturalismus, dem Materialismus und Sozialismus, dem Unglauben und Aberglauben wie der Unsitlichkeit der Boden bereitet, den diese dann leicht zermühlten.

Dazu kommt ein anderes Ding, das in derselben Richtung liegt. In Deutschland hat je und je das kleinlichste *Klassenwesen*, das Klassenbewußtsein eine große, auch die nationale Einheit so sehr schädigende, Rolle gespielt und spielt sie heute noch unter dem Zusammenbruch. Und auch die Pastoren bilden einen besonderen Stand, nicht nur in der Kirche eine Stufe höher als das Laienvolk, sondern sie halten sich auch gesellschaftlich über dem Bauern und Geschäftsmann und Handwerker und Arbeiter stehend. Dies Standesbewußtsein hat mit dazu beigetragen, daß der Pastor mit dem gewöhnlichen Volk schier garkeinen andern als notgedrungenen amtlichen Umgang hat, während er den gesellschaftlichen Verkehr mit seinesgleichen und nach oben hin pflegt. Es versteht sich von selbst, daß auch das Kircheng Volk sich nur in kirchlichen Geschäften und in der Not an den Pastor heranwagt. Die staatsamtliche Stellung des Pastors konnte auch nicht anders als dahin wirken, daß er seinen Vorgesetzten gegenüber sehr — devot und gefügig wurde, während er nach unten hin ungeknöpft oder gar „gnädig“ zu sein in Gefahr war.

Ebenso verderbenbringend wie die Vernachlässigung des lutherischen Kirchenvolks wirkte unter dem staatskirchlichen Regiment die Verjährung der kirchlichen Zucht, sowohl der Lehrzucht wie der Lebenszucht. Der Staat hatte auch die Ausbildung der Kirchendiener, der Pastoren und Schullehrer und Lehrer der höheren Unterrichtsanstalten in der Hand. Er sorgte für den Nachwuchs in den kirchlichen Ämtern durch seine Universitäten, Seminarien und andere Hochschulen. An den Universitäten spielte die theologische Fakultät, in deren Händen die Ausbildung und theologische Bestimmung der zukünftigen Kirchendiener ja vor allem lag, bis vor kurzem sogar die führende Rolle. Nun waren ja aber die Universitäten die eigentlichen Stätten und Pflegerinnen der Wissenschaften. Und da die Wissenschaften frei sein mußten und auch die Theologie eine Wissenschaft sein wollte, nahm diese die Freiheit der Wissenschaften auch für sich in Anspruch und lehrte nun, was ihr wissenschaftliches Herz begehrte und ihr wissenschaftliches „Wahrheitsgewissen“ von ihr forderte. So wurde sie von jeder wissenschaftlichen und philosophischen Zeitströmung mitgerissen und ohne Halt hin und her geworfen. In der Aufklärung wurde sie aufgeklärt, rationalistisch, unter Segel und Schleiermacher pantheistisch, idealistisch, gefühlich und subjektivistisch, unter dem Aufblühen der Naturwissenschaften, der Sprachen und der Geschichte naturalistisch, philologisch und historisch im guten und im bösen Sinne, im Darwinismus evolutionistisch und materialistisch, sodaß heute schier jede Art des Mißglaubens und Unglaubens in den theologischen Fakultäten Deutschlands vertreten ist und im Namen der Wissenschaft den Studenten eingetrichtert wird. Seit dem Rationalismus hat es in den theologischen Fakultäten keine Lehrzucht gegeben. Jeder Professor durfte lehren, was er wollte. — Und wie die Lehrer, so die Schüler. Wenn er nicht geradezu die größte Gotteslästerung direkt auf der Kanzel aussprach, durfte jeder Pastor jede Art von Glauben und Unglauben ins Volk hineinpredigen. So standen seit Jahrhunderten und stehen noch heute neben und unter den vielen positiven, d. h. noch christlich gläubigen Pastoren Tausende von liberalen, d. h. wesentlich ungläubigen Pastoren, offenbare Wölfe, viele in Schafskleidern, viele aber auch im offen zur Schau getragenen Wolfspelz, und niemand wehrt ihnen — kein Kirchenregiment, keine Synode, keine Pastorenkonferenz, kein Amtsbruder. Oft stehen gläubige und ganz ungläubige Pastoren an ein und derselben Gemeinde amtsbrüderlich

nebeneinander. Und das ist so nicht nur in der unierten Kirche, sondern auch in den lutherischen Landeskirchen.

Wie keine Lehrzucht unter den Geistlichen, so auch keine Lebenszucht an den sündigenden Laiengliedern der Kirche nach dem klaren Wort Christi in Matth. 18. Doch darüber brauchen wir keine Worte zu verlieren. Die Volkskirche machte sie ja von vornherein unmöglich. Es waren verwunderliche Ausnahmen, wenn einmal ein Mann wie der alte Pfalz in Terrahn offenbare Spötter oder Säufer vom Abendmahl zurückwies. Sie und da sind Pastoren, die es dennoch wagten, von der hohen kirchlichen Obrigkeit zurechtgewiesen oder ihres Amtes entsetzt worden. So ist das, was sich in Deutschland evangelische und lutherische Kirche nannte, eine Behausung aller unreinen Geister und eine liederliche Dirne geworden, die erst Buße tun und sich von ihrem Anflut reinigen muß, wenn sie aus dem Feuer, in das Gott sie gegenwärtig hineingeworfen hat, als eine angenehme Braut für den Herrn hervorgehen soll. — Das sind ja harte Wahrheiten, aber es sind doch eben Wahrheiten, die niemand leugnen kann, ohne unwahrhaftig zu sein, und sie müssen der deutschen Kirche, besonders ihren Führern, die sie jetzt neu gründen sollen, offen gesagt werden, wenn der Neubau mehr werden soll als eine bloße Änderung der regierenden Persönlichkeiten und die alten verrotteten Zustände in der deutschen Kirche nicht verewigt werden sollen. Der Zusammenbruch des staatskirchlichen Regiments ist eine Gnadenheimsuchung Gottes für die deutsche Kirche; er hat schon viel Segen gestiftet, hat alle frommen Herzen erweckt und Tausende um Zion besorgt und tätig gemacht. Gott will seine Kirche reinigen und erneuern. Er wirkt in ihr mit seinem Geist. Sehen die Berufenen zu, daß dies Gnadenstündlein nicht veräußt, daß der Neubau eine Reinigung vom alten Sauerteig und eine wirkliche Erneuerung werde!

Dazu gehört freilich mehr als äußere Zuchtandhabung in Lehre und Leben. Na, diese ist nicht möglich, wenn nicht das Grundübel, der eigentliche und größte Fluch der deutschen Kirche, die Quelle aller Lehrzuchtlosigkeit, gehoben und verstopft wird. Das ist die sogenannte, aber fälschlich so genannte „wissenschaftliche“ Theologie selbst, insofern sie wissenschaftlich sein will und wissenschaftliche Freiheit für sich in Anspruch nimmt.

Seit der Zeit des Nationalismus haben die Universitäts-theologen für die Theologie den Charakter einer Wissenschaft beansprucht. Nur so war sie ja universitätsfähig. Verlor sie diesen Charakter, so wurde sie von der Universität in ein bloßes Seminar — einen unwissenschaftlichen Betrieb — gedrängt. Damit wäre nicht nur den theologischen Professoren der gleiche Rang mit den andern Fakultäten der Universität, sondern — wie sie überzeugt waren — dem Evangelium und der christlichen Kirche das allein feste Fundament entzogen worden. Nur der wissenschaftliche Betrieb, die Erhebung der Theologie zu dem Rang einer Wissenschaft, konnte Theologie und Kirche gegen die übrige Wissenschaft retten.

Hätte es sich nun der wissenschaftlichen Theologie um nicht mehr als die möglichst exakte und vollständige Erforschung ihres Gebiets, der Heiligen Schrift und der Geschichte der Kirche, die möglichste Systematisierung der christlichen Lehre und um deren Begründung aus der Schrift gehandelt, — diese Wissenschaftlichkeit hätte nur von Segen sein können. Aber damit begnügte sie sich nicht. Sie suchte die Theologie in das natürliche Gesamtwissen der Welt als einen integrierenden Teil desselben einzureihen und ihre Stoffe mit denselben Mitteln zu bearbeiten, die in andern Zweigen der Wissenschaft angewandt wurden, d. h. letztlich mit den Prinzipien der Vernunft und den Gesetzen der Erfahrung. Die nächste Folge war die negative Kritik, die, geistliche Dinge mit natürlichen Maßstäben beurteilend, die Glaubwürdigkeit und Autorität der Bibel vernichtete und dann die Geschichte des Reichs Gottes, wie die Schrift sie uns gibt, nach rein natürlichen, evolutionistischen Prinzipien erklärte und wesentlich auf den Kopf stellte. Und die positive Theologie stand schon hier mit der negativen auf demselben formalen Boden. Sie stand der Schrift selbst kritisch anstatt gläubig gegenüber. Nicht wie Luther. Der versteht unter „Schrift“ gerade wie später die Konkordienformel die für jeden Christen kraft ihres eigenen ausdrücklichen Wortlauts (Joh. 10, 35; Matth. 22, 43; 1. Kor. 2, 10. 13) zwingend sich in jedem Wort als Gottes Wort gebenden, auch menschlich bewährten prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments. „Jedes Wort“ dieser Schriften „machte ihm die Welt zu enge.“ Darum nahm er diese Schriften zum Maßstabe der Normativität der anderen, nicht a priori unzweifelhaften alt- und neu-

testamentlichen Schriften, wie des Buches Esther und seiner vier neutestamentlichen „Apokryphen“, und wollte niemandes Gewissen an sie gebunden haben. — Die moderne — auch positive — Theologie unterwarf sofort auch die klar prophetischen und apostolischen Schriften der Kritik der natürlichen Vernunft mit dem notwendigen Resultat der Gleichstellung der kanonischen und deuterokanonischen Schriften, der Herabwürdigung der ersteren auf die Stufe der letzteren. Die Schrift ist ihr nicht Gottes Wort, sondern sie enthält es nur — zusammen mit viel Menschlichem, Irrtümlichen. Dann wieder suchte sie das, was sie noch für Offenbarung und wirkliches Christentum erklärte, mit „wissenschaftlichen“ Gründen der menschlichen Vernunft als Wahrheit zu erweisen. Aber wo sollte sie anfangen, nachdem die Schrift als zuverlässige Quelle und entscheidende Autorität abgetan war? Dafür hatte Schleiermacher gesorgt, der große Retter(!) der Theologie und des Christentums in einer Zeit, da die Vernunft schier jeden Glauben für Aberglauben erklärt hatte. Er lehrte die vernünftelnde Welt, daß es noch ein andres Medium der Erkenntnis für religiöse Dinge gebe als den Verstand: das religiöse Gefühl, das die überweltlichen Dinge unmittelbar ergreife, erfahre, erlebe. Diese große Idee bauten nun seine Schüler weiter aus, die einen wesentlich im Sinne des alten rationalistischen und später naturalistisch-evolutionistischen Unglaubens. Diese bilden heute die sogenannte religionshistorische Schule und lehren nichts wesentlich Christliches mehr. Sie halten auch das Christentum für eine natürliche Religion und geben ihm vor Mohammedanismus und Buddhismus den Vorzug als der relativ besten; sie leugnen nicht nur die Göttlichkeit der Heiligen Schrift, sondern auch die Möglichkeit jeder übernatürlichen Offenbarung. Christus ist ihnen lediglich ein idealer Mensch, und die Religion besteht ihnen wesentlich in der von Mose und Christo gelehrtten Moral: Gottes- und Nächstenliebe. Diese sind die geistigen und ungeistlichen Väter der vielen liberalen Pastoren, die heute deutsche Kanzeln füllen und mit in den kirchenregimentlichen Behörden sitzen. — Andere, gläubige Schüler Schleiermachers verarbeiteten seine Gedanken im Geiste des positiven Luthertums. Vor allen der bekannte Exeget und Systematiker v. Hofmann. Dann Hofmanns Schüler Frank, der seinen Lehrer stark korrigierte. Von Frank und andern Schülern Hofmanns stammt nun die ganze Schar von positiven lutherischen, unierten und reformierten Theologen, die den

Charakter der heutigen positiven Theologie Deutschlands bestimmt haben und noch bestimmen: König, Cremer, Herrmann, Heim, Seeburg, Schäfer, Grünmacher, Stange, Ihmels und viele andere. Es ist die sogenannte Erfahrungstheologie. Sie ist eigentlich im Gegensatz zum alten Orthodoxyismus des 17. Jahrhunderts entstanden und hat ihre Wurzeln in der Betonung der lebendigen Erfahrung des Christentums vonseiten der Pietisten. Dann setzte sie sich zum zweitenmal in Gegensatz zu der herrschenden Dogmatik, dem Rationalismus, besonders aber zum Supranaturalismus, der mit dem Orthodoxyismus eine etwas äußerliche Betonung der geoffenbarten Schrift gemein hatte. Die Erfahrungstheologie ist der Gegensatz zu der Schrifttheologie. Sie geht im Aufbau des christlichen Lehrsystems nicht von der Schrift aus, sondern vom Innern des Christen, vom christlichen Bewußtsein, von dem, was die in der Bibel hin und her enthaltenen Zentrallehren im Christen an Heilsbewußtsein, Gnaden-, Heils- und Wahrheitsgewißheit durch das Zeugnis des Heiligen Geistes gewirkt haben. v. Hofmann konstruierte von hier aus das ganze christliche Lehrsystem und zeigte hinterher, wie dies in allen wesentlichen Punkten mit der Schrift übereinstimme. Er wollte aus der Übereinstimmung von innerem Bewußtsein und der äußeren Schrift die Wahrheit der christlichen Lehre darthun. Es würde uns hier zu weit führen, alle die Wandlungen zu schildern, die dieses theologische System unter der Hand seiner Schüler bis auf den heutigen Tag durchgemacht hat, dazu wäre ein besonderer Artikel nötig; hier sei nur konstatiert, daß diese Wandlungen nach rechts oder links sich alle um die Frage bewegen, welche Stellung das subjektive, innere christliche Bewußtsein und welche das objektive, in der Schrift enthaltene Evangelium als Grund der Heils- und Wahrheitsgewißheit des Christen einzunehmen habe. Die einen suchen die christliche Gewißheit oder den Glauben von der Schrift möglichst unabhängig zu machen, wie Frank, die andern suchen sie möglichst enge an dieselbe zu binden. Zu den letzteren gehört auch Professor Ihmels von Leipzig, der — womit er sich der gesunden lutherischen Stellung stark zu nähern sucht — die christliche Gewißheit weder auf das christliche Bewußtsein allein, noch auf die Schrift allein, sondern auf die Übereinstimmung beider gründen will. Darin aber stimmen alle Erfahrungstheologen überein, daß 1.) „die prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments, wie geschrieben

stehet: Dein Wort ist etc.“ (Conc. Forn. Summ. Begr., Epit. und Sol. Decl. § 1, S. 517 u. 568) nicht Gottes Wort sind, sondern nur enthalten, und daß neben dem in ihnen enthaltenen Gotteswort auch viel Irrtum, Legende und Widersprüche sich finden; 2.) daß nur dasjenige in der Schrift vom Christen für Gottes Wort zu halten ist, was sich seinem christlichen Bewußtsein als solches bezeugt und bewährt; 3.) es ist papistischer Köhlerglaube, sein Heil allein auf die Schrift als eine äußere Autorität zu bauen. — Zu allen drei Punkten finden wir in der „Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung“, dem Hauptorgan der lutherischen Erfahrungstheologen, in der Nummer vom 7. Oktober 1921, ein sehr sprechendes Zeugnis. Dort schreibt Herr Dr. Schäfer von Breslau: „Für jeden Kenner der Gegenwart hat die radikale Autoritätslosigkeit, unter der wir leiden, d. h. genauer der Gegensatz gegen jede Form von äußerer Autorität, etwas Erschreckendes. Wenn wir auf dem Felde des Glaubenslebens evangelisch denken, dann wissen wir ja, daß es hier keine reine äußere Autorität für uns gibt. Es gibt nur eine, die sich uns bezeugt oder die auf dem Wege persönlicher Überführung zur inneren und innerlichen wird. Wir lehnen ja jedes rein gesetzliche, äußere Kirchenwesen, jedes derartige bindende Dogma, jeden solchen Gebrauch unserer Bibel ab. Was uns im Glauben autoritativ bestimmen soll, das muß sich uns innerlich bewähren, damit es für uns Geltungskraft gewinnt. Und es ist wunderbar, daß diese unzählig oft ausgesprochenen Gesichtspunkte des echten(?) Lutherums immer noch von solchen, die dem Christentum fern stehen, verkannt werden.“ —

Das ist das Wesen der Erfahrungstheologie. Sieht man einmal von der vorhin beschriebenen negativen und offen ungläubigen Theologie ab, so liegt eben in dieser Erfahrungstheologie der tiefste und gefährlichste Schaden der deutschen Kirche. Wenn sie gegen die Bibel als eine rein äußere Autorität kämpft, so sichtsie gegen Windmühlen. Wir Lutheraner in Amerika sind Schrifttheologen. Das heißt nicht, daß wir unsern Hören eine zugeklappte Bibel vor die Augen halten und sagen: Dies Buch ist Gottes Wort, das müßt ihr erst auf unser Wort für Gottes Wort halten, ehe wir euch seinen Inhalt predigen,



sonst geht ihr verloren. Das hieße den dummen papistischen Köhlerglauben fordern, vor dem die Erfahrungstheologie so große Angst hat. Sondern die wahre Schrifttheologie nimmt das Schriftwort, den Schriftinhalt in den Mund und predigt ihn in die Welt hinaus unter der in der Schrift selbst gegebenen Deklaration: So spricht der Herr! Und das tun wir wie der Herr, wie die Apostel selbst, *ὡς ἐξουσίαν ἔχοντες*, und lassen für die Wirkung den sorgen, der uns die Schrift, die nicht gebrochen werden kann, gegeben und sie zu predigen befohlen hat. Auf Schritt und Tritt verweisen wir jedermann auf die äußere Schrift, auf ihren Inhalt und ihre göttliche Autorität; und das wirkt keinen dummen Köhlerglauben, sondern wahren, lebendigen, geistlichen, göttlichen Herzensglauben, Heilsgewißheit und Wahrheitsgewißheit, Schriftgewißheit, denn sie predigt und wirkt gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Wir warnen auch als Schrifttheologen unmittelbar aus der Schrift heraus vor Selbsttäuschung und Sicherheit: Versuchet euch selbst, ob ihr im Glauben seid, prüfet euch selbst, ob Christus in euch ist. Aber wir wissen durch die Schrift, daß die Schrift lauter Gotteswort ist und nicht gebrochen werden kann und glauben ihr jedes Wort, gerade wie unser Herr selber und Paulus, Akt. 24, 14, und bauen unsern Glauben nicht auf unsern Glauben oder Gewißheit — da stünde er, wie Luther sagt, wie der Chorrock auf seinen Ärmeln —, sondern ganz allein auf das ganze unfehlbare Schriftwort. Darauf steht er absolut sicher und unerschütterlich, so gewiß wir mit Recht und die Erfahrungstheologen mit Unrecht singen: **D a s W o r t** sie sollen lassen stahn! Das Wort, das Luthern mit der Schrift gleichbedeutend ist, stößt die Erfahrungstheologie um. Sie glaubt dem Herrn Christo nicht auf sein Wort und seine Autorität hin, was er Joh. 10, 35 von der Schrift Alten Testaments sagt, sondern sie will erst sehen, ob die Unfehlbarkeit des Alten Testaments auch an ihrem Herzen durch besonderes Zeugnis in allen Stellen sich „b e w ä h r t“. Sie steht a priori allem Gotteswort kritisch, als letzter und oberster Richter gegenüber und verwirft es in allem als menschlich oder irrtümlich oder widerspruchsvoll, das ihrem Innern — meistens ihrer ungläubigen Vernunft — als solches erscheint und das sich deshalb nicht als göttlich vor ihr bewähren will. — Und indem sie die Heilsgewißheit und die Wahrheitsgewißheit auf ihre geistliche Erfahrung baut, stellt sie dieselbe, wie Luther sagt, auf einen Affenschwanz, der keine Tragfähigkeit besitzt, der sich sofort

jeder auf ihn gelegten Last entzieht. Sie ist eine reine, echte Thomastheologie, die nicht glauben will, sie habe denn gesehen und gefühlt, während die Erkenntnistheorie des Herrn doch die umgekehrte ist: erst glauben und dann sehen, Joh. 21, erst wollen und dann innerwerden, Joh. 7, 17. Sie spannt die Pferde hinter den Wagen. Darum wirkt und erreicht sie als solche nichts, keinen Glauben, keine Stärkung im Glauben; wo sie etwas wirkt, geschieht es nicht kraft, sondern trotz ihrer Methode. Sie kann als solche nur den Glauben erschüttern, Zweifel wirken und zum Unglauben führen, wie sie denn tatsächlich tut. Sie hat geradezu entsetzliche geistliche Verheerung in den Herzen der frommen deutschen Pastoren angerichtet. Diese so fromm erscheinende Erfahrungstheologie ist genau das in der Kirche gewesen, was Dr. Schäder als Folge der mystischen Schwärmereien Steiners und Spenglers im deutschen Volk beklagt: der Protest gegen alle bindende äußere Ordnung in der Theologie. „Nun blüht wieder das geisterfüllte Schwärmertum unter uns auf, religiöslebendig, aber autoritätslos.“ Das deutsche Kirchenvolk weiß von dieser Theologie bloß so viel, daß die Bibel ein sehr unzuverlässiges Buch und voller Aberglauben und Irrtümer ist, aber daneben auch noch etwas von Gottes Offenbarung enthält. Die Pastorenschaft ist durchweg an der Lehre von der Inspiration irre geworden und jeder sucht in der Schrift nach den Stellen, die sich an seinem eigenen Herzen als göttlich „bewähren“. Der eine findet mehr, der andere weniger solcher Wahrheiten, ein dritter noch weniger, ein vierter vielleicht gar keine. Darum glaubt der eine so viel, der andre so viel. Ich fragte vor elf Jahren zwei lutherische Universitätstheologen, wieviel denn von Genesis 1 göttliche Wahrheit sei. Der eine antwortete: Nur dies, daß Gott die Welt in einer sechsfachen Stufenfolge geschaffen habe. Nein, fuhr der andere ihm in die Rede, das ist viel zu viel; nur dies: Gott hat die Welt geschaffen. Als ich mit dem letzteren durch die Schrift ging, um zu erfahren, wieviel sich von ihrem geschichtlichen Bericht an seinem Glauben als göttlich inspiriertes Wort „bewähre“, ob z. B. die Heilung der Schwiegermutter Petri, — antwortete er Nein! — Ob die Tränen Jesu über Jerusalem? Nein! — Die den kreuztragenden Heiland beweinenenden Weiber Jerusalems? Nein! — Die Kreuztragung Jesu selber? Nein! — Die Kreuzigung Christi? Nein! — Wieviel denn, um Gottes willen? — Bloß dies, daß Gott

uns durch Christum von der Sünde erlöst habe und jeden Bußfertigen zu Gnaden annehme. — So kann man heute durch ganz Deutschland gehen und die Pastoren fragen, wieviel und was denn in der Schrift inspiriertes Gotteswort sei, und nicht zwei von ihnen stimmen überein, bei jedem hat Gottes Wort einen andern Umfang. Daher kommt es, daß es in der Allgemeinen Lutherischen Konferenz, dem Hauptkörper der lutherischen Pastoren, offenbare Zeugniser der ewigen Gottheit Christi gibt und daß sie dort geduldet werden. An ihrem Glauben hängen sich die Aussagen der Schrift über Christi Gottheit nicht als göttliche Wahrheit. Daher auch die unglaubliche Lehrgleichgültigkeit und der haarsträubende Unionismus in den „lutherischen“ Kirchen; daher die Ratlosigkeit und das Fehlgreifen in den gegenwärtigen Wirren; daher die Mutlosigkeit und das Verzagen so vieler Pastoren gegenüber den frechen ungläubigen, kirchen- und bibelfeindlichen Schwärmern und den vielen liberalen Pastoren, die sie bisher als Brüder gehalten haben; daher auch der weitverbreitete geistliche Tod in den kirchlichen Massen; daher die Ratlosigkeit gegenüber dem Treiben der Gemeinschaftskleute, daher der greisenhafte Marasmus, der sich zu keiner Entschiedenheit im Bekenntnis mehr aufschwingen kann; daher überall Wanken, Schwanken, Uneinigkeit und Sondermeinungen in der Lehre, in der Praxis und in Verfassungsfragen, und bei dem allen kein festes konkretes Ziel vor Augen. Sie werden von den Ereignissen der Zeit wie ein Kahn ohne Steuer auf einem reißenden Strom getrieben und wissen nicht, wo er landen, oder ob er nicht an einem Felsen zerschellen oder vom Strudel in den Abgrund gerissen werden wird. Daher die vielen Versammlungen, auf denen viele Reden gehalten werden, auf welche hin aber nichts Rechtshaffenes und Lutherischentchiedenes getan wird. Denn es fehlt an dem festen Herzen, welches, in dem klaren, geschriebenen Gotteswort gefangen, durch dieses Gotteswort wie Luther unerschütterlich fest gemacht, alle Freunde mächtig zusammenruft und allen Feinden trotzig und siegesgewiß entgegentritt mit dem Wort des Herrn: **Es stehet geschrieben, und abermal stehet auch geschrieben!** — Aber von der Stellung des Herrn, Pauli, Luthers ist die Erfahrungstheologie tausend Meilen weit entfernt. Anstatt auf der unfehlbaren Schrift, die aller Unglaube und alle Feindschaft, alle bössartige und wohlmeinende Kritik bis auf das kleinste Tüttelchen wohl stehen lassen soll bis an den jüngsten Tag, unerschütterlich und unantastbar sicher zu sitzen, sitzt

sie auf der morschen Schaufel der subjektiven christlichen Erfahrung, die den Glauben nicht einen einzigen Augenblick trägt.

Nun darf man aber nicht denken, daß alle lutherischen Pastoren und Professoren praktisch Erfahrungstheologen sind. Es gibt, Gott sei Dank, auch an den Universitäten noch etliche treue Schrifttheologen; und unter den Pastoren und Professoren haben wir eine ganze große Reihe gefunden, die zwar im äußeren Reden ihre Schule nicht völlig abgestreift haben, aber im Herzen gerade so stehen wie wir. Davon könnte ich hier die herrlichsten Beispiele geben. Und gerade innerhalb des Lutherischen Bundes, aber auch in der Allgemeinen Lutherischen Konferenz haben wir sie getroffen. Auch die beiden finnischen Pastoren, mit denen Gott uns in Berlin zusammenführte, waren hierin mit uns ein Herz und eine Seele. Wir haben ein gutes Recht zu der Annahme, daß in Deutschland, in den Ostseeprovinzen, in Polen, Osterreich, Wolhynien, Finnland Tausende von Pastoren mit uns im einfältigen Glauben an die göttlich inspirierte und unfehlbare Schrift stehen. Daß Gott diese Männer in dieser bösen Zeit mit heiligem Lutherischem Zeugenmut erfüllen wolle, muß unser besonderes Gebet sein.

Freilich, die Erfahrungstheologen verstehen uns Schrifttheologen nicht. Sie haben einen ganz andern Begriff vom Wesen, Zweck und der Methode der Theologie. Uns ist das Objekt der Theologie die Schrift: ihr Inhalt und ihre Autorität, ihre Form und ihre Geschichte. Unsere Methode besteht darin, daß wir die Schrift studieren und — predigen. Unser Zweck ist die Seligmachung armer Sünder. Nebenbei wollen wir den frechen Schwärmern, auch den sogenannten wissenschaftlichen, das Maul stopfen — mit der Schrift, oder auch mit ihren eigenen Waffen. Zu alledem brauchen wir auch ein wenig von dem, was die Welt Wissenschaft nennt: Geschichte, Sprachen, Logik und dergleichen. Aber wesentlich ist bei uns die Theologie Predigt des Wortes, der Schrift, der gesamten Offenbarung Gottes. — Den Erfahrungstheologen ist die Theologie — und das haben sie nicht aus der Schrift, auch nicht von Luther, sondern aus dem Rationalismus — etwas wesentlich Anderes, sie ist ihnen eine rechte, echte Wissenschaft wie alle anderen Wissenschaften auch. Natürlich hat sie ihr spezifisches Objekt, wie jede andere Spezialwissenschaft, auch ihre spezifische, ihrem Objekt angepaßte, wissenschaftliche Methode; aber ihr Objekt ist ihnen wissenschaftliches Objekt und

ihre Methode wissenschaftliche Methode. Ihr Objekt ist die Kirche mit allem was drum und dran hängt, oder, wie andere sagen, das Christentum, oder der Glaube nach seinem Grund und nach seinem Wesen, oder das christliche Heils- und Wahrheitsbewußtsein; aber immer sind diese Dinge Objekte der Untersuchung, insofern sie natürliche physische und geistige, den natürlichen wissenschaftlichen Erkenntnismedien sich darbietende Erscheinungen im übrigen Dasein, in der Welt, in der Zeit sind. Die wissenschaftliche Theologie hat es mit der Kirche, dem Christentum, der Bibel, mit Christo und seiner Lehre, mit dem Glauben, der christlichen Gewißheit, dem christlichen Selbstbewußtsein als mit natürlichen physischen und geistigen Erscheinungen zu tun. Und diese untersucht sie mit wissenschaftlichen, d. h. natürlichen Erkenntnismitteln, mit natürlichen Augen und Ohren, mit dem natürlichen Verstand und der natürlichen menschlichen Vernunft. — Wenn man nun fragt, wozu denn alle diese Mühe?, so antworten die einen: um festzustellen, ob das Christentum oder wieviel von ihm Wahrheit ist; das sind die Negativen, die konsequent das wissenschaftliche Resultat aus ihrer Wissenschaft ziehen: alles Unsinn bis auf die Moral, die ja allgemein menschlich ist! Und die Positiven antworten: Wir wollen das Christentum als Wahrheit, als die absolute Religion so wissenschaftlich, so stringent erweisen, daß die Kirche auf diesem wissenschaftlichen Grunde gegen alle wissenschaftlichen Anläufe bestehen und sich behaupten und die Pastoren die christliche Lehre mit gutem wissenschaftlichen Gewissen predigen können. Wir Universitäts-theologen wollen als solche Gottes Wort nicht predigen — dazu sind die praktischen Pastoren da —, wir wollen Gottes Wort als Wahrheit erweisen, und zwar nun dadurch, daß wir erstlich wissenschaftlich, auf ganz natürlichem Wege nachweisen, daß es eine christliche Heilsgewißheit gibt, und daß zweitens diese Heilsgewißheit unfehlbar das Vorhandensein der christlichen Wahrheit in der Bibel beweist. Das ist die große Aufgabe der rein theoretischen wissenschaftlichen positiven Universitäts-theologie. Wenn die nicht wäre, wär's um die Kirche bald geschehen. — Darum können sie von dieser Theologie nicht lassen.

So ist zwischen dieser Theologie und der unsrigen kein Verständnis und keine Einigung möglich. Wir glauben nicht, daß das Christentum mit wissenschaftlichen Mitteln als Wahrheit erwiesen werden kann, weder dem Christen noch dem Unchristen. Diese Theologie behandelt rein geistliche Dinge mit natürlichen

Mitteln für den natürlichen Menschen. Das Resultat dieses Beweises ist lauter Schein und Trug. Es gibt nur ein Überführungsmittel für den Unchristen und ein Stärkungsmittel für den Christen: das geschriebene oder gepredigte Wort Gottes, das geht daher in der „Beweisung des Geistes und der Kraft“. Menschliche Weisheit, der christlichen Wahrheit aufgezwängt, baut den Glauben auf Sand und macht das Kreuz Christi zumichte, wirkungslos. — Und wo steht, daß wir der Welt das Evangelium als Wahrheit beweisen, die Sonne mit einer Laterne beleuchten sollen? Aber das steht da: Gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur! Das Beweisen tut ein Höherer, der, welcher einst durch sein Wort das Licht aus der Finsternis hervorleuchten ließ.

Wenn die deutschen Theologen mit uns auf diesem Grunde stünden, würden sie ganz anders an die Neubildung der deutschen Kirche gehen, als sie es zu tun im Begriff stehen.

Es stehen da jetzt Dinge zur Debatte und machen die Köpfe heiß, die des Streits nicht wert sind und sich ganz von selber lösten, wenn man recht zur Schrift und recht auf der Schrift stände. Das sind die Fragen nach der zukünftigen Form des Kirchenregiments. Die Schrift kennt ja kein andres Kirchenregiment als das Regiment des Herrn. „Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder.“ Die Kirche Gottes hat nach der Schrift nur ein Amt: den Befehl, das Evangelium zu predigen, und das Amt ist allen Christen gleichermaßen gegeben als den geistlichen Priestern des Herrn. Für die Ausrichtung dieses Amtes gibt es nur eine göttliche Regel, die allgemein moralische: Lasset alles ehrlich und ordentlich zugehen! Dazu stattet der Herr jeden Christen mit besonderen Gaben für den Dienst der Kirche aus, die nach obiger Regel zum Besten der Kirche verwendet werden sollen. So wäre es nun Aufgabe der deutschen Kirchenführer, nach denjenigen äußeren Einrichtungen zu suchen, die der Predigt des Wortes (natürlich auch der Verwaltung der Sacramente) und der Ausnützung aller der Kirche gegebenen Gaben am besten dienen. Darauf, darauf käme es an. Dagegen hätte die Form des äußeren Kirchenregiments, solange nur das Wort „Einer ist euer Meister etc.“ gewahrt bliebe, wenig oder gar keine Bedeutung, ob sie eine demokratische oder aristokratische, eine presbyteriale oder bischöfliche oder — päpstliche wäre. Wo das geistliche Priesterrecht, die christliche Selbständigkeit jedes einzelnen, die Anerkennung und Achtung der besonderen Gaben, die

ehrliebe Ordnung auch inbezug auf die einheimische Predigt des Wortes, kurz, Gottes Wort in allen Stücken besteht, da kann auch kein Oberbischof, kein Papst schaden. Denn auch ein solches, aus rein menschlichem, weltlichem Recht freiertes Amt könnte unter solchen Umständen ja der Kirche nur als Diener dienen, nie als Papst die Kirche beherrschen und knechten. Es hätte ja immer nur rein äußerliche Dinge zu besorgen, nie die Seelen zu regieren, dürfte nie irgend ein Gotteswort vergewaltigen. Freilich würde kein Kirchenfürst sich ganz von Tyrannisierung der Kirche zu enthalten vermögen, denn das Herrschen liegt uns im Blut. Aber es gibt auch keine andere kirchenregimentliche Form, die nicht zur Beugung der Christenrechte mißbraucht werden könnte; und die demokratische erst recht. Das äußerliche Kirchenregiment unterscheidet sich in garnichts vom Regiment rein weltlicher Körperschaften, denn es hat es nur mit der Verwaltung der rein äußerlichen Dinge der Kirche zu tun. Geistliche Rechte, Rechte der Beherrschung des Wortes und der Seelen, müssen und dürfen ihm nach Gottes Wort nicht übergeben werden. Und nun tragen ja alle äußerlichen regimentlichen Formen mit am Fluch dieser Erde: sie sind alle schlecht, und je schlechter, je mehr sie regieren und herrschen. Caeteris paribus ist aber immer die Einherrschaft besser als die Vielherrschaft, und die Volksherrschaft ist — immer caeteris paribus — unter allen möglichen Regierungsformen die denkbar schlechteste. Davon hat ja doch Deutschland gegenwärtig eine gute Probe vor Augen. Auch die Pastorenherrschaft ist keinen Schuß Pulver wert. Wir in Amerika haben eigentlich gar keine bestimmte Form des äußerlichen Kirchenregiments; grundsätzlich ist es meistens demokratisch, praktisch ist es gewöhnlich pastörlisch, hie und da bildet sich lokal eine Olygarchie oder auch eine Tyrannis heraus, am festesten noch eine Pöbelherrschaft, bei der dann alles drunter und drüber geht. Das alles aber hat bei uns ungemein wenig zu sagen, weil uns Gott bisher noch die Gnade gegeben hat, daß sein Wort von vornherein und tatsächlich auch alles Kirchenregiment beherrscht, oder doch immer schließlich wieder beherrscht. Wo dies der Fall ist, ist die kirchenregimentliche Form eine unbedeutende Nebensache. Wo das nicht so ist, wird jede Regierungsform der Kirche zum Verderben. Soll ein Regiment wirklich gut gehen, so muß es einen einzigen, aber einen guten und tüchtigen Mann mit möglichst viel Gewalt haben. *Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἰς κοίρανος ἔστω!* Rom hat für seine Sache das einzig vernünftige und wirkfame Kirchenregiment. Und wenn die lutherische Kirche einen für das

äußere Regiment guten und tüchtigen lutherischen Papst kriegen könnte, so stünde sie heute im Außerlichen der römischen Kirche nicht nach. Aber das ist unmöglich, sonst hätte der Herr dafür gesorgt. Mittlerweile müssen wir uns mit schlechten Kirchenregimenten durchschlagen — ebenso wie mit einem „törichtem“ Evangelium —, auf daß die Ehre der Kirchenregierung und -erhaltung und -mehrung Christi und nicht unser sei.

Sie werden in Deutschland wie in keinem Stück, so auch im Kirchenregiment nichts Neues machen. Die alte Konsistorialverfassung mit möglichst viel oberherrlicher Gewalt wird in den allermeisten Ländern und Provinzen unter ganz unwesentlichen Änderungen wieder eingeführt werden, nur daß von jetzt ab nach demokratischem Grundsatz alles von unten her gewählt wird. Die lokale Kirchengemeinde oder die Parochie, in der merkwürdigerweise auch die Frauen Stimmrecht haben sollen, wählt einen Vorstand, der Vorstand erwählt Vertreter für die Kreissynode, diese für die Provinzialsynode und so weiter hinauf bis zur obersten regierenden Kirchenbehörde, die dann wieder Exekutivbehörden oder auch Superintendenten einsetzt. Sie und da gibt's auch wohl einen Landeskirchenpräsidenten, Mecklenburg hat sich bereits einen „Bischof“ zugelegt. Die Deutschen glauben auch im Kirchlichen an ein starkes Regiment. Doch das sind ja Dinge von geringer Bedeutung, wenn Gottes Wort nur die Herrschaft bekommt. Der Staat gibt das bisherige Kirchengut der sich etablierenden Landeskirche, eben der, die in einem Lande die große Majorität bildet. Doch sorgt die Reichskonstitution dafür, daß Minoritätsgemeinschaften die Kirchen und sonstigen Güter unter Berücksichtigung der Verhältnisse mitbenutzen dürfen. Die Landeskirche erhält vom Staate das Recht, alle Kirchenglieder, die sich nicht besonders von der Kirche lossagen, bis zu einer noch zu bestimmenden Höhe zu besteuern. Treten lokal Minoritäten aus der sich formierenden Landeskirche aus und schließen sich wieder zu einem größeren Kirchenkörper zusammen, so bekommen sie zwar das Mitbenützungsrecht der Lokalkirchengebäude, wie vorhin gesagt, müssen aber im übrigen für ihre Bedürfnisse selbst sorgen, wofür sie dann natürlich von der Landeskirchensteuer befreit sind.

Stünde die Kirche Deutschlands recht zu Gottes Wort und recht auf dem Wort, so würde sie für den Neubau ein anderes Baumaterial wählen, als sie zu wählen im Begriff steht. Die große Mehrzahl der Baumeister will wieder, was sie bisher gehabt haben: eine Volkskirche. (Fortsetzung folgt.) Aug. Pieper.



## Christliche Familienschule.

Ein praktischer deutscher Schulmann schreibt im Ev. = Luth. Volksblatt:

Als Vorsitzender einer Parochialgruppe des Mg. Ev. = Luth. Schulvereins und zugleich als Leiter kirchlichen Religionsunterrichtes in einer Dresdner Gemeinde bin ich gebeten worden, über diese meine Arbeit einiges zu berichten. Gern erfülle ich diese Bitte; denn ich hoffe, dadurch manches Vereinsmitglied zu gleicher Arbeit an solchen Gemeinden aufzumuntern, wo derartige Liebestätigkeit zwar als notwendig anerkannt, aber aus verschiedenen Gründen noch nicht in Angriff genommen worden ist.

Der kirchliche Religionsunterricht ist mir eine Herzenssache gewesen von Anfang an, obwohl meine Gedanken ursprünglich nur darauf gerichtet waren, die einzelne Familie zum Mittelpunkt religiöser Kinderunterweisung zu wählen.

Ich dachte es mir seinerzeit so: „Mehrere Familien schließen sich unter günstigen Verhältnissen zusammen und lassen ihre Kinder reihum in den eigenen Wohnungen, wenn letzteres möglich ist, in je einer Wochenstunde unterrichten. Wünschenswert ist, daß die Eltern regelmäßig als Zuhörer teilnehmen. Freiwillige Lehrkräfte aus Freundeskreisen leiten den Unterricht.“

Man hat sich, wie mir bedeutet wurde, wenig Erfolg von solcher Arbeit versprochen. Doch möchte ich eins an dieser Stelle denen zu bedenken geben, die mit schnellem Wort solche Kleinarbeit kurzerhand abtun: Die Familie ist nicht nur im politischen Leben die Keimzelle des Staates, sondern auch die Quelle, aus der die ureigensten Kräfte für unser religiöses Gemeinde- und Volksleben fließen. Ohne christliche Familie gibt es kein christliches Volk! Wer außerdem auf diesem Gebiete christlichen Hausunterrichts Erfahrung gesammelt hat, dürfte mir bestätigen, wie sehr gemeinsam Erlebtes — und Religionsstunden müssen für Lehrende und Lernende ein Erlebnis sein — Lehrer, Eltern und Kinder fest zusammen bindet und dem ganzen Familienleben eine besondere Weihe gibt. Wer wollte sich ferner dem verschließen, daß wahrer religiöser Hausunterricht Liebe und Verständ-

nis für solche Arbeit auch in Elternherzen erweckt, die zunächst solchem christlichen Familienleben zwar nicht ablehnend, aber auch nicht fördernd gegenüberstehen! Und zuletzt sei darauf hingewiesen, daß mancher Vater und manche Mutter auf diese Weise pädagogisches Verständnis dafür gewinnt, wie man in geeigneter Weise den eigenen Kindern ein Führer zum Heiland werden kann.

Wenn ich nun auch diesen ersten Plan zurückstellen mußte, weil größere Arbeit, der kirchliche Religionsunterricht einer Gemeinde, mir anvertraut wurde, so möchte ich doch die oben geschilderte Kleinarbeit auf dem Gebiete christlicher Kindererziehung für solche Verhältnisse empfehlen, wo die Arbeit im großen aus mancherlei Gründen nicht geleistet werden kann. Und ich betrachte die Anregung zu solcher Arbeit an der heranwachsenden Jugend als eine der schönsten Aufgaben unsers Schulvereins. Sie deckt sich ganz mit unsern Vereinsfassungen: „Der Verein will in Wort und Schrift und p r a k t i s c h e r Arbeit dazu helfen, daß der Jugend unsers Volkes eine schrift- und bekennnismäßige religiöse Unterweisung erhalten werde.“

Doch genug von dieser Art christlichen Religionsunterrichts. Ich übernahm letzte Ostern, angespornt durch unsere Schulvereinsmitglieder und den Kirchenvorstand der Gemeinde, in welcher ich wohne, die nicht leichte, aber doch schöne Aufgabe, öffentlichen Religionsunterricht einzurichten\*). „War das nicht gewagt?“ so fragte ich mich schon damals, so frage ich mich auch heut immer wieder. Gott allein weiß es, der in jedes Menschenherz sieht. Er hat jedenfalls in der kurzen Zeit von  $\frac{3}{4}$  Jahren die Arbeit reich gesegnet, die ich außerdem ohne treue Helfer und Helferinnen gar nicht leisten könnte. Ich erblickte den Segen weniger in der Gewinnung einer möglichst großen Zahl von Kindern, die den Religionsunterricht besuchten. Solche Zahlen dürften mitunter nur einen Scheinerfolg bedeuten. Ich spüre Gottes Segen vielmehr in der Kleinarbeit. Wo Kinderaugen leuchten in der frohen Erwartung, wieder etwas vom Heiland zu hören; wo Kinder mit innerer Freude ihre geistlichen Volkslieder singen; wo Kleine und Große miteinander wettschnellen, ja pünktlich und regelmäßig zu den Unterrichtsstunden zu kommen; wo Kinder selbst ihre kleine Werbearbeit beginnen und

\*) Dieser kirchliche Religionsunterricht wird in den Räumen des Gemeindehauses unabhängig von etwaigem Religionsunterricht in der Volksschule von nur geschulten Lehrkräften den Kindern erteilt, die durch ihre Eltern ihm zugeführt werden. Die Teilnahme am Unterricht ist kostenlos. Auch arbeiten die Lehrkräfte umsonst.

Freunde und Freundinnen herbeibringen und zu ununterbrochenem Besuch anhalten; wo Eltern, mit dem Gesangbuch und dem Neuen Testament in der Hand, durch persönliche Teilnahme dem Unterricht Interesse entgegenbringen; wo aus Eltern- und Kinderkreisen große und kleine Gaben, oft ohne Namensnennung, für gute Zwecke zusammenfließen: da darf man wohl mit Dank zu dem aufblicken, der einzig und allein das Gelingen zur Arbeit gibt.

Und solche aus der Erfahrung heraus geschilderte Arbeit sollte meines Erachtens vom Allgemeinen Ev.-luth. Schulverein als eins seiner wichtigsten Ziele ins Auge gefaßt werden. Denn ich betrachte nicht nur die Fürsorge für christliche Erziehung in der Schule als unerläßliche Pflicht unseres Vereins, sondern auch die Fürsorge für christlichen Religionsunterricht außerhalb der Schule, zumal in der Gegenwart. Dann stärken wir christlich gesinnte Familien und helfen ferner mit, daß christliche Hauserziehung da wieder einkehrt, wo sie nicht mehr vorhanden ist.

Meine Gedanken gehen aber noch weiter, wenn ich an Aufgaben des Schulvereins denke. Auch auf die schulentlassene Jugend sollten wir unsere Arbeit erstrecken. Wir müßten sie hinweisen auf die christlichen Jungmänner- und Jungfrauenvereine und sollten das Band, das wir vielleicht schon vorher mit den Eltern und ihren Kindern geknüpft haben, immer fester binden. So entstehen christliche Gemeinschaften, die Mittelpunkte christlicher Gemeinden. Dann dürfte der große Schulverein im ernstesten Sinne des Wortes „innere Volksmission auf dem Gebiete christlicher Jugenderziehung“ treiben. Auch würde solche praktische Arbeit den Blick unsrer Mitglieder weiten für weitere Vereinsaufgaben, das Vertrauen Entferntstehender uns eintragen und damit manches Vorurteil beseitigen helfen, das heute leider selbst in kirchlichen Kreisen uns Schulvereinsmitgliedern gegenüber noch besteht. Nicht Worte, nur die Tat kann überzeugen! Möchte doch, dies ist mein Wunsch, der Schulverein recht bald und mit Zähigkeit solcher praktischen Arbeit sich zuwenden! Ein jeder vermag mitzuarbeiten mit den ihm eigenen Gaben. Wird die Arbeit getan im Aufblick zu Gott, so wird sie nicht ohne Segen bleiben!

B. J.

\* \* \*

Wie läßt sich dieser Plan bei uns verwirklichen? N. P.

## Kirchengeschichtliche Notizen.

† Noß. † Am 16. Dezember v. J. ist Dr. F. W. A. Noß aus dem Leben geschieden, ein Mann, der für die innere Entwicklung unsrer Synode von nicht zu unterschätzender Bedeutung war. Nachdem es sich in der Anfangszeit hauptsächlich um die geistliche Versorgung eingewanderter Glaubensgenossen, um die Sammlung von Gemeinden und die Gründung von Parochialschulen gehandelt hatte, wandte man sich in den folgenden Jahren der inneren Ausgestaltung der 1865 gegründeten höheren Schule in Watertown zu. Dies geschah unter der zielbewußten Leitung Dr. A. F. Ernsts, der 1869 in das Lehrkollegium und knapp zwei Jahre darauf zum Präsidenten der Anstalt berufen wurde. Nur wenig später, im Jahre 1872, trat auch Dr. Noß in die Fakultät ein, um an seinem Teil zur Erreichung des gesteckten Zieles, der Herausbildung eines deutsch-amerikanischen humanistischen Gymnasiums zur Vermittlung einer allgemeinen Bildung, die vornehmlich als breite Unterlage für das Studium der Theologie der künftigen Pastoren dienen sollte, mitzuwirken.

Es ist hier nicht der Platz, von dem Verdegang der Watertowner Anstalt im allgemeinen zu reden, es handelt sich vielmehr nur darum, den Anteil, den Dr. Noß an der Entwicklung genommen hat, kurz herauszustellen. Wenn mir ein Vergleich aus der amerikanischen Geschichte gestattet ist, so will mir scheinen, daß Dr. Noß in Watertown eine ähnliche Rolle gespielt hat wie Baron v. Steuben in der Armee unsers Befreiungskrieges. Wie trotz der genialen Führung Washingtons der Sieg der Amerikaner kaum möglich gewesen wäre ohne den Drill durch v. Steuben, so ist auch in Watertown die erfolgreiche Durchführung des Planes nicht zum geringsten Teil auf das Konto der Schulung der Zöglinge unter Dr. Noß zu setzen.

Ein hervorragender Charakterzug des Mannes war seine peinliche Sorgfalt und gewissenhafte Treue im Kleinen. Keine Einzelheit erschien ihm zu geringfügig; wenn sie überhaupt des Lernens wert war, so mußte sie gründlich gelernt werden. Diese Eigenschaft, die alle Arbeit des Verstorbenen bis an sein Ende kennzeichnete, muß der Wahlbehörde sofort bei seiner Berufung aufgefallen sein. Der Synodalversammlung zu La Crosse im Juni 1873 berichtete sie: „Darauf beschloß der Verwaltungsrat, Herrn Professor Dr. Noß, den wir als einen tüchtigen Philologen und treuen Lutheraner kennen zu lernen Gelegenheit hatten, als Professor an unsere Anstalt zu berufen. Derselbe nahm den Beruf an und ist in der Board-sitzung vom 10. September v. J. vom Präses des Verwaltungsrates in sein Amt eingeführt und in der Sitzung vom 4. März d. J. auf besonderen Wunsch des Herrn Inspektors Ernst zum Inspektor der Anstalt erhoben worden. In ihm hat die Anstalt nicht nur eine tüchtige Lehrkraft mehr gewonnen, sondern auch ein außergewöhnliches Talent für die Disziplin.“

Diese Eigenschaft der Treue im Kleinen, die die Atmosphäre im Klassenzimmer des Dr. Noz imprägnierte, und die er als Inspektor der Anstalt mit jeelforgerlichen Mitteln den Schülern des Internats einzulösen mußte, hat dem Northwestern College zu Watertown, den aus ihm hervorgetragenen und mit ihm verbundenen übrigen Anstalten der Synode, deren heutige Leiter sämtlich und deren Lehrer größtenteils Schüler von Dr. Noz gewesen sind, und der ganzen Synode ein gut Teil ihres Gepräges gegeben.

Auf noch eins sei hingewiesen, das im Vergleich mit obigem vielleicht nebenächlich erscheinen mag, aber in gegenwärtigen Zeiten, da sich viele Strömungen bemerkbar machen, die das Alte Testament dem Neuen nicht gleichachten wollen — man vergleiche die Kirchenverfassungskämpfe in Deutschland — nicht unerwähnt bleiben sollte: Dr. Noz war Lehrer des Hebräischen und hat damit in das Studium des Alten Testaments in der Ursprache eingeführt.

Sein Andenken bleibe unter uns im Segen.

M.

\* \* \* \* \*

**Social Service.** — Dem "Milwaukee Journal" wurde vor einiger Zeit folgendes aus Denver berichtet:

"Instead of operating on me to prevent me from having any more babies, why don't they sterilize those 'old cats' at the courthouse, these 'social service workers' and high-toned society women who are so anxious to have me operated on?"

With defiance in her eye and bitterness in her voice, Mrs. Gertrude Cossidente, mother of five children, involved in Judge Royal R. Graham's sensational order, hurled this question at those advocating her sterilization, when seen at her little home along the Platte river.

"They are not going to touch me or my children!" she cried, drawing one of the tots close to her.

"I'm the mother of these children and I'm woman enough to take proper care of them. If these charity workers and mission people think I can't keep my house in proper condition, I'll scrub the house and scrub them, too, if they don't stop bothering me."

Obiger Fall zeigt, zu welcher einer Landplage sich manche weibliche social service und charity workers und Reformer ausgewachsen haben. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über ihre leichte Lebensauffassung oder den Fanatismus, mit welchem sie für diese eintreten, oder die Ungeniertheit, mit der sie sich in die Privatangelegenheiten ihrer Mitmenschen mischen. Wehe einem Lande, in welchem Weiber, die in ihrem ihnen von Gott und der Natur zugewiesenen Wirkungskreis keine Befriedigung finden und sich berufen glauben, die Welt zu verbessern, zu einer Macht im öffentlichen Leben werden! Ihr Fanatismus kennt keine Schranken und respektiert keine Rechte. Man denke nur an die extremen Maßregeln, welche von Prohibitionisten, hinter denen meistens Frauen stehen, vorgeschlagen werden, um die Prohibitions-gesetze überall durchzuführen. Manche unter

ihnen möchten die Prohibitionsbeamten am liebsten mit der Vollmacht ausgestattet sehen, auf bloße Verdachtsgründe hin Hausdurchsuchungen vorzunehmen oder gar jedem Bürger auf öffentlicher Straße die Taschen zu visitieren; ja, neuerdings wird vorgeschlagen, die Übertretung der Prohibitionsgefetze an Nichtbürgern mit Deportation zu ahnden! Der Einfluß solcher Frauen wächst beständig; in obigem Fall war er so groß, daß der Richter, vor dem die Sterilisierung jener Frau beantragt wurde, sich bereit erklärte, sie anzuordnen, falls man die Zustimmung der kinderreichen Frau und ihres Mannes erlangen könne, die dann die Reformer zu erlangen suchten, indem sie im Weigerungsfalle mit Entziehung der Kinder drohten. Glücklicherweise hat der Fall manchem die Augen geöffnet. Ein Arzt schreibt:

“Certainly to sterilize these so-called leaders would help Denver and humanity at large far more than to perform an operation on the mother of five children whose only crime has been to have kept her house not clean enough to suit those intruders, and possibly her neighbors.”

Anderere freilich haben den Reformern begeistert Beifall gezollt. Wir dürfen darum nicht hoffen, in Zukunft mit solchen und ähnlichen Weltverbesserungsversuchen verschont zu werden. Es sollten daher alle, die zu Lehrern und Führern unsers Christenvolks berufen sind, ein im Evangelium wurzelndes Urteil über social service und ähnliche Bewegungen unsrer Zeit zu gewinnen suchen. Man wird nicht leugnen können, daß durch sie in einzelnen Fällen manches Gute gewirkt wird, und daß hie und da Frauen, die auf diesem Felde tätig sind, in selbstverleugnender Liebe ihren Mitmenschen dienen. Man vergeße aber nicht: 1.) Daß auch die social service, wie sie meistens geübt wird, dazu beiträgt, daß das Gemeinschaftsleben ungebührlich betont und die Heiligkeit und Anantastbarkeit des Familienlebens immer weniger respektiert wird. 2.) Daß sie — wenigstens in der Auffassung vieler ihrer Befürworter — eine Ausgestaltung der reformierten Idee von einem Gottesreiche ist, das mit äußeren Geberden kommt und aus der Welt a place fit for respectable people to live in macht. 3.) Daß vielfach durch social service workers unchristliche Ideen über das Verhältnis zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, Kindersegnen und das Familienleben überhaupt in unsre Christenhäuser hineingetragen werden, wie der Fall in Denver beweist. — Wie nötig ist es doch, daß wir in unsrer Zeit, da die Lebensauffassung unsrer Christen von allen Seiten angefochten wird, anhalten mit Lehren, Strafen, Ermahnungen und unser Christenvolk tief im Evangelium gründen.

W. S e n f e l.

\* \* \* \* \*

**Mißbrauch der Kanzel in den Sektensirchen.**  — Der “Literary Digest” bringt in einer seiner Septemberrummern folgende Sammlung von Predigtthemen, die in den Zeitungen bekannt gegeben wurden:

“Slip, Slips, and Slippers.” “Wobbling.” “Swat the Fly.” “The Honeymoon.” “My Mother-in-Law.” “The Ass Tied at the Door Without.” “Lop-sided Folks.” “The Sentimental Journey.” “Three

White Mice." "Pulling out a Plum." "A Big Hug." "Psychometric Readings." "Street Car Ventilation." "A Joke on the Conductor." "Hallowe'en Tricks and Pranks." "The Dollmakers of Nuremberg." "A Man with His Nose Out of Joint." "The Devil-Man's Life, Death and Funeral, in Five Acts." "Two Looks at Another Man's Wife."

Es wäre gewiß ungerecht, die Predigt der Sektengemeinden nach obigen Predigtthemen zu beurteilen. Es gibt auch unter den Sektendevoten noch solche, die Ehrfurcht vor Gottes Wort haben und von heiligen Dingen nicht mit ungewaschenem Maule reden. Es ist auch noch mancher unter ihnen, der auf der Kanzel nicht von Politik, den Tagesneuigkeiten, social service, den neuesten facts und ähnlichen Dingen redet, sondern das alte Evangelium vom Sünderheilande predigt. Daß aber Prediger wie die Verüßer obiger Themen unter ihnen nicht seltene Ausnahmen sind, daß ziemlich allgemein in der heutigen Predigt der reformierten Sektengemeinden ein Ton herrscht, der sich mit der gebührenden Scheu vor Gott und göttlichen Dingen nicht verträgt, ist leider Tatsache. Billy Sunday hat eben Schule gemacht, und viele seiner Nachahmer machen krampfhafteste Anstrengungen, Christi Wort zu widerlegen: Der Jünger ist nicht über seinen Meister. Kann es etwas Ekelhafteres geben als solche Possenreißer auf der Kanzel, welche die Aufgabe hat, eine Botschaft zu verkündigen, deren Annahme oder Verwerfung Leben oder Tod bedeutet? Unser Übergang ins Englische bringt besonders unsre jüngeren Pastoren in Gefahr, die Predigtweise der Sektengemeinden nachzuahmen. Möchten obige Predigtthemen allen, die dazu Neigung verspüren, als abschreckendes Beispiel dienen. Meine doch niemand, daß seine Predigt nach dem Theater, dem Saloon, der Tanzhalle oder dem Ringeltangel riechen müsse, damit sie alle erreiche. Allen alles werden heißt nicht, das Evangelium durch den Kot der Gasse zerren. Die Erfahrung aller Zeiten und besonders auch die unsrer Kirche lehrt, daß die Predigt des alten Evangeliums in schlichter, würdiger Sprache die Kirchen auf die Dauer besser füllt als alle Sensationspredigten, und wer nur durch die letztere zu gewinnen ist, ist selten ein großer Gewinn für die Kirche.

W. G e n f e l.

\* \* \* \* \*

Unter der Überschrift „**Volkkirche und Freikirche**“ bringt das liberale „*Neue Sächsische Kirchenblatt*“ folgenden bedeutsamen Artikel Pastor Lieberts-Heßla, eines Führers der sächsischen kirchlichen Linken:

„Ausnahmsweise bin ich einmal anderer Ansicht als mein Freund Herz (vergl. Sp. 297 ff.) und kann der Tendenz seines Vortrags über Volkskirche und Freikirche nicht beistimmen. Im Grunde mag er recht haben, für die Volksgesundheit ist die Volkskirche besser als die Freikirche, aber es sind auch Verhältnisse denkbar, wo die Freikirche im Sinne des Volksganges vorzuziehen ist; dann nämlich, wenn die Gleichgültigkeit ein gewisses Maß überschritten hat. Ich fürchte, unsere heutige evangelische Kirche wirkt zu wenig und lohnt nicht mehr Kosten und Arbeit, die in sie hineingesteckt wird. Sie ist derart in einen Sumpf von Interesslosigkeit hineingeraten, daß alle Bemühungen, sie wieder flott zu machen, vergeblich erscheinen. Als die

Revolution mit dem Rufe der Trennung von Kirche und Staat losbrach, leuchtete ein Hoffnungsdimmer: Jetzt wird endlich die christliche Bevölkerung sich um ihre Kirche scharen, um sich durch die Tat zu bekennen. Nichts ist geschehen. Es ging ein gelinder Schreck durch die Leute, sie unterschrieben fleißig die Resolution Cordes, und dann blieb alles beim alten. **Keine Spur vom Bruch mit den unkirchlichen Gewohnheiten, erst recht keine Spur von Erweckung und Begeisterung.** Als sich nun vollends herausstellte, daß weder Revolution, noch Kirchenaustritt, noch Kirchensteuern ernstlich bedrohlich wurden, legte man sich aufs andere Ohr und schnarchte weiter. **Unsere ‚Volkskirche‘ ist dermaßen matt und elend, daß sie nicht wieder hochkommt — es müßten denn Wunder geschehen.**

Was sich bei uns Kirche nennt, will auch keine Volkskirche, sondern Obrigkeitkirche sein. Unberührt treten Bestrebungen hervor, die frühere Staatsgewalt über die Kirche einfach auf das durch eine gelinde synodale Beimischung erweiterte Konsistorium zu übertragen. Auf eine freiheitliche Kirchenverfassung zu hoffen, ist ganz vergeblich, wir bekommen nicht einmal die Urwahlen, die doch für eine Volkskirche absolut selbstverständlich sind. Daß so etwas möglich ist, daß daraufhin nicht Kirchenrevolution wird, zeigt an: es fehlt an vitaler Kraft. So eine Kirche kann nicht leben und nicht sterben, nur noch fortwursteln.

Freilich gibt es innerhalb und außerhalb der Synode Gruppen, die wirklich Volkskirche wollen, und Herz ist einer ihrer Führer. Aber sie werden nichts erreichen, wenn sie sich nicht auf eine schärfere Tonart stimmen. Die Volkskirche ist heute nur noch durch das Bekenntnis zur Freikirche zu retten. Wer heute fordert, daß jeder sich erst als Kirchenglied anmelden muß und nicht automatisch in ihr verbleibt, weil er drin geboren ist, fordert das Mittel zur Auferstehung der Kirche, und die sozialistischen Feinde der Kirche sind in Wahrheit ihre besten Freunde. Spitzhade ist ihr nützlicher als Kleistertopf.

Ich bin mir voll bewußt, daß ich etwas ausspreche, was für den geistlichen Stand von heute furchtbar gefährlich werden kann, denn die heutige Kirche, so mangelhaft sie ist, sorgt immer noch für unser Auskommen. Ob das die Freikirche kann, gleich kann, ist fraglich. Aber letzten Endes ist nicht die Kirche um der Pastoren willen da, sondern umgekehrt, und sodann: **der Krach kommt doch einmal.** Eine Kirche, in der die Leute nicht mehr ‚in die Kirche gehen‘, wird ihre Diener auf die Dauer nicht ernähren, denn als bloße Staffage bei Leichenbegängnissen sind sie zu teuer. Übrigens sollten wir Pastoren uns vor dem, das da kommt, nicht fürchten, ein bißchen Gottvertrauen ist mehr wert als ängstliche Berechnung.

Wir können weder für Volkskirche noch für Freikirche viel tun, es kommt schließlich, was kommen soll. Aber wenn die Freikirche erscheint, soll sie uns willkommen sein. Sie wird hoffentlich sich als besseres Werkzeug des Heiligen Geistes erweisen als die heutige Volkskirche. Jedenfalls halte ich es für unpädagogisch, sich um jeden Preis auf die Volkskirche einzustellen. Vielleicht gibt mir Herz ein bißchen Recht.“



Mit dem Schlußsatz spricht Pfarrer Liebster eine Wahrheit aus, die wir in dem Ev.-luth. Zeitblatt seit 1919 und auch schon vorher gegenüber einem kurzfristigen Pochen auf Erhaltung der Volkskirche um jeden Preis immer wieder betont haben. Der liberale Liebster zeigt hier einen klareren Blick für die wirkliche Lage der Kirche in der Gegenwart als die meisten „Positiven“ in unseren evangelischen, auch den lutherischen Landeskirchen, die sich nicht zu der Erkenntnis durchringen können, daß die Berechtigung der Volkskirche mit dem Augenblick wegfällt, in dem diese aufhört Bekenntniskirche nicht nur zu heißen, sondern zu sein. Liebsters Worte enttammen freilich einem einer völligen Bankrotterklärung gleichkommenden Pessimismus des kirchlichen Liberalismus, wenigstens in Sachsen. Es wird sich wohl im Grund seines Herzens selbst nicht darüber täuschen, daß dieser Liberalismus mit der „Volkskirche“ steht und fällt. Oder sollte er wirklich in wunderlicher Selbsttäuschung an eine zu großen Opfern bereite liberale Freikirche glauben? Räme es zu ihr — wir wollten uns aufrichtig freuen! Wir würden auch dafür eintreten, daß einer solchen sich bildenden liberalen Freikirche keine kleinlichen finanziellen Schwierigkeiten bereitet würden; Druck irgend welcher Art würde ihr ja nur zu Kraft verhelfen. Mag sie sich frei entfalten und durch die Tat beweisen, wieviel „vitale Kraft“ ihr innewohnt, wie weit namentlich ihre Mitglieder bereit sind, für ein ihren Wünschen entsprechendes Kirchenwesen auch Opfer zu bringen. Wir würden eine solche liberale Freikirchenbildung begrüßen, weil sie den tatsächlichen Verhältnissen entspräche und geeignet wäre, der immer unerträglicher werdenden Unwahrheit unserer kirchlichen Verhältnisse ein Ende zu machen. Wir teilen ganz Liebsters Abneigung gegen eine immer wachsende kirchliche Verjüngung — wenn wir dabei auch von völlig anderen Grundsätzen ausgehen als er; auch wir haben die Hoffnung längst aufgegeben, daß es auf dem bis jetzt eingeschlagenen Weg — dem der Kompromisse, der Verschleierung der Gegensätze, die nur geeignet ist, die Gewissen abzustumpfen — zu einer Gesundung unserer kirchlichen Verhältnisse kommen wird. Die nicht zu leugnende Tatsache, daß in unseren Landeskirchen, wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich zwei sich gegenseitig ausschließende „Richtungen“, zwei grundverschiedene Religionen zu einer unwahren Einheit verbunden sind, muß entweder zu immer größerem Indifferentismus führen, dem Todfeinde alles gesunden Lebens, oder aber es muß, um Liebsters Worte zu gebrauchen, der Krach früher oder später doch einmal kommen, d. h. es muß sich voneinander trennen, was seinem Wesen nach nicht zu einander gehört. Wenn diese Trennung in der Weise erfolgte, daß unsere Liberalen eine Kirche, mit der sie innerlich längst zerfallen sind, die ihnen, wie sie sagen, nichts mehr bietet, verließen und sich zu einer ihren Idealen entsprechenden Religionsgemeinschaft zusammenschloßen, so würde das ein erster Schritt zu wirklicher kirchlicher Gesundung sein. Die lähmende Unwahrheit würde aufhören. Wirkliche, volle Gesundung hätte freilich zur Voraussetzung, daß die nunmehr von hemmenden Elementen freigewordene Bekenntniskirche sich nicht etwa auf das Faulbett legte und als höchstes Ziel ansähe, alles in dem Zustand zu belassen, in dem es seither gewesen, daß sie vielmehr in der

Kraft des Geistes Gottes sich allseitig erneuerte und für ihr Tun und Lassen allein den Willen ihres erhöhten Herrn und Königs maßgebend sein ließe. Eine solche Bekenntniskirche braucht die Konkurrenz einer liberalen Freikirche wahrlich nicht zu fürchten. Der Sieg wäre ihr verbürgt durch den, in dessen Gehorsam und dessen Kraft sie ihr Werk triebe und ihren Kampf führte. Eine solche Kirche — und nur eine solche — wäre auch fähig, als Sauerteig in unserem armen, gottentfremdeten Volk zu wirken, neue Lebenskräfte in dasselbe hineinzubringen, wahrhaft wirksame Volksmission zu treiben.

Aber wir wollen nüchtern bleiben, uns nicht durch eine Fata morgana den Sinn berücken lassen. Wir trauen, offen gestanden, unserem kirchlichen Liberalismus nicht die sittliche Kraft zu, von sich aus der gegenwärtigen kirchlichen Unwahrheit ein Ende zu machen. Dornenwolle Wege zu gehen, ist nie seine starke Seite gewesen. Er weiß sich mit den Tatsachen abzufinden, wird sich auch mit dem gegenwärtigen positiven Zug, wie er bei den Synodalwahlen verschiedener Länder, nicht zum wenigsten Preußens, zutage getreten ist, sowie mit der vorläufigen Nichterfüllung seiner Herzenswünsche abfinden und es lieber den Altgläubigen überlassen, zu handeln und der gegenwärtigen Unwahrheit ein Ende zu machen.

Dr. A.

Und werden die Lutheraner austreten, wenn die Liberalen bleiben?

A. P.

\* \* \* \* \*

**Volkskirche und lutherische Kirche.** — Über eine erhebende Bekenntnisfeier des „Ev. = Luth. Landesverbandes für die weibliche Jugend in Sachsen“, die am 30. und 31. Oktober vorigen Jahres in Dresden abgehalten wurde, schreibt Herr Dr. Amelung, der Vorsitz der „Lutherischen Bundes“ (der mit der ihm kürzlich erst beigetretenen „Vereinigung der Bekenntnisfreunde“ in Hannover und dem kürzlich erst ins Leben getretenen „Ev. = Luth. Schutzbund“ in Thüringen innerhalb der Landeskirchen allein noch ein gesundes Luthertum vertritt) in dem von dem tüchtigen, treuen und eifrigen Lutheraner Dr. Gerhard Kropatschek, dem Leiter des treuen Ev. = Luth. Schulvereins herausgegebenen „Ev. = Luth. Volksblatt“ wie folgt:

„Den Höhepunkt der Tagung bildete der Festgottesdienst am Reformationsfest. So dicht gefüllt habe ich die Frauenkirche noch nie gesehen. Gegen 4000 Feiernde mochten sich in dem gewaltigen Raum vereint haben: im Schiff die Frauenkirchengemeinde, auf den Emporen und z. T. auf dem Altarraum die festfeiernde, jugendliche Gemeinde, die einzelnen Vereine durch geschmackvolle Wimpel sich kenntlich machend. Erfreulich war es schon, wie fein ordentlich, ohne alle Störung, die Verteilung der Plätze vor sich ging. Der Gottesdienst selbst wird nicht nur den jungen Mädchen, sondern allen, die ihn miterleben durften, in lebendiger Erinnerung bleiben. Wie frisch erklangen die Lieder aus den jugendlichen Kehlen! Besonders eindrucksvoll wirkte in der Eingangsliturgie das Glaubensbekenntnis in der sehr geschickt gewählten Form, daß der Liturg (Oberkirchenrat Sup. Reimer) die drei Glaubensartikel bekennet, während eine gut eingetübte Gruppe von

jungen Mädchen auf jeden Artikel mit der herrlichen Lutherischen Erklärung und die Gemeinde mit den Versen des Glaubensliedes 264 antwortet. Kräftig klang am Schluß jeder der drei Luther-Erklärungen das „Es ist gewißlich wahr“ aus jugendlichem Munde. O daß in unserer ganzen lieben lutherischen Kirche dies sieghafte „Es ist gewißlich wahr!“ wieder die weltüberwindende Macht würde, die es einst in schweren Zeiten gewesen ist. . . . .

An den Gottesdienst schloß sich eine wirkungsvolle **öffentliche Kundgebung** auf dem Neumarkt am Sockel des Lutherdenkmals an. Vortrefflicher Posaunenvortrag wechselte ab mit Liedergefang der ca. 1900 das Luther-Denkmal umgebenden jungen Mädchen. Die singende Jugend — ein Bild, das so recht zu dem jugendlieben, sangesfrohen Reformator paßt. Unvergessen wird mir vor allem bleiben der glockenreine Gesang des alten Volksliedes „Schönster Herr Jesus, Herrscher aller Enden“, der immer kraftvoller anschwellt. Es zeigte sich deutlich: alle auf dem Neumarkt Weisenden, darunter wohl auch solche, die längst den Meister aller Schöne vergessen haben, standen unter dem mächtigen Einfluß der Töne und Worte, die an ihre Ohren klangen. Gott gebe, auch in manches Herz! . . . . .

Unser Volk ist kirchenfremd geworden. Oft haben wir den Eindruck, als ob die lutherische Kirche in unserm Vaterland über kurz oder lang dem Häuslein im Weinberg, der Nachthütte in den Kürbisgärten gleichen werde (Jesaja 1, 8). Von der Volkskirche wird zwar viel geredet, **aber von einer gesunden Volkskirche, die diesen Namen verdient, ist wenig zu sehen.** Da wirken Tage wie die jüngst erlebten erquickend und glaubenstärkend. Der treue Gott erhalte und vermehre fröhliches, hoffnungsvolles Grünen und Blühen in unserer lieben Jugend! Dieser Wunsch legt uns Allen aber die heilige Pflicht auf, alle Kraft dafür einzusetzen, daß unsere liebe lutherische Kirche mit all ihrem wunderbaren inneren Reichtum der kommenden Generation unverkümmert und unentwertet erhalten bleibe!“ Dr. A.

Wir freuen uns dieser Kundgebung und der herzlichen Worte Dr. Amelungs. Aber ist denn eine **gesunde Volkskirche** ein Ding der Möglichkeit? Und der „Lutherische Bund“ ist berufen, eine **gesunde** lutherische Kirche in Deutschland zu bauen, nicht eine **Volkskirche**, zu welcher auch offenbare Nichtchristen als Glieder gehören. A. P.

\* \* \* \* \*

**Kirchliche Bewegung in Thüringen.** — Thüringen hat eine rein sozialistische, also kirchenfeindliche Landesregierung. Dort hat sich die neue „staatsfreie“ Kirche bereits etabliert. Die Kirchenverfassung ist ganz liberalisiert ausgefallen, und die Volksschule soll Gemeinschaftsschule werden (was das bedeutet, siehe unter der Notiz „Neue deutschländische Schulformen“). Infolgedessen hat sich in Thüringen ein „Lutherischer Schutzbund“ zur Erhaltung der lutherischen Kirche und Schule gebildet, der entschlossen zu sein scheint, eine lutherische Freikirche der thüringischen Staaten zu gründen, wenn die neue Kirchen- und Schulverfassung die Bestätigung der Reichsbehörden erhält. In einem öffentlichen Aufruf fordert der lutherische Schutzbund durch seinen Vorsitzenden, Herrn Friedrich Bleckschmidt in

Söhrniz, Sachsen-Altenburg, alle lutherischen Gemeinden Thüringens auf, „schärfsten Protest einzulegen gegen jede Gemeinschaft und Verschmelzung mit der neuen ‚Kirche‘, den Synodalbeschlufs anzufechten und nichtig zu machen, die eigene Freiheit als christliche, lutherische Kirche zu behaupten, alle geschichtlichen Rechte der Gemeinde zu wahren, für den rechten Glauben gemäß den Bekenntnissen zu kämpfen, alles abzuwehren, was dem sich entgegenstellt.“ — Soviel wir aus dem Aufruf zu ersehen vermögen, steht der Lutherische Schutzbund auf ganz gesundem lutherischen Boden („unter Lehre Christi oder Gottes Wort sind nicht etwa bloß die Reden Jesu in den Evangelien, sondern alle Schriften der Propheten und Apostel in der Bibel zu verstehen.“ „Die Bekenntnisse geben den reinen Sinn, das richtige Verständnis und die lautere Lehre des Evangeliums, der Heiligen Schrift — der Bibel — in leichtfaßlicher und erschöpfender Weise wieder.“).

Zu diesem Aufruf bemerkt Superintendent Anthes von Reichelsheim im Odenwald, einer der Redakteure des „Ev.-Luth. Zeitblattes“, des Organs des „Lutherischen Bundes“ in diesem Blatt:

„Wir freuen uns dieser klaren, mannhaften Sprache. Den hier beschrittenen Weg halten wir für den richtigen: ‚Schärfster Protest gegen jede Gemeinschaft und Verschmelzung mit der neuen ‚Kirche‘. Freilich angesichts der Thüringer Zustände halten wir es für aussichtslos, den Synodalbeschlufs (nämlich der Vereinigung der Thüringer bisherigen Landeskirchen) ‚nichtig zu machen‘. Angefochten kann er werden, aber der entschiedenste Protest wird von der ‚neuen Kirche‘ übergangen oder abgewiesen werden. Wenn das geschieht, dann bleibt nur ein Weg: Der Protest der Tat. Dann müssen alle Sirten und Gemeinden, die an der lutherischen Kirche festhalten wollen, der ‚neuen Kirche‘ und ihren Behörden den Gehorsam weigern, jede Gemeinschaft mit ihr aufheben und sich zu einer freien lutherischen Bekenntniskirche zusammenschließen. Dieser Weg bringt schweren Kampf, Schmach und Kreuz (Hebr. 13, 13), aber es ist der Weg der Treue, die die Verheißung des Herrn für sich hat. Möchten unsere Brüder in Thüringen diesen Weg mit klarer Erkenntnis, starkem Leidensmut und festem Glauben an des Herrn Beistand gehen!“

Aus Kreuz ä. L. wird demselben Blatt berichtet, daß „unsre vorläufige Synode den vom Staat dringend gewünschten und von der Mehrheit des staatlichen Konsistoriums beantragten Anschluß unserer Kirche an die Thüringer Evangelische Kirche mit allen gegen eine Stimme abgelehnt hat. . . .“

Daß wir mit dem Beschlufs, uns nicht an die Thüringer Kirche anzuschließen, den richtigen Weg eingeschlagen haben, wird je länger je mehr offenbar. Das unbegreifliche Eintreten des Thüringischen Landeskirchenrats für die Gemeinschaftsschule hat viele positive Kreise Thüringens stutzig gemacht, aber alle ihre Proteste werden nutzlos sein. Auch das Thüringer Pfarramtsgesetz hat manchem die Augen geöffnet; enthält es doch eine ganz farblose Ordinationsformel ohne Verpflichtung auf das Bekenntnis, und das Disziplinargesetz schießt jedes Vorgehen in Sachen der Lehre ausdrücklich aus. Ein Flugblatt des ‚Lutherischen Schutzbundes für Thüringen‘ an die Lutherischen Gemeinden Thüringens ‚Lutherisches Christenvolk, wach auf‘

(s. oben) hat seines Eindruckes nicht verfehlt. Es faßt die Unterschiede zwischen der rechten evangelisch-lutherischen Kirche und der neuen Thüringer Kirche in klarer Aufstellung zusammen und schließt mit einem kräftigen Appell zum Kampf.

Das Reformationsfest ist in den beiden Neuzürischen Landeskirchen bisher am 31. Oktober gefeiert worden. Vier Tage vor dem diesjährigen 31. Oktober erscheint ein ‚Notgesetz‘ des Thüringer Staatsministeriums, das dem Reformationsfest seinen Charakter als gesetzlicher Feiertag nimmt, während ein zweites Notgesetz den 9. November zum gesetzlichen Feiertag macht. Diese Gesetze, die offenbar der höchsten ‚Not‘ entsprangen, haben nicht nur in kirchlichen Kreisen großes Befremden erregt und energische Proteste hervorgerufen; selbst Arbeiter sprachen sich über diese Art des Vorgehens mißbilligend aus. Es hat aber die am 30. Oktober stattgefundenen Wahlen zu den Elternräten auf das günstigste beeinflusst, viele haben erkannt, wohin die Reise in Thüringen geht, und so hat die christliche Liste nicht nur in der Stadt Greiz mit ihren großen, fast nur von Arbeitern bewohnten Vororten glänzend gesiegt, sondern auch in der Stadt Gera (Neuß j. L.) die Mehrheit gewonnen.“

Zu dem letzterwähnten Punkt entnehmen wir der „Deutschen Lehrzeitung“ vom 10. Dezember 1921 das Folgende:

„Man schreibt aus Rudolstadt: Selten oder nie sind die Kirchen Rudolstadts so überfüllt gewesen als wie an den durch Rechtspruch unserer glorreichen Regierung abgeschafften kirchlichen Feiertagen: Reformationsfest und Buß- und Betttag. Machtvoll durchbrausten die alten Lieder die weiten Räume, und andächtig lauschten die Hunderte von Männern, Frauen und Kindern den kraftvollen Worten ihrer Seelsorger. Die Läden aller besseren Geschäfte blieben geschlossen, die Straßen waren still und menschenleer; so beantwortete die Masse der Bevölkerung das vom Nachtkäsel einer roten Regierung erlassene und vom hohen Landtag freudig bestätigte ‚Notgesetz‘. — In Jena haben die Lehrer in Versammlungen ihre Entrüstung über das Vorgehen der Regierung zum Ausdruck gebracht und einen schriftlichen Protest gegen das Verbot der Schulfeiern bei der Regierung eingereicht. Die Schüler und Schülerinnen der höheren Schulen verließen heute morgen demonstrativ den Unterricht und zogen geschlossen auf den Marktplatz vor das altherwürdige Hanfrieddenkmal, wo sie in Gegenwart einer großen Menschenmenge demonstrieren und das Lutherlied: ‚Ein‘ feste Burg ist unser Gott‘ sangen. In der Schillerkirche wurde für die Schüler eine Reformationsfeier veranstaltet. Das der Regierung nahestehende sozialistische Landesparteiorgan ‚Das Volk‘ macht seinem Zorn über diese bürgerlichen Demonstrationen und Proteste in kräftigen Worten Luft. Es ist wütend, daß das Bürgertum es wage, Gesetze einer republikanischen Regierung offen zu sabotieren und fordert von der Regierung strengste Untersuchung und rücksichtsloses Vorgehen gegen die schuldigen Schuldirektoren oder Lehrer. Schließlich heißt das rote Blatt die Massen auf und droht dem renitenten Bürgertum mit Anwendung der Gewalt: ‚Wünscht das christliche Bürgertum, daß es hart auf hart geht, dann zeigt ihm, wer die Macht

hat! Die unerhörten Willkürakte der sozialistischen Regierung werden im Thüringer Landtag noch zu einer ernstern Abrechnung der bürgerlichen Fraztionen mit den gegenwärtigen Machthabern führen.“

Wir fügen hinzu, daß sich bereits eine Anzahl lutherischer Pastoren und Gemeinden in Thüringen, unter ihnen Pfarrer Wunder in Dorfilm, Rudolstadt, von der neuen Kirche getrennt haben und sich zu einer Freikirche zusammenschließen werden. A. P.

\* \* \* \* \*

In Ostpreußen ist Pastor Ernst Christoleit in Rogahlen mit einem mannhaften Bekenntnis aus der Landeskirche ausgetreten, um sich der lutherischen Freikirche zur Verfügung zu stellen. A. P.

\* \* \* \* \*

**Die positiven Evangelischen und die Heilige Schrift.** — Wie die allermeisten „Evangelischen“, d. i. Auierten, Pastoren, Lehrer und Lehrerinnen, zur Inspiration der Heiligen Schrift stehen, zeigt ein Aufsatz einer evangelischen Lehrerin, in welchem diese über einen Vortrag Pastors v. Nasse referiert, den dieser über die Widerlegung des Friß Delitzsch'schen Schmähbuchs „Die große Täuschung“ durch Dr. E. König von Bonn vor evangelischen Lehrern und Lehrerinnen gehalten hat. Darnach hat der Pastor einleitungsweise ausgeführt: „Bei den Angriffen auf das Alte Testament zeigt es sich immer wieder, daß die Lage der Christen, besonders der einfachen, schlichten des Volks, eine schwierige ist durch manche Unklarheiten, die gerade in diesen Kreisen herrschen. **Vielfach halten sie noch fest an der Verbalinspiration**, d. h. an dem Glauben, daß jedes einzelne Wort der Schrift von Gott eingegeben, also untrüglich sei. Die Bibel ist jedoch kein vom Himmel gefallenes Buch, sondern in langer Geschichte entstanden, gleichsam der Leib, in dem Gottes Wort die Seele ist. Die Schrift trägt daher auch menschliche Unvollkommenheiten in sich. **Deshalb haben die Gegner leichtes Spiel.** Ferner erkennen christliche Kreise oft nicht genug, daß es sich im Alten Testament um eine Vorstufe handelt, auf der Gott sein Volk allmählich erzieht, wo er aus sittlichen Gründen noch nicht seinen ganzen Willen offenbaren kann, usw.“ — Ja, so steht die große Masse der evangelischen und leider auch lutherischen Pastoren und Professoren zur Heiligen Schrift. Es ist nicht die christlich-gläubige Stellung — die hat ihren Grund in Joh. 10, 35; 1. Kor. 2 und ähnlichen Gottesworten —, sondern die „wissenschaftliche“ Stellung, die es besser weiß als unser Herr Christus. So wird es von den Professoren und Pastoren den armen Lehrern und Lehrerinnen, die die Sache ja nicht beurteilen können, eingetrichtert, und die bringen es wieder den Kindern bei. So ist das arme deutsche Volk von seinen ungläubigen und gläubigen Professoren und Pastoren um seinen Glauben an die Schrift gebracht worden. Die positiven, gläubigen Kreise Deutschlands beklagen jetzt so viel, daß es so gar ungläubige Professoren, Pastoren, Lehrer und Lehrerinnen und ein so großes kirchenfeindliches Element im deutschen Volke gibt, und sie müssen jetzt mit diesen Feinden des Christentums in hartem Kampf um Kirche und Schule stehen. Nun ist

zwar viel von dieser Christus- und Kirchenfeindschaft auf die weltliche Univerſitätswiſſenſchaft und andere Urſachen, beſonders auf die Univerſitäts- und Privatphiloſophie zurückzuführen. Aber die Hauptfaktoren in der Entchriſtlichung und Entkirchlichung der deutſchen Volksmaſſen machen ſich die lieben Poſitiven nie klar, weder die Lehrer, noch die Paſtoren, noch die Profeſſoren: die naturnotwendige und dann gewohnheitsmäßig geübte ſeelforgerliche **Verſäumnung der kirchlichen Maſſen** unter der Einrichtung der **Volkskirche**, die ſich damit — genau wie die Paſtirkirche — zufrieden gab, daß die Maſſe äußerlich zur Kirche gehörte, den einzelnen Seelen aber nicht nachging, ſondern ſie ganz unbekümmert jeder antichriſtlichen Zeitſtrömung und jeder Luſt des Fleiſches als Beute überließ. Die Volkskirche iſt eo ipſo eine Lotterkirche, in der naturnotwendig Profeſſoren, Paſtoren, Lehrer und Volk chriſtlich verlottern. Nur Ausnahmen bleiben bewahrt, weil unter allen Umſtänden unſer Herr Chriſtus, der Erzhirte, ſich ſeiner Herde ſelbſt annimmt, Geſef. 34. In der ſtaatlichen **Volkskirche** war jede Lehrzucht, ſchon an den Univerſitätstheologen, aber auch an den Paſtoren und Schullehrern von vornherein unmöglich, wie die Geſchichte reichlich gezeigt hat, und auch in der neuen ſtaatsfreien **Volkskirche** wird die Lehrzucht an den Lehrenden und die Lebenszucht an dem Kirchengewolk unmöglich ſein. **An der Volkskirche iſt das deutſche Kirchengewolk verborben**, weil ſie eine zuchtloſe Kirche war. Und an der **wiſſenſchaftlichen Univerſitätstheologie** ſind die deutſchen Paſtoren und die Lehrer der höheren und niederen Schulen Deutſchlands verborben, ſoweit ſie der Herr nicht **troß** derſelben im Glauben und in der gefunden Lehre aus beſonderer Gnade erhalten hat. Die Rationaliſten haben die Univerſitätstheologie zu einer **freien Wiſſenſchaft** gemacht. Daher mußte naturnotwendig der Unglaube und der Halbglawe über die theologischen Studenten kommen und iſt er über ſie gekommen, ſintemal der Jünger iſt wie der Meißter. Die Univerſitätstheologie hat alle ihre Objekte, beſonders die Heilige Schrift, als **wiſſenſchaftliche Objekte mit wiſſenſchaftlichen Methoden** der natürlichen menſchlichen Vernunft, die nichts vom Geiſte Gottes vernimmt, 1. Kor. 2, 14, behandelt, hat Gottes Wort, die Schriften der Propheten und Apoſtel, deren Inhalt und Form, deren Geſchichte und Autorität, hat das „vom Himmel gefallene“, ja: **vom Himmel gefallene Evangelium**, das durch den Mund Moſes und Davids und Jeſajas und Pauli und Chriſti in der Schöpfungsgeschichte Gen. 1 und in dem Sprechen Eſelin Wileams und in der Heilung der Schwiegermutter Petri ebenſo gut **vom Himmel geoffenbart iſt** — vgl. nur 1. Kor. 2 und Joh. 10, 35 und Matth. 22, 43 — wie die Weihnachtſbotschaft der Engel —, dieſes Gotteswort, dieſes Evangelium vom Himmel, dieſe **geoffenbarten und geiſtlichen Dinge** hat die wiſſenſchaftliche Theologie mit wiſſenſchaftlichen Maßstäben der natürlichen Vernunft gemeſſen, das **geiſtliche Objekt mit natürlichem Maß**, mit der Vernunft, die nichts vernimmt von den geiſtlichen Objekten, der das ganze Evangelium, gerade in ſeinem Kern Chriſtus, ein ſürgerniß und eine Torheit iſt, und die Folge mußte ſein und iſt geweſen bei all dieſen Theologen **Zweifel**, bei den beſten, den Gott ſei Dank inkonſequenten **Halbglawe**, bei den konſequenten **Unglawe und Feindschaft** gegen den „Anſinn

und Aberglauben“ des Christentums. Und die ganz inkonsequenterweise noch gläubige Univerſitätstheologie ſetzte ſich mit ihrer Wiſſenſchaftlichkeit ebenſo zur Richterſin über die Schrift und Gottes Wort wie die konſequente ungläubige. Sie ſteht mit dieſer auf genau demſelben letzten formalen Standpunkt, auf dem der Kritik; nicht unter der Bibel und Chriſto (in Joh. 10, 35 und Matth. 22, 43) und Paulo (1. Kor. 2), ſondern über ihnen — Vernunft und Wiſſenſchaft über dem geoffenbarten Gotteswort! Das iſt in der ganzen evangeliſchen und lutheriſchen Staatskirche Deutſchlands das Erbe des Rationalismus, des Calvinismus, des Humanismus, der in Gottes Sachen blinden Vernunft. Und das iſt neben und in dem ſtaatlichen Volkskirchenweſen Deutſchlands die eigentliche große Sünde und der eigentliche große Fluch der deutſchen proteſtantiſchen Kirche geweſen. Was die gläubige Theologie von der Bibel und dem ganzen Chriſtentum noch ſtehen läßt, läßt ſie aus Inkonſequenz gegen ihren unterſten Grundſatz ſtehen, weil der Heilige Geiſt gegen alle wiſſenſchaftlichen Arbeitsprinzipien der Theologen ſein Werk noch ausrichtet durch das von ihnen gemeiſterte äußerliche Wort. Die wiſſenſchaftliche Theologie, gläubige und ungläubige, hat ſich den ganzen theologischen und kirchlichen Liberalismus ſelbſt großgezogen. Seinerzeit Sulze und Traub, heute Friß Delitzſch, Wellhauſen, Adolf Harnack, Heydorn, Leimbach, Dörrie und Hunderte von andern ſind die uredhten, legitimen Produkte der wiſſenſchaftlichen Univerſitätstheologie, ebenſo, wenn auch mittelbarer, die heutige ungläubige Lehrerschaft Deutſchlands. Und die gläubigen evangeliſchen und lutheriſchen Profeſſoren, Paſtoren, Lehrer und Lehrerinnen ſind, Gott ſei Dank, unechte Kinder derſelben, ſofern ſie noch glauben und an der Schrift hängen; ſofern ſie aber auch den kritiſchen Standpunkt der Bibel gegenüber einnehmen, und auch ſich bereden laſſen, daß die Bibel nicht „in jedem Wort von Gott eingegeben“ und nicht „untrüglich“ ſei, ſind ſie nicht Schüler unſers Herrn und Heilandes, der Matth. 22 ſagt, David habe die Pſalmen „im Geiſt“ geredet, und Joh. 10, daß die Schrift nicht — in keinem Wort — gebrochen werden könne und daß nicht der geringſte Tüttel vom Geſetz und den Propheten zergehen werde, Matth. 5, ſondern Schüler der modernen wiſſenſchaftlichen Univerſitätstheologie, hier von einem Paſtor vorgetragen, der ſie auch nicht aus der Schrift, ſondern von jener prinzipiell und im unterſten Grunde falſchen, gottwidrigen und chriſtusfeindlichen Theologie gelernt hat und den Lehrern und Lehrerinnen als gründlich erleuchtetes, wiſſenſchaftliches Chriſtentum aufhängt. — Die poſitive wiſſenſchaftliche Univerſitätstheologie hat, ſofern ſie ſelbſt auf dem Boden der Vernunft und der Wiſſenſchaft und der Kritik ſteht, garkein Recht, der negativen wiſſenſchaftlichen Theologie und deren Schülern und Anhängern im Volk auch nur den geringſten Vorwurf zu machen, weil ſie mit ihr auf demſelben Boden ſtehen will und ſteht. Gegen ſie iſt die negative Kritik, die die ganze Bibel als Gottes Wort und Chriſtum als Gottesjohn und Sündheiland verwirft, abſolut im Recht. Das ſagt Paulus 1. Kor. 1 und 2. Darum kann auch der deutſchen poſitiven Theologie und der lieben deutſchen Kirche nicht anders geſolten werden, als daß die Theologie ihren wiſſenſchaftlichen Stand-



punkt aufgibt und sich einfüchtig wieder wie ein Kind, wie Luther unter jedes Wort der Schrift gläubig beugt und fest auf der unfehlbaren Schrift steht in dem Glauben, daß alle Wissenschaft, alle Welt und alle Teufel das Wort Wort für Wort „stahn lassen“ sollen. Wir Christen haben nicht die Aufgabe, die Bibel zu rechtfertigen, zu verteidigen oder für Hans und Kung als Wahrheit zu beweisen, sondern sie — ihren ganzen Inhalt und ihre göttliche Autorität und ihre seligmachende Kraft — zu **predigen**. Das übrige besorgt sie selbst.

Dürften wir den lieben Lehrern und Lehrerinnen von der sonst so tüchtigen und tapferen „Deutschen Lehrerzeitung“ den ganz brüderlichen Rat geben, die Bibel selber zu lesen, anstatt sich von anderen Leuten etwas darüber vormachen zu lassen? U. P.

\* \* \* \* \*

**Was ein deutscher liberaler Theologe glaubt.** — In vielen deutschen Kunsthandlungen findet man ein Kunstblatt mit folgendem Bekenntnis ausgehängt:

#### Mein Glaube.

Ich glaube, daß die schöne Welt regiere ein hoher, weiser, nie begriffener Geist. Ich glaube, daß Anbetung ihm gebühre; doch weiß ich nicht, wie man ihn würdig preist. Nicht glaub' ich, daß der Dogmen blinder Glaube dem Hohen würdige Verehrung sei; er bildet uns ja, das Geschöpf vom Staube, von Irrtum nicht und nicht von Fehlern frei. Drum glaub' ich nicht, daß vor dem Geist der Welten des Talmud und des Koran Befenner weniger als Christen gelten; verschieden zwar, doch alle beten an. Ich glaube nicht, wenn wir von Kanzeln hören, der Christenglaube mache nur allein uns selig; wenn die Unduldsamen lehren: „Verdammt muß jeder Andersdenker sein.“ Das hat der Meister, der einst seine Lehre mit seinem Blut besiegelt, nie gelehrt; das hat fürwahr — dem Herrlichen sei Ehre — kein Jünger je aus seinem Mund gehört! Er lehrte Schonung, lehrte Duldung üben, Verfolgung war der hohen Lehre fern; er lehrt' ohn' Unterschied die Menschen lieben, verziehe dem Schwachen, jedem Feinde gern. Ich glaube an des Geistes Auferstehen, daß, wenn im Tod das matte Auge bricht, geläuteter wir uns dort wiedersehen. Ich glaub' und hoff' es — doch ich weiß es nicht. Dort, glaub' ich, werde sich die Sehnsucht stillen, die hier das Herz oft foltert und verzehrt, die Wahrheit, glaub' ich, wird sich klar enthüllen, dem Blicke dort, dem hier ein Schleier wehrt. Ich glaube, daß für dieses Erdenleben, glaub's zuversichtlich, trotz der Deutlergunst, zwei schöne Güter mir der Herr gegeben: das eine Herz, das andere heißt Verunft. Das letz'te lehrt mich prüfen und entscheiden, was ich für Pflicht und Recht erkennen soll. Laut schlägt das Erste bei des Bruders Freuden, nicht minder, wenn er leidet, warm und voll. So will ich denn mit regem Eifer üben, was ich als Recht, was ich als Pflicht erkannt. Will brüderlich die Menschen alle lieben, am Belt, am Hudson und am Gangesstrand. Ihr Leid zu mildern und ihr Wohl zu mehren, sei stets mein heiligster Beruf. Durch Taten glaub' ich würdig zu verehren den Geist, der mich wie sie

erschuf. Und tret' ich einst dann aus des Grabes Tiefen hin vor des Weltensrichters Angesicht, so wird er meine Taten strenge prüfen, doch meinen Glauben — nein, das glaub' ich nicht! D. Schulz.

Das ist der religiöse Liberalismus, der gegenwärtig von Hunderten von deutschen Kanzeln unter dem Namen des Evangeliums gepredigt wird. Ob der auch in der neuen „evangelischen“ Volkskirche wieder Raum finden wird? A. B.

\* \* \* \* \*

**Dr. Gashagens 80. Geburtstag.** — Dem Ev.-Luth. Zeitblatt entnehmen wir folgende uns hocherfreuende Nachricht:

„Unser ehrwürdiges, hochverehrtes Mitglied, **Geh. Konsistorialrat Professor D. Gashagen** in Rostock, feierte am 3. Oktober d. Jz. seinen achtzigsten Geburtstag in geistiger und körperlicher Frische. Die beiden Vorsitzenden des Lutherischen Bundes sandten ihm ein herzliches Glückwunschschreiben. Darauf hat D. Gashagen freundlichst geantwortet. Aus seinem Schreiben geben wir hier Folgendes wieder: „Beim Rückblick auf mein langes Leben ist mir dies (nämlich daß Gottes Barmherzigkeit ihn getragen hat) die Hauptsache, und ich suche mich ganz einzuhüllen in Augustins Wort zu Joh. 8, 10, 11, das auch bei mir zutrifft: *Nemo remansit nisi miseria et Misericordia* (Niemand blieb zurück als das Elend und die Barmherzigkeit oder dem lateinischen Wortspiel folgend: Das Leid und das Mitleid). Darin erneuert die Gnade des Herrn mir inmitten mancher Trübsal und Anfechtung täglich das Vermögen, bei seinem Wort und Glauben zu beharren, wie unser schriftgemäßes lutherisches Bekenntnis mir dazu den Weg bahnt; und die Freude im Herrn darf Niemand und Nichts von uns nehmen.“ — Im Hinblick auf die kirchlichen Bewegungen in unserem Volke und hier in Mecklenburg drängt sich mir oft und zwar beängstigend auf, daß man wohl im Allgemeinen an Religion und Christentum festhalten will, auch nichts gegen die Wahrung des Konfessionsstandes, so weit es sich um Form und Wort handelt, einzuwenden hat, dabei aber für die eigene Stellung zur Heiligen Schrift und zum Bekenntnis, genauer besehen, nur das subjektive Ermeßen gelten läßt. Im besonderen tritt zu Tage: Zum Evangelium wird Ja gesagt; doch zu dem entsprechenden Nein fehlt es an Freudeigkeit, an Kraft und an Mut. Wir erleben geringe Tage. Im christlichen Innenleben gebriecht es an dem Temperament, das der evangelischen Wahrheit und Gnade entspricht; und für die notwendig gewordene Neuorganisation der Kirche wird insolgedessen ein zu großes Gewicht auf äußere Ordnungen gelegt, die, mögen sie an sich genommen gut oder doch unbedenklich sein, doch niemals Leben erwecken können. Der Lutherische Bund hat solchen Neigungen gegenüber andauernd einen ersten, großen Beruf. So weit mir in meinem Alter noch Kraft erhalten wird, arbeite ich an meinem geringen Teil von Herzen gern darin mit.“ S. A.

Auch die Redaktion der „Quartalschrift“ sendet dem demütigen Christen, feinsinnigen und tiefen Theologen und dem unentwegten Vertreter einer durchaus gesunden lutherischen Schrifttheologie über das Meer innige Grüße und die herzlichsten Segenswünsche. A. B.

**Zusammenschluß der reformierten Kirchenkörper.** — Einem Zusammenschlusse der reformierten Kirchenkörper in Deutschland zu einem einheitlichen Ganzen galt eine Zusammenkunft von reformierten Führern in Marburg a. L. In Betracht kommen die reformierte Kirche von Hannover, die Niedersächsischen Konföderation, die Bayerische Synode, die Hanseatischen Gemeinden und zerstreute Gemeinden in Mecklenburg und anderen Staaten. Einem Zusammenschlusse dieser Teile zu einem übergeordneten Ganzen, der bereits in der bayerischen reformierten Kirchenordnung vorgesehen ist, war die Mehrheit der Versammelten von vornherein günstig. Die hannoversche Kirche würde als größte bei Arbeiten für das Ganze an der Spitze stehen, aber keinerlei Einwirkung auf das innere Leben der kleineren Verbände ausüben.

Der Sitz des Verbandes, der eine öffentlich-rechtliche Körperschaft sein würde, soll Göttingen sein, so daß Preußen die dauernde gesetzliche Aufsicht hätte; die einzelnen Gliederverbände bleiben unter der Aufsicht der für sie zuständigen Staatsgewalt. Der Entwurf soll demnächst den Vertretungen der Einzelverbände zur Beschlußfassung vorgelegt werden.

Die im Zusammenhange der preussischen Landeskirche stehenden Gemeinden gehören nicht zu den für den Verband in Betracht kommenden; eine Trennung der Union liegt, was sehr zu bedauern ist, nicht in der Richtung des Entwurfes. Wann werden wir endlich einen ähnlichen Zusammenschluß der lutherischen Kirchen erleben? (Ev.-Luth. Volksblatt.)

\* \* \* \* \*

**Neue deutschländische Schulformen.** — Unter der neuen Verfassung des deutschen Reichs bleibt die Volksschule natürlich Staatschule. Bisher war sie verfassungsgemäß eine christliche Schule, wenn sie auch vielfach von abgefallenen unchristlichen Lehrern örtlich bereits zu einer positiv unchristlichen gemacht worden war. Die Ortspastoren waren meistens noch Schulaufsicher, konnten aber unter den herrschenden Verhältnissen wenig gegen solche Lehrer tun, oder taten es doch nicht, obwohl sie es gekonnt hätten. Unter der neuen Reichsverfassung, die Staat und Kirche trennt, behält der Staat die Schule, schreibt den weltlichen Unterricht vor und überwacht ihn, läßt aber nicht nur für Religions- oder „Weltanschauungs“ unterricht Raum, sondern in etwas unbestimmter Form den religiösen Charakter des gesamten Unterrichts von den örtlichen Mehrheiten abhängen (siehe darüber die betreffenden Paragraphen in dem Artikel „Wie sieht es gegenwärtig in Deutschland aus“). Daher jetzt der gewaltige Schulkampf in Deutschland, in welchem es sich um die Frage handelt, ob die deutsche Volksschule christlich oder unchristlich („weltlich“ sagen die Unchristen) sein soll. Die Sozialdemokraten aller Schattierungen, die Demokraten, die Deutsche Volkspartei und eine große Anzahl der kirchlichen Liberalen, besonders auch viele ungläubige und sozialistische Lehrervereine, dazu kirchliche Regierungsbeamte, geistliche und weltliche, wollen unter keinen Umständen die christliche Schule. Die Katholiken bestehen natürlich auf der katholischen Staatschule und werden sie durchsetzen, wo sie in der Mehrheit oder auch nur in einer bedeu-

tenden Minderheit sind. Die „positiven“, d. h. noch wesentlich Christgläubigen Evangelischen wollen eine **evangelisch-christliche Staatsvolkschule**, die bekennnistreuen und -treuen Lutheraner eine **lutherische**. Der Kampf wird in den verschiedenen Ländern und Gegenden des deutschen Reichs sehr verschieden ausfallen. Es hängt von den örtlichen Majoritäten ab. Außerhalb der katholischen Distrikte aber wird es vielfach zu **Kompromissen** zwischen den streitenden Parteien kommen, weil die Christen im Schulkampf kaum mehr christliche Entschiedenheit besitzen wie im Kampf um die Gestaltung der Kirche, obwohl sie hier einem ausgesprochenen Feinde gegenüberstehen. Nur von den bekennnistreuen Lutheranern, die mit beiden Füßen fest auf der Schrift stehen, ist auch hier ein praktisch entschiedenes Handeln zu erwarten. Der „Allgemeine Ev.-Luth. Schulverein“ von Sachsen, der unter der Leitung des entschiedenen Lutheraners und tüchtigen, überaus rührigen Führers Dr. Gerhard Kropatschek steht, besteht für die **lutherische Kirche auf strikt lutherischer Bekenntnisschule**; wo sich diese als Staatschule nicht durchsetzen läßt, auf **gesonderter lutherischer Kirchenschule**. Für den Erfolg der Bestrebungen dieses Vereins und dieses Mannes sollten alle Lutheraner in der ganzen Welt betende Hände aufheben. Wieweit sich das Programm dieser teuren Leute, eine lutherische Staatschule, verwirklichen läßt, läßt sich von hier aus schwer absehen. Der weltliche Staat und lutherische Kirche? Die beliebteste Form der Kompromißschule, wie sie in allem Wesentlichen z. B. in der bereits fertigen neuen Landeskirche von Thüringen schon angenommen ist, ist die sogenannte **Gemeinschaftsschule**. Sie ist prinzipiell dasselbe, was die bisherige Simultanerschule war, nur daß zu den Katholiken und Protestanten jetzt noch die Feinde beider als Konstituenten dazu kommen. Das verändert aber ihren Charakter wesentlich. Wir entnehmen darüber dem Ev.-Luth. Volksblatt Folgendes: „**Was ist die Gemeinschaftsschule?** — Oberlehrer Kühnle, der Herausgeber des Ev. Lehrerböten, Stuttgart, schreibt dazu in seinem Blatte folgende aufklärende Sätze:

Eine neue Schulform. . . . . Sie hat folgende Kennzeichen:

1. Die Schüler sind gemischt, d. h. christliche und nichtchristliche, aber alle mit dem Anspruch, daß ihre religiösen Empfindungen nicht verletzt werden dürfen. Weil die nichtchristlichen Anschauungen durch die Nennung des Namens Gottes oder durch irgend eine Äußerung des christlichen Glaubens beleidigt werden könnten (das verbietet die Reichsschulverfassung — D. S.), muß die Schule den Namen Gottes vermeiden und jedes christliche Lebenszeichen beseitigen.

2. Die Lehrer sind gemischt, d. h. es können evangelische, katholische, israelitische, freidenkerische Lehrer an der Gemeinschaftsschule angestellt werden, sodas die Schüler im buntesten Wechsel von den verschiedenartigsten Geistesrichtungen beeinflusst werden.

3. Der Lehrplan ist von jedem christlichen Einfluß entleert. Das erfordert die Rücksicht auf die nichtchristlichen Kinder.

4. Die Lehrbücher sind eben deshalb von jedem christlichen Gedanken entleert.

5. In der Singstunde gibt es keine christlichen Choräle mehr, nur noch weltliche Lieder.

6. Der Religionsunterricht ist zwar ordentliches Lehrfach, darf aber in keiner Beziehung zu dem übrigen Unterricht und der Erziehung stehen und bildet deshalb nur ein Anhängsel und ein Sonderfach.

7. Von einer christlichen Andacht kann keine Rede mehr sein.

8. Die Erziehung darf sich nur an die sittliche Kraft des Schülers wenden, aber nicht auf Gott und seine Hilfe, noch auf sein Gericht hinweisen.

9. Die Übereinstimmung von Schule und Elternhaus kann nur bei den nichtchristlichen Schülern vorhanden sein; bei den christlichen fehlt sie.

10. Christliche Schüler werden in nichtchristlichem Sinn erzogen.

11. Christliche Lehrer müssen das Beste, was sie den Kindern bieten können, unterdrücken.

12. So arbeitet die Gemeinschaftsschule aus lauter Rücksicht auf die Empfindungen nichtchristlicher Schüler auf die Entchristlichung des Volks hin; sie vergewaltigt christliche Schüler und Lehrer und ist so eine Schule des Zwangs und nicht der Freiheit, des Zwiespalts und nicht der Einheit (die Einheitschule, und zwar eine weltliche oder unchristliche, wollen alle unchristlichen Elemente — D. S.). Darum schädigt sie die Bildung und schwächt die innere Kraft des Volks.“

Wie das Eb.=Luth. Volksblatt in der Schulfrage steht, zeigt auch folgende Notiz Dr. Kropatscheks:

„In Red Wing, Minn., werden (wie wir dem Eb.=Luth. Gemeindeblatt der Wisconsinynode Nr. 23 entnehmen), die Schüler der öffentlichen Schule am Mittwochnachmittag von jeglichem Unterricht befreit, um ihnen Gelegenheit zu bieten, in ihrer Kirche Religionsunterricht zu erhalten. Das genannte Blatt bemerkt dazu: „Das ist mehr als die Sonntagschule geben kann. Aber die christliche Gemeindefschule kann durch den halben Tag nicht ersetzt werden. Man lasse sich nicht ein X für ein U vormachen. Die christliche Gemeindefschule ist die Schule.“ Für unsere deutschen Verhältnisse bedeutet das: nur eine wirkliche Bekenntnisschule, die in allen Unterrichtsfächern ihren christlichen Charakter beweist, kann eine wahrhaft christliche Erziehung gewährleisten. Weltliche oder weltliche Gemeinschaftsschulen aber nun und nimmer, auch wenn der Staat Zeit für den Religionsunterricht läßt.“

A. P.

\* \* \* \* \*

**Gemeinschaftsschule.** — Einen Blick in einen gähnenden Abgrund glaubt man zu tun, wenn man folgenden kurzen Auszug aus einem Vortrag über die „Gemeinschaftsschule“ liest. Der Bericht stammt aus der „Deutschen Zeitung“ vom 3. November v. J. Wenn solche Dinge von einer Rotte ver-

wahrlofter Kinder erzählt würden, so müßte man sich über die Versunkenheit entsetzen; nun aber handelt es sich um Schulkinder, die mit ihrem Gebahren gegen keine Regel der Schulordnung verstoßen. Und die Schule gilt auch keineswegs als rückständig, sondern wird von gewissen Leuten als die höchste Errungenschaft auf dem Gebiet — fast hätte ich gesagt: der Erziehung — des „Götzendienstes mit dem Kinde“, als das Ideal einer Schule gerühmt. Doch das Traurigste an der ganzen Sache sind nicht die wahrhaft beklagenswerten Zustände der „Schule“ und die Tatsache, daß Leute, Pädagogen, berufene Führer im Erziehungsweesen, so blind sein können, die Einrichtung solcher Anstalten zu urgieren; das ist vielmehr die Art und Weise, wie eine Schilderung solcher Schule von betrußten Gegnern gegeben und aufgenommen wird. Was ist für Heil zu erwarten, wenn ein Bekämpfer seinen Bericht so gestaltet, daß er „humoristisch“ wirkt? Was für Heil von einer Versammlung, die einem solchen Vortrag „lebhaften Beifall“ klatscht? Die beobachteten Tatsachen mögen der Art sein, daß sie momentan einen unwiderstehlichen Reiz auf die Lachmuskeln ausüben; aber wer ein Übel bekämpfen will, wird ihm schwerlich eine „humoristische“ Seite abzugewinnen suchen. Und das Beifallklatschen — fast immer ein Zeichen von Oberflächlichkeit — deutet auch darauf hin, daß es der Versammlung mehr um eine kurze Unterhaltung als um die ernste Erwägung einer ernstlichen Angelegenheit zu tun war.

„Erbauliches von der Hamburger Gemeinschaftsschule — dem Ideale der sozialdemokratischen Schulreformer vom Schläge Paulsens — berichtete gestern abend der Hamburger Lehrer Karsten Brandt in der Freien Reichs-Arbeitsgemeinschaft von Elternbeiräten an höheren und mittleren deutschen Schulen. Dabei zeigte sich, daß diese Schule da, wo man sie nicht bloß in der Theorie, sondern auch in ihrer Praxis kennt, nämlich in Hamburg selber, auf den schwersten Widerstand stößt.

Der Bericht, den der Vortragende über seine persönlichen Eindrücke nach einwöchiger Beobachtung in der ‚Gemeinschaftsschule‘ in Hamburg gab, wirkte teilweise traurig, teilweise humoristisch.

Die Schule ist ein Götzendienst mit dem Kinde, dessen Launen allein die Richtschnur für den gesamten ‚Betrieb‘ bilden. Ein Beispiel: Es sollte ‚Kopfrechnen‘ sein, aber das paßte den Kindern nicht. Sie verlangten vom Lehrer, der eine Harzreise hinter sich hatte, daß er ihnen mal was aus dem Harz erzähle. Gehorjam, wie die Lehrer dort sein müssen, tat er es. Die nächste Stunde gelang es ihm, Kopfrechnen durchzusetzen. Aber nur 3 bis 4 Kinder beteiligten sich, 10 bis 12 blieben gleichgültig, 3 lasen inzwischen in einem Buche — und das nennt sich dann ‚Gemeinschaftsschule‘!

Am Ausflugstage wurde in der öffentlichen Badeanstalt von Knaben und Mädchen gemeinsam gebadet. Gemeinsames Nacktbaden soll bis zur Schulentlassung stattfinden, da man ein ‚natürliches Schamgefühl‘ nicht anerkennen könne. Jahresklassen gibt es in der Gemeinschaftsschule nicht, vielmehr nur ‚Lebensgemeinschaften‘ von Knaben und Mädchen, die sich hier aus Neigung zusammenfinden.

Aus Frageheften 12—13 jähriger Mädchen verlas Herr Brandt Fragen wie: „Was geht in den Bordellen vor? Sind Bordelle in Hamburg nicht notwendige Einrichtungen? Da ist sexuelle Aufklärung nicht mehr nötig! Sehr häufig kommt schon bei 11 jährigen Mädchen die Frage vor: Wie entstehen die Kinder? Herr Brandt schilderte auch eine gewisse schwüle Atmosphäre (die an Wynecken erinnert) in bestimmten Lehrerkreisen. Am Schlusse mahnte er die Eltern, den Kampf aufzunehmen gegen derartige ‚Schulen‘. Die Versammlung dankte durch lebhaften Beifall.“ M.

\* \* \* \* \*

**Der Düsseldorfer Schulfall** hat in ganz Deutschland großes Aufsehen erregt. Dort waren natürlich die Volksschulen evangelisch-christlich, und die Reichsversammlung sieht vor, daß bis zum Erlaß eines endgültigen Schulgesetzes alles bei der alten bestehenden Rechtslage bleibe. Nun gibt es in Düsseldorf eine große, 100 000 Seelen zählende evangelische Bevölkerung. Eine ihrer Schulen, die an der Lindenstraße gelegene, war durch besondere Verhandlungen mit der städtischen Schuldeputation unter verschiedentlichen Garantien für die Kinder evangelischer Eltern reserviert worden, während andere bereits weltlich, d. h. religionslos und widerchristlich gemacht worden waren. Da verlangten die Sozialisten und sonstigen Kirchenfeinde, daß ihnen auch die evangelische Schule an der Lindenstraße ausgeliefert werde. Die ganze evangelische Bevölkerung Düsseldorfs, evangelische Lehrer- und Elternvereine, der Minister und der selbst sozialistische Regierungspräsident standen auf der Seite der evangelischen Schulgemeinde. Es kam zu erregten Verhandlungen vor dem Regierungspräsidenten. Da erklärten die Vertreter der Sozialisten, sondern sie würden sich weder an die Regierung, noch an sonst jemand kehren, sondern die Schule einfach mit Gewalt besetzen. Fließe dabei Blut, so seien die Vertreter der Christlichen, speziell Pastor Jbeling, dafür verantwortlich. Dieser gab nach, und am 21. November zog die weltliche Schule in feierlichem Aufzuge mit einer Musikkapelle an der Spitze in die evangelische Schule ein. Die Evangelischen hielten schnell eine Protestversammlung und beschloßen einstimmig den Schulstreik. Die Folge war, daß von 1500 evangelischen Kindern nur noch 15 die Schule besuchten. — Gegenüber solch brutaler Gewalt, auch wenn sie im Namen des Staats oder der Obrigkeit ausgeübt wird, ist der Schulstreik das rechte, gottgewollte Mittel. Es handelt sich hier nicht um Mittel Dinge, sondern um ganz unveräußerliche Elternrechte und -pflichten. Es steht geschrieben: Ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn! Wir christlichen Eltern sind Gott zunächst für das Seelenheil unsrer Kinder verantwortlich, darum müssen wir die Freiheit haben, sie nach Gottes Wort zu erziehen. Wir kämpfen nicht mit der Faust oder dem Revolver, das ist das Prerogativ der Obrigkeit und des gottlosen Pöbels; aber wir übergeben unsre Kinder unter keinen Umständen einer unchristlichen Schule. — Wenn doch alle Christen in Deutschland dieselbe Entschiedenheit beweisen wollten wie diese Düsseldorfer; so ließe sich noch viel für die christliche Schule in Deutschland

erhoffen. Auch wir in Amerika müssen zum absoluten Schultreibeit bereit sein, sobald irgendein Staat unsere Kinder in seine religionslosen, vom widerchristlichen Geist durchtränkten Staatschulen zwingen will; sonst sind wir des Namens Christi nicht wert. A. P.

In einer in Magdeburg vorgenommenen Privatabstimmung unter den Volksschullehrern und Lehrerinnen haben von 1543 975 für die christliche (evangelische oder katholische) Schule gestimmt. — 63 Prozent der Gesamtzahl. A. P.

\* \* \* \* \*

Im Elsaß sucht die französische Regierung die religionslose, d. h. ungläubige Volksschule einzurichten, gerade wie die Sozialisten, Demokraten und Liberalen in Deutschland. Es sind nur die Katholiken und die positiven Evangelischen, die sich mit Ernst diesen Bestrebungen widersetzen.

Auch in Deutschösterreich wird heiß gegen die Freidenker gekämpft. In welchem Geiste sie das Volk beeinflussen, mag die Äußerung eines ihrer Führer veranschaulichen, der in einer sich an eine Volksmissionsversammlung anschließenden Aussprache sagte: „Ich habe mir einen Gott gemacht, und der bin ich. Ich bin der Herr, mein Gott!“

Hamburg. Wie wir lesen, fand sich in der „Wende“, dem Monatsblatt einer Gemeinschaft junger (anscheinend sehr junger) Hamburger Lehrer, am Jahresanfang ein Eingangsaufsatz mit dem Leitgedanken „Mensch, sei!“ Der tropisch gedruckte Schluß des Artikels nimmt sich so aus:

„Und seid keine Heuchler!

Damit nicht Tausende — Millionen Heuchler werden.

Dienet den Menschen, indem ihr nicht dem Gott-Götzen dient.

Betet nicht:

Befiehl dem Herrn deine Wege — das walte Gott —  
er wird es wohl machen.

Das ist Verkrüppelung — Schwäche ist der Tod.

Wenn ihr aber betet, so betet:

Das walte Mensch!

Mit deiner Kraft ist alles getan.

Nichts ohne dich. Alles durch dich.“

„Da sie sich für weise hielten“ . . . Aber das Grauenhafte dabei: diese Lehrer unterrichten und erziehen Kinder, deutsche Kinder, vielleicht sogar christliche Kinder! (Ev.-Luth. Volksblatt.)

\* \* \* \* \*

Der junge Genosse, eine Zeitung für Arbeiterkinder, schreibt in ihrer massenhaft verbreiteten Nummer vom 15. Juli 1921: „Wir kommunistischen Kinder wollen nicht Sklaven der Reichen werden. Die Ketten, die uns als Sitte und Moral gepriesen werden, sprengen wir. Wir weigern uns, Sprüche und Verse zu lernen, die besagen: Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Wir wollen in der Ge-



schichtsstunde davon hören, wie die Arbeiterfamilien in vergangenen Zeiten lebten, wie sie unterdrückt wurden und wie sie kämpften gegen ihre Unterdrücker. Nicht von Fürsten, sondern von Führern des Kampfes der Armen gegen die Reichen wie z. B. von **Spartakus** oder von **Karl Liebknecht** und **Rosa Luxemburg** wollen wir hören. Vor allen Dingen wehren wir uns aber dagegen, daß wir noch bestraft werden, Prügel bekommen, wenn wir die uns vorgelesenen Lügen und nationalen Hezen nicht anerkennen, sie nicht mitmachen" usw. — Was für ein Geschlecht muß aus solchen, vom Geist der Empörung durchdrungenen Kinderseelen heranwachsen!

(Eb. = Luth. Volksblatt.)

\* \* \* \* \*

**Paulsen's** kollegiale Schulleitung scheint, wie aus Berliner Lehrereisen mitgeteilt wird, in nichts zu zerfließen, ehe sie überhaupt in die Wirklichkeit umgesetzt worden ist. Zuerst hatten sich 17 Schulen gemeldet, von denen eine bald wieder abbrückelte. Die nun noch übrigbleibenden 16 Schulen haben unterdessen bis auf 7 wieder mitgeteilt, daß sie es ablehnen müßten, sich an diesem Versuch zu beteiligen. Außerdem will die Schulaufsichtsbehörde noch 3 von den zuletzt genannten 7 Schulen mit Flüchtlingsrektoren besetzen, so daß dann von der ganzen Paulsen'schen Herrlichkeit nur noch 4 Schulen vorhanden sein würden, die sich für den Versuch zur Verfügung stellen. Ob diese standhalten werden, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Man fürchtet nämlich in der Lehrerschaft allgemein, daß Herr Paulsen auf dem Umweg der kollegialen Schulleitung seine Hamburger „Gemeinschaftsschule“ einführen will, und davon wollen die Berliner Lehrer nichts wissen.

(Deutsche Lehrerzeitung.)

\* \* \* \* \*

Die schwarze Schmach schreit noch immer zum Himmel. Das Schand- und Trauervolle dieser Pest kam auch auf der Jahrestagung des „Evang. Verbandes für die weibliche Jugend Deutschlands“ in Marburg zur Erwähnung. Unter anderem fielen kürzlich in einer rheinischen Stadt von 200 Hausmädchen 198 der Besatzung zum Opfer, während in den Jungfrauenverein einer anderen Stadt sogar im Beisein des Pfarrers Soldaten eindringen, von denen drei betrunkene Schwarze über die Mädchen herfielen. Die Leiterinnen bringen einzeln die jungen Mädchen abends nach Hause, aber selbst Diakonissen sind nicht sicher! Und kein Kläger ist da! Und wenn er da wäre, würde er zum Schweigen gebracht. A. B.

\* \* \* \* \*

über seinen Aufenthalt in unserm Lande und die hier gewonnenen Eindrücke berichtet Dr. Dibelius, Präsident des preußischen Oberkonsistoriums, der im Sommer des vergangenen Jahres einige Wochen als Gast der Evang. Synode von Nordamerika in den Vereinigten Staaten verweilte und in einigen größeren Städten wie Milwaukee Vorträge im Interesse der deutschen Notleidenden hielt, im „Evangelischen Sonntagsblatt“ wie folgt:

„Was waren es für unvergeßliche Wochen bei der Evangelischen Synode von Nordamerika! Oft waren es anstrengende Fahrten von einer Stadt zur andern. Heute 10 Stunden, morgen 18 Stunden, übermorgen 12 Stunden auf der Eisenbahn. Aber wenn man wieder zwischen den deutschen Brüdern und Schwestern saß, wenn man die Liebe und Anteilnahme sah, gegenüber den Leiden des deutschen Volkes, das brennende Interesse an dem Schicksal unserer evangelischen Kirche, wenn man in den Versammlungen und Gottesdiensten die treuen, deutschen Gesichter sah und — bald im biederren Platt, bald im treuherzigen Schwäbisch, bald im unverfälschten Sächsisch, die Versicherung der Treue zur deutschen Heimat hört, — dann wurde es einem warm ums Herz, dann waren alle Strapazen vergessen, und man war dankbar, diesen treuen Menschen den ersehnten Gruß aus der Heimat bringen zu können!

Wie sollte ich je die beiden jungen Leute vergessen, Mann und Frau, die nach dem Gottesdienst an mich herantraten und, mit Tränen in den Augen, ein paar hastige Fragen taten, nach dem Kaiser, nach diesem und jenem, was ihnen in der Heimat besonders teuer war, und mir dann etwas in die Hand drückten: „Wir können nichts weiter geben! Nehmen Sie das für die deutschen Kinder!“ Dann waren sie verschwunden. Und was ich in der Hand hielt, waren — ihre Trauringel!

Wie sollte ich je jenes Pfarrhaus vergessen, in dem die Eltern in erschütternder Klage ihrem Herzen Luft machten: wie fürchterlich das gewesen sei, ihre beiden Söhne in den Krieg schicken zu müssen gegen ihr altes Vaterland! Und im selben Abschnitt, in dem die beiden Söhne standen, lag der Sohn ihres Bruders auf der anderen Seite, im deutschen Schützengraben. —

Evangelisches Deutschland, vergiß nicht, daß Millionen evangelischer deutscher Herzen in Amerika für dich schlagen — politisch, Gott sei's geklagt, noch ohne jeden Einfluß, vom englisch sprechenden Amerika verleumdet, geschwächt und verfolgt, aber dennoch dem Land der Väter treu! Vergeht nicht, ihr Eltern, die ihr eure Kinder zur QuäkerSpeisung schickt, daß von dem Geld, mit dem diese Speisung durchgeführt wird, das meiste, bei weitem das meiste, von den Deutsch-Amerikanern kommt!

Wohl ist es etwas Wehmütiges darum, daß das Deutsch-Amerikanertum keine Fortschritte, sondern Rückschritte macht. Es fehlt die Einwanderung aus Deutschland. Ob die Zukunft einen Umschwung bringen wird? Daß Amerika deutsche Einwanderung brauchen kann, ist zweifellos. Zwar der deutsche Kaufmann wird es sehr schwer haben, drüben eine Stellung zu finden. Was Amerika braucht, ist das deutsche Dienstmädchen, das sich drüben schnell emporarbeiten kann, der deutsche Farmer, der, wenn er deutschen Bauernfleiß mitbringt, auch die Früchte seines Fleißes ernten wird, der geschickte deutsche Arbeiter, — kurz jede Art von tüchtiger Arbeitskraft, die gewillt ist, auf eigenen Füßen zu stehen, auch schwere, körperliche Arbeit willig zu tun! Werden solche Menschen kommen? Und werden sie, wenn sie kommen, ihr deutsches Bewußtsein bewahren? Und werden sie vor allem den Weg zu der deutschen evangelischen Kirche finden, die drüben auf sie wartet?

Laßt uns der Brüder im fernen Erdteil in Treue gedenken! Um so mehr, als jeder deutsche Christ wissen soll, daß er von den Christen englisch-amerikanischer Art nichts zu erwarten hat — weder Verständnis, noch Liebe, noch Gerechtigkeit, noch herzliche Offenheit! Wohl gibt es Ausnahmen — Ausnahmen, für die wir doppelt dankbar sind. Aber die Ausnahmen bestätigen die Regel. Menschen, denen jahrelang von der Kanzel gepredigt worden ist, daß die Deutschen den Kindern die Hände abhacken, die Gefangenen an Kreuze nageln, die Nonnen vergewaltigen und den Müttern den Leib aufschlitzen — diese Menschen sind der Liebe zu unserm Volk nicht mehr fähig. Und wer hat in den englisch-sprechenden Kirchen bis zur Stunde soviel Leidenschaft für die Wahrheit, daß er dieser verruchten Lüge entgegenträte und wieder gutzumachen suchte, was sie verschuldet hat?

Du hast keinen Freund dort drüben, du deutsches Volk, außer den Söhnen deines Blutes! Vergiß es nicht!“ Es mutet einen Lutheraner sonderbar an, daß ein Oberkirchenrat so ausführlich über die Stellung der Evangelischen Synode von Nordamerika zum Deutschtum berichtet und über ihre Stellung zum Evangelium nichts zu sagen hat. W. H e n f e l.

---

## Büchertisch.

---

**WHAT ABOUT THE LODGE?** Sermon on Matt. 5:20-26, by Rev. Herman Gieschen. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. Single copy 10c, 100 copies \$8.00.

In this sermon not all the objectionable features of lodge membership are enumerated, but the author dwells at length on the one grievous and unpardonable sin that makes lodgism repugnant and loathsome to every true Christian and compels us to fight the lodge relentlessly and uncompromisingly,—its self-righteousness and consequent rejection of the one name under heaven given among men, whereby we must be saved. We recommend the sermon to all seeking light on the lodge question, but especially to those that have been unable to understand why our church is so earnest and outspoken in its opposition to the lodge.

W. HENKEL.

---

**Lasset die Kindlein zu mir kommen! Die vier Evangelien in 298 Andachten für Kinder und Eltern.** Von D. C. M. Zorn. Verlag von Joh. Herrmann, Zwickau, Sa.

In dem kurzen Vorwort sagt der Verfasser: „Dies Buch ist eine Fortsetzung des in St. Louis erschienenen Buches ‚Weide meine Lämmer‘, welches 532 Geschichten aus dem Alten Testament enthält. Hier werden jetzt die vier Evangelien so gebracht, wie auf dem Titelblatt gesagt, und zwar vollständig; nur die beiden Geschlechtsregister sind ausgelassen (aber warum denn, wenn dem Heiligen Geist daran gelegen hat, sie doch mitabdrucken zu lassen? Und es liegt doch so viel Trost in ihnen, und sie sind doch auch für Kinder und Großeltern so interessant und mit wenigen Worten klar zu machen!). Aufmerksamen Kindern und deren Eltern ist jedes Wort der vier Evangelien verständlich gemacht und ans Herz gelegt.“ — Wir haben eine Anzahl der Andachten gelesen. Alles wunderschön. Hätten wir Raum, wir würden ein paar abdrucken. Wie schade, daß so etwas Wesentliches wie die Geschlechtsregister fehlt!

W. H.

---

# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von  
Wisconsin und anderen Staaten.

---

---

Jahrgang 19.

April 1922.

No. 2.

---

---

## Der erste Petribrief.

Die spätere Kritik hat den ersten Petribrief nicht so scharf angegriffen wie den zweiten. Das mag wohl daran liegen, daß das Zeugnis der alten Kirche ganz allgemein für die Echtheit und Autorität Petri in bezug auf den ersten Brief eintritt, während dies in bezug auf den zweiten Brief nicht so ganz der Fall ist. Was den ersten Brief betrifft, so hat die Kritik sich hauptsächlich nach zwei Richtungen hin bewegt; sie hat einmal behauptet, Petrus habe nicht selbständig gearbeitet, sondern von Paulus abgeschrieben. Zum andern hat sie die Autorität Petri überhaupt geleugnet und die Verfasserung des ersten Briefes in das zweite Jahrhundert verlegt.

Was erstere Kritik betrifft, so wissen wir aus dem zweiten Brief, daß Petrus die Briefe Pauli gekannt und auch fleißig gelesen hat. Es muß auch zugestanden werden, daß man da und dort beim Lesen des ersten Briefes auf Aussprüche trifft, die ungemein an ähnliche, tiefe Aussprüche Pauli erinnern. Solange aber nicht nachgewiesen ist, daß zwei Männer unmöglich selbständig denselben Gedanken haben können; und wir sagen besser: solange nicht bewiesen ist, daß der Heilige Geist nicht zwei Männer mit demselben Gedanken erfüllen kann, solange darf man auch Petrus nicht zu einem Nachschreiber herabsetzen, weil er Gedanken bringt, die an Paulus anklingen. Es muß noch hinzugefügt werden, daß Petrus Gedanken und Ausführungen bringt, die kein anderer Apostel hat, und daß sein erster Brief so genau und scharf bis in die Spitzen mit klarem Fortschritt disponiert ist, so daß ihm dies volle Selbständigkeit sichert, soweit man überhaupt bei einem vom Heiligen Geist inspirierten Manne von Selbständigkeit reden kann.

Raum beachtenswert ist jene andere Kritik, die den ersten Petribrief in das zweite Jahrhundert verlegt und ihn von einem unbekanntem Schreiber verfaßt sein läßt, der dann ohne Recht Petri Namen unter seinen Brief setzte, um ihm apostolische Autorität zu sichern.

Aber es ist beachtenswert, daß die Kritik immer vorerst die Autorität irgendeines Briefes in Zweifel zu ziehen sucht. Das ist auch eine List des Teufels, daß er sich mit seinem Umsturz nicht so sehr an die großen Gedanken eines Briefes macht als an ein Nebenstück wie die Angabe des Autors. Das erstere würde stutzig machen und Widerstand erzeugen, während das zweite mehr für unwesentlich und nebensächlich angesehen wird. Es wird darum auch die Kritik an der Autorität eines Briefes nicht mit der Energie bekämpft wie irgendeine Kritik an einem großen Schriftgedanken. Gewöhnlich wird gesagt: Es liegt wenig daran, wer der Autor ist; die Hauptsache ist der Inhalt. Aber gerade durch diese Gleichgültigkeit einer angeblich nebensächlichen Sache gegenüber wird dem Zweifel Raum gegeben. Und ist erst Zweifel über ein wenn auch minder wichtiges Stück entstanden und ein Stück eines Briefes zweifelhaft geworden, dann ist damit der ganze Brief erschüttert. „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.“ Darauf ist es abgesehen. Wir müssen uns mit aller Macht gegen jede Kritik an der Schrift stemmen, auch nicht weniger gegen die, die sich an die Autorität wagt. Wir müssen das tun, um unsere Seelen zu retten. Es ist durchaus preiswürdig, daß Calov in seiner Biblia illustrata gegen Grotius mit solcher Macht für die Autorität Petri in bezug auf den zweiten Petribrief eingetreten ist.

**Die Zeit der Verabfassung des ersten Briefes.** Wir können kurz auf diesen Punkt eingehen, weil in Verbindung mit demselben etwas berührt wird, was doch später berührt werden muß. Unser Brief redet viel von den Leiden der Christen. Es ist hierbei zu sagen, wie auch Stöckhardt und andere erklären, daß es sich hier nicht um die großen Christenverfolgungen, bei denen es um Gut und Leben der Christen ging, handelt, sondern um sogenannte geringere Leiden: üble Nachrede, Verleumdungen, Verdächtigungen, Beschimpfungen usw. Dies ist aus allen Aussagen des Briefes über die gerade vor-handenen Leiden der Christen klar: schmähen, afterreden als von Übeltätern usw., noch mehr dadurch, daß Petrus seinen Christen anzeigt: „Es ist Zeit, daß **anfange** das Gericht am Hause Gottes.“

Petrus nennt die Leiden der Christen zur Zeit den Anfang des Gerichtes. Der Anfang ist aber nicht der Höhepunkt. Dies macht es völlig klar, daß unser Brief sich auf die bereits genannten kleineren Christenleiden bezieht.

Sieraus ist aber auch sogleich klar, daß die Kritik irrt, die den ersten Petrusbrief in die Zeit der großen Christenverfolgungen setzen will, die gegen Ende des ersten Jahrhunderts unter Trajan einsetzten. Das geschieht eben nur, um die Mutorschaft Petri in Frage zu stellen. Da unser Brief am Anfang des Gerichtes Gottes verfaßt wurde, darum kann er nicht zur Zeit des Höhepunktes des göttlichen Gerichtes geschrieben worden sein.

Es ist mit Recht anzunehmen, daß Petrus seinen ersten Brief von Rom aus schrieb und zwar schon vor dem Einsetzen der Christenverfolgung im Jahre 66 unter Nero, die aber rein lokal war und sich nicht über die Provinzen erstreckte. Denn wenn wir das Wahrscheinlichste annehmen, daß nämlich Petrus in dieser Verfolgung den ihm vom Herrn im voraus angekündigten Märtyrertod erlitt, dann hat er auch den Anfang dieser großen Trübsal miterlebt. Dann aber müßten wir erwarten, daß er unter dem Druck dieses fürchterlichen Blutvergießens ganz anders von den Christenleiden geschrieben hätte. Dann müßten wir die Entstehung unseres Briefes in die Zeit vor 66 setzen. Man muß sich freilich hierbei bewußt bleiben, daß man auf Wahrscheinlichkeiten baut. Und es ist dann nur eins tunlich, daß man nämlich aus der Zahl der Wahrscheinlichkeiten das Wahrscheinlichste wählt.

Wir reden hier auch sogleich über den **Ort der Verabfassung** und tun dies am besten jetzt, damit nicht die innigen, tiefesten Schlußgedanken Petri durch eine nüchterne Untersuchung über den Ort der Verabfassung, als welchen der Schluß Babylon nennt, gestört werden. Ob Petrus jemals in Babylon am Euphrat gewesen ist, das kann niemand bezeugen; aber eins scheint gesichert zu sein, das nämlich dazumal in den Kreisen der Juden und vornehmlich der Christen Rom das Babylon genannt wurde. Wohl aus folgenden Gründen: Rom war wie Babylon eine große aber auch gottlose Stadt, das Zentrum des Götzendienstes. Rom war wie einst Babylon das Zentrum einer Weltmacht. Von Rom war wie einst von Babylon aus die Unterjochung der Provinzen vornehmlich Judas ausgegangen. Daraus entstand die Gewohnheit, Rom als Babylon anzureden. Man findet diese Anrede Roms öfter in Schriften damaliger Väter. Wir nehmen

**Theologische Quartalschrift**, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

also an, daß Petrus mit dem Namen Babylon Rom meint und also von Rom aus seinen Brief geschrieben hat.

Wir kommen nun auf die **Empfänger** des Briefes. Auch diese Frage muß aus dem Briefe selbst entschieden werden. Man hat sich viel mit der Frage beschäftigt, ob es Heiden- oder Judenthristen waren. Es werden wohl beide vertreten gewesen sein. Daß die Mehrzahl der Empfänger sich aus Heidenthristen zusammensetzte, geht klar aus reichlichen Aussprüchen des Briefes hervor. Doch die verschiedenen Beziehungen auf jüdische Zeremonien machen es nötig, auch Judenthristen unter die Zahl der Empfänger zu rechnen. Wir sagen am besten: Der Brief ist gerichtet an die zumeist aus der Heidenwelt gesammelten Christengemeinden der Zerstreuung durch (Luther: hin und her) Pontus, Galatien, Kappadozien, Asien und Bithynien. Diaspora kann hier nicht im jüdischen Sinne verstanden werden: Bezeichnung für solche Juden, die sich kürzere oder längere Zeit hier und dort im Auslande aufhielten. Petrus gebraucht dieses Wort dem Sinne nach, jedoch nicht in seiner Beziehung auf die Juden. Die Gemeinden bestehen ja in der Mehrzahl aus Heidenthristen. Luthers hin und her trifft den Gedanken fein.

Zwei Fragen, die im voraus zu behandeln sind, sind folgende: **Was beabsichtigt Petrus mit seinem Briefe?** Wie führt er das Beabsichtigte aus? **Welches sind seine Gedanken?** Seine Absicht gibt der Apostel selbst an im 12. Vers des 5. Kapitels, indem er sagt: „Ich habe in Wenigem geschrieben, um zu ermahnen und zu bezeugen, daß das die wahrhafte Gnade sei, in welcher ihr steht.“ Hieraus ergibt sich für den Brief eigentlich eine doppelte Absicht: Erstens will der Apostel seinen Christen bezeugen, daß sie die wahrhafte Gnade haben, die Gnade, wie sie wahrhaftig in Gott besteht, mit der Gott den Sünder allein heimsucht, durch die Gott einzig und allein seine Auserwählten zum ewigen Erbteil führen will. Es wäre gewiß verkehrt, diese Worte des Apostels, in denen er selbst angibt, was er mit seinem Brief will, zu übersetzen, wie manche Exegeten es getan haben. Diese Worte müssen vielmehr der leitende Gedanke sein bei der ganzen Betrachtung des Briefes.



Aus den eben angeführten Worten Petri läßt sich auch auf **den Zustand** schließen, in dem die damaligen Gemeinden sich befanden. Daraus, daß Petrus ihnen bezeugen will, daß sie die wahrhafte Gnade haben, geht klar hervor, daß die damaligen Gemeinden darüber in **Zweifel** geraten waren. Welcherart waren ihre Zweifel? Was hatte sie herborgerufen? Der ganze erste Teil des Briefes erzeugt den bestimmten Eindruck, daß jene ersten Christengemeinden daran zu zweifeln angefangen hatten, ob der Glaube an Christum, in dem sie standen, wirklich der wahre, von Gott beschlossene und gewirkte Weg zum ewigen Leben sei und ob sie auch Auserwählte Gottes seien. Jene Gemeinden hatten, besonders durch Pauli mündliches und schriftliches Lehren, eine klare Erkenntnis davon, daß Gott etliche zum ewigen Leben erwählt hat, daß Gott seine Erwählten auf dem Wege des Glaubens an Jesum Christum zum ewigen Leben führt, und daß das in diesem Wege des Glaubens stehen dem Christen verbürgt, daß er ein Auserwählter Gottes sei. Sndem sie nun in Zweifel darüber geraten waren, ob Gott auch wirklich durch den Glauben, in dem sie standen, seine Auserwählten zum Leben einführe, verband sich mit diesem Zweifel ganz naturgemäß jener andere Zweifel, ob sie überhaupt Gottes Auserwählte seien.

Was diese Zweifel erzeugt hatte, läßt sich zum Teil aus dem Briefe selbst schließen, zum Teil aus gewissen damaligen Zuständen. Sndem Petrus in seinem ersten, die wahrhafte Gnade bezeugenden Teil auf die damaligen Christenleiden hinweist und ihren Zweck anzeigt, läßt er uns daraus schließen, daß diese beginnenden Leiden mancherlei Art jene Zweifel zum Teil herborgerufen hatten. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, wie die Leiden, sobald der Christ mit ihnen den Gedanken des göttlichen Strafens verbindet, immer solche Zweifel erzeugen. Was gewisse damalige Zustände betrifft, so bezieht sich das auf die überall in den Christengemeinden einsetzende jüdische Propaganda. Und diese jüdische Propaganda trat immer in der folgenden Weise auf: Nicht der Glaube an Jesum von Nazareth ist der Weg zum Leben, sondern, wie das ganze Alte Testament bezeugt, das Gesetz, welches Gott gegeben hat: der Sabbat, die Beschneidung, die Reinigungen, die Gebote vom Reinen und Unreinen, die Opfer usw. Diese muß man halten; so wird man gerecht, so Gottes Kind, so selig. So will's Gott. So will Gott die Seinen zum Leben einführen. Darum wir wahren Juden, die wir das unter uns haben und daran festhalten, wir können auch sagen: Wir stehen

auf dem von Gott berordneten Weg zum Leben und sind Gottes Erwählte; ihr aber mit eurem Glauben an Jesum steht auf einem Wege, den Gott nicht gemacht hat, und könnt keine Gewißheit eurer Ermählung haben. Daß die jüdischen falschen Propheten, woimmer sie in den Christengemeinden auftraten, oft mit großem Erfolg arbeiteten, zeigt uns ja der Brief Pauli an die Galater.

Doch noch eins ist in bezug auf den Zustand der damaligen Gemeinden zu sagen: Wie mit dem Glauben ein neuer Wandel beginnt und mit dem Wachsen des Glaubens zunimmt, so nimmt dieser neue Wandel auch wieder ab in dem Maße, wie der Glaube abnimmt, bis er mit dem gänzlichen Erlöschen des Glaubens auch erloschen ist. Von dieser Wahrheit aus haben wir uns den Zustand der damaligen Gemeinden auch als einen solchen zu denken, in dem, wie Johannes sagt, die erste Liebe im Erkalten begriffen war und einer bestimmten Lauheit in bezug auf gottgefälliges Leben Platz machte, einer Lauheit, die sich nach dem ersten Petribrief zu schließen besonders in der zunehmenden Gehässigkeit wider die Verfolger zeigte. Solches waren die Zustände in den damaligen Gemeinden: Zweifel an der Wahrheit der empfangenen Gnade und der daraus mit Notwendigkeit folgende Rückgang in der Heiligung.

Wir geben nun **eine kurze Übersicht** über die Gedanken des Briefes. Im **ersten** Teil legt Petrus dar und zwar mit überzeugenden, aus inniger Begeisterung fließenden Worten, daß die Christen jener Gemeinden die wahrhaftige Gnade empfangen haben. Das tut er, indem er ihnen mit großem Nachdruck bezeugt, daß sie einmal durch **Gottes Kraft** im Glauben, in der Hoffnung, die sie haben, stehen und durch Gottes Kraft auch darin bewahrt werden, daß ferner ihr Glaube gerade die vom Heiligen Geist durch die Propheten **für sie** geoffenbarte Seligkeit ist, und daß endlich das, was sie erlangt haben, eine solch hohe Sache ist, daß es selbst die Engel gelüftet zu schauen. Petrus hat aus dem Wollen gegriffen; er spielt sozusagen mit voller Orgel und setzt gleich von Anfang an ohne lange Einleitung mit allen Registern ein. Er bringt die allerstärksten Gründe vor; und seine Rede ist überzeugend. Zur selben Zeit aber, und das fordert die Anrede Petri: Auserwählte Fremdlinge, sollen die Christen auch dessen gewiß sein, daß sie mit dem Empfang der wahrhaften Gnade sich mit allem Recht als Gottes Auserwählte zu betrachten haben. Darum sollen sie, die jetzt eine kleine Zeit unter Versuchungen mancherlei Art traurig sind, sich freuen und an der zugebrachten Gnade festhalten.

Dieser erste Teil geht bis 1, 13 inklusive. . . . . Der zweite Teil des Briefes ist der **Ermahnung** gewidmet. Insofern die Christen Erwählte sind, ist ihre Heimat droben. Insofern sie noch hier wahlen, sind sie Parepidemioi, von Hause abwesend, Fremdlinge. Und wie das Erwähltssein schließlich das Ziel ist, davon die Christen im ersten Teil überzeugt werden sollen, so ist dem Apostel das aus dem Erwähltssein folgende Fremdlingsein der Gedanke, aus dem nun seine Ermahnungen fließen. „Ich ermahne euch als die Fremdlinge und Pilgrime.“ Dieser Gedanke des Fremdlingseins hier gibt dem Apostel weiter Anlaß zu einer **dreifachen** Ermahnung. Erstens: Indem der Christ ein solcher Fremdling ist, der ursprünglich zu dem verderbten Geschlecht dieser Welt gehörte und noch die Art dieses Geschlechts, die Sünde, in sich trägt, steht er auch in Gefahr, in das vorige, arge Wesen zurückzufallen. Darum ermahnt Petrus seine Christen zuerst, daß sie nicht zurückfallen, vielmehr bleiben und in der Heiligung wachsen sollen. Dieser Teil der Ermahnung geht bis 2, 10.

Zweitens: Der Christ, Bürger der ewigen Heimat droben, aber hier ein Fremdling in der Fremde, dazu in einer solchen Fremde, wo über seine ewige Heimat, über seine Hoffnung und Glauben nur gelästert wird, hat die Pflicht, durch einen guten Wandel, dem Wandel in der Liebe, von dem unaussprechlichen Wert des neuen Wesens, darin er nun steht, zu zeugen, um die Spötter zum Schweigen zu bringen, sie zu überzeugen und eventuell zu gewinnen. Dies ist der Grundgedanke im zweiten Teil der apostolischen Ermahnung, die sich bis zum 4. Kapitel erstreckt.

Drittens: Der Christ als Fremdling hier unter einem ihn verspottenden, hassenden Geschlecht wird verfolgt und muß leiden. Der Christ ist hier etwas wesentlich anderes als das in dieser Welt einheimische Geschlecht und in seinem Anderssein diesem Geschlecht ein Gericht. Darum muß er leiden. Da aber in den Leiden die Gefahr der Verleugnung und des Abfalls leicht entsteht, ermahnt der Apostel die Christen zur Epimone, zur Geduld, das ist das feste **Beharren** in allem, auch dem Kleinsten, was zum Bürger des Himmelreichs gehört, trotz der Leiden. Wie ein Kapitän trotz des wütenden Sturmes und der brausenden Wogen fest und treu auf seinem Posten verharret. Das ist Geduld. Dieser dritte Teil der Ermahnung, den der Apostel durchaus nicht in einer sentimentalischen, weichlichen, sondern in nüchtern-ernster Weise ausführt, umfaßt das 4. Kapitel. Das 5. und letzte Kapitel schließt an den Gedanken des nun kommenden und am

Sauje Gottes beginnenden Gerichts, welchen Gedanken der Apostel im 4. Kapitel als ein Argument für seine Ermahnung benutzte, anfließt aus der treuen und herzlichen Fürsorge Petri, bringt wichtige Ermahnungen für einzelne wie auch alle, über die nun das Gericht kommen wird, und klingt aus in dem innigen Segenswunsch: „Der Gott aber aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, derselbige wird euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen. Demselbigen sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“

Hat man so die Gedanken des ganzen Briefes vor sich, dann wird man auch empfinden, daß die Anrede des Briefes: „An die **erwählten Fremdlinge**“ sozusagen ein Sprung in die Mitte ist. Diese Anrede ist das **Thema** des ganzen Briefes.

Eine Schlußbemerkung: Diese Arbeit bewegt sich nicht in den Bahnen der sonst üblichen Exegesen, die sonst ihre großen Nachteile haben, indem sie oft seitenlange Abhandlungen über ein einziges Wort bringen, wodurch dem Leser gewöhnlich der Zusammenhang verloren geht. Wenn der Blick sich allzu sehr in die Konstruktion des einzelnen Blattes vertieft, geht nur zu leicht der Eindruck, den der ganze Baum mit seiner schönen Gestalt machen will, verloren. Diese Arbeit will nur in einfacher, ununterbrochenen Weise den Gedanken des ganzen Briefes vorlegen.

Aus demselben Grunde ist auch vermieden worden, daß, wie es oft geschehen ist, schier sämtliche Autoritäten vor uns zum Zeugen für eine bestimmte Auslegung vorgeführt werden, dazu in derselben Ausführlichkeit die gesamte Antithese. Das macht das Studium eines Buches nicht nur unerquicklich, sondern auch unprofitlich.

Der leitende Gedanke bei der vorliegenden Arbeit war folgender: Der Apostel springt in seinem Briefe nicht zusammenhangslos umher, etwa vom dritten Vers des vierten Kapitels zurück zum dritten Vers des zweiten Kapitels, auch nicht von einem Gedanken ohne Zusammenhang in ein beliebiges anderes Lehrstück. Petrus will sich nicht in ungeordneter Weise über sämtliche Lehrstücke des Katechismus auslassen und etwa für alle Fälle eine *sedes classica* schaffen. Der ganze Brief ist ein innig zusammen- und festgefügtes Ganzes, mit klarer bis in die Spitzen durchgeführter Disposition, mit ausgeprägtem Fortschritt im Gedanken, der mit jedem Satz und Vers weitergeführt wird.

## Der erste Teil.

## Kapitel 1, 1—13.

Der Gedanke dieses Theiles ist dieser: In dem, was euch zugetragen ist, habt ihr die wahrhafte Gnade Gottes, denn Gott hat es gewirkt in euch, die Propheten haben durch den Heiligen Geist davon gerade auf euch hin gezeugt, die Apostel durch denselben Geist davon unter euch gezeugt, und die Engel gelüftet es zu schauen. So dürft ihr euch auch als Gottes Auserwählte betrachten. Petrus redet sogleich Vers 1 die Christen als Auserwählte an. Mit Recht kann er das, mit Recht dürfen sie sich dafür halten, denn sie haben die wahrhafte Gnade.

Vers 2: **Nach dem vorgefaßten Rat Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes zum Gehorsam, das ist Glauben, der Unterwerfung unter das Evangelium ist, und zur Besprengung, d. h. Reinigung des Blutes Christi, zur Reinigung, die Christi Blut schafft.** Zum Gehorsam und zur Besprengung des Blutes waren die Christen gekommen, aber sie zweifelten daran, ob das die wahrhafte Gnade sei. Man beachte, wie hier sogleich von Anfang Petrus ihnen mit den kräftigsten und energischsten Ausdrücken bezeugt, daß ihre Zweifel unnütz seien und sie die wahrhafte Gnade haben. Was ihr habt, das ist von Gott: **Nach dem vorgefaßten Rat Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes seid ihr zu dem gekommen, darin ihr nun steht, zum Glauben und durch den Glauben zur Reinigung, die Christi Blut schafft.**

Und um den Christen, die ja zweifeln und sagen: Wir haben auf Grund der Auferstehung Jesu Christi auf ein ewiges Leben gehofft, aber ist diese Hoffnung nicht doch eine eitle, leere? — um es ihnen recht zu bezeugen, geht Petrus, des Heiligen Geistes voll, über in die Form begeisterter Überzeugung, die mehr überzeugen muß als eine rein intellektuelle Argumentation, über — in den Lobgesang (Vers 3): „Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiederzeugt hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten auf ein unvergängliches, unbeslecktes und unverwelkliches Erbe, aufbewahrt im Himmel für euch, die ihr durch Gottes Kraft verwahrt werdet vermittels des Glaubens zu der bereiten Seligkeit, offenbart zu werden in der letzten Zeit.“ Keine tote, eitle Hoffnung ist eure Hoffnung in Christo auf ein im Him-

mel für euch aufbewahrtes Erbe, sondern eine lebendige, sich verwirklichende. **Gott hat ja** in Christo zu dieser Hoffnung euch wiedergeboren. Und ebenso werdet ihr (Vers 5) durch **Gottes Kraft** bewahrt vermittels des Glaubens zu der bereiten Seligkeit, offenbart zu werden in der letzten Zeit. Wir sehen, wie hier in bezug auf die den Christen zugetragene Gnade, die alles umfaßt und an der die Christen zweifeln, Petrus immer wieder den einen Gedanken hervorhebt: **Durch Gottes Gnade.** Damit bringt er das, was die Gnade allein zur wahrhaften Gnade macht, das Grundargument, was auch den Christen sie als solche bezeugen muß. Und indem sie die wahrhaftige Gnade haben, haben sie alle Berechtigung dazu, sich für Auserwählte Gottes zu halten. Worin anders kann sich ein Christ der doch zum Troste geoffenbarten Erwählung getrösten als gerade darin, daß er die wahrhaftige Gnade hat?

Nachdem der Apostel dies den Christen bezeugt hat, fordert er sie auf Vers 6: **Darin freuet euch!** Nicht bezieht sich das "en ho" auf "en kairo eschato", sondern auf das **Ganze**, was er nun gesagt hat. "Agalliasche" ist **Imperativ**: Freuet euch! Diese Worte so übersetzen: Auf welche ihr euch freuet, setzt sie in Widerspruch zu dem Zustand jener Christen, die in lauter Zweifel waren, die nun, wie es weiter steht, unter mancherlei Versuchungen litten. Wie kann Freude über das sein, worüber man gänzlich im Zweifel steht? Die richtige, dem Zeugnis, der Absicht Petri angemessene Übersetzung ist die: „Darin freuet euch!“ Nachdem er ihnen die zugetragene Gnade als die wahrhaftige bezeugt hat, weil ja alles von Gott gewirkt ist, fordert er die Zweifelnden und darum Bekümmerten auf: Nun laßt eure Zweifel doch fahren und freuet euch!

„**Die ihr eine kleine Zeit, sintemal es nötig ist (ei deon), leidet unter mancherlei Versuchungen.**“ Die Versuchungen sind eben die Zweifel an der Wahrhaftigkeit der ihnen zugetragenen Gnade. Vers 7 gibt Petrus an, wie es kommt, daß solche Versuchungen an die Christen kommen und zu welchem Zwecke, um das "ei deon" zu erklären, damit die Christen Zweck und Wesen der Versuchungen verstehen und sich nicht weiter darüber wundern. Wir müssen aber zuerst das "dokimion hymon tes pisteos" näher betrachten. Luther übersetzt: „Auf daß euer Glaube.“ Manche Ausleger setzen hier an Stelle des "dokimion" = Prüfstein, Prüfungsmittel, ein "dokime" = Prüfung und übersetzen: „Auf daß die Prüfung eures Glaubens.“ Eine solche Weise, Worte der Schrift zu substituieren oder Worte

einzuschieben, um einen annehmbaren Sinn zu erlangen, kann nicht gutgeheißen werden, zumal dann nicht, wenn das Wort, welches dasteht, einen guten Sinn gibt. Und es gibt einen guten Sinn, einen ebenso guten Sinn wie Jak. 1, 3: „Achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Versuchung fallet, wissend, daß euer Prüßstein des Glaubens Geduld wirket.“ Paulus in Röm. 5, 3: „Wir wissen, daß Trübsal Geduld schafft.“ Das „dokimion“ sind die Versuchungen; sie sind der Christen Prüßstein ihres Glaubens. **Euer** Prüßstein, sagt Petrus. Mit dem „euer“ zeigt er an, daß dieser Prüßstein ein fester Bestandteil des Christenlebens bildet, ein notwendiges Stück wie das tägliche Brot. Warum? Damit dieser unser Prüßstein als etwas viel köstlicheres als das im Feuer bewährte Gold erfunden werde, nämlich in seiner Wirkung auf den Glauben, den er läutert, reinigt und damit Unvergängliches schafft. Es ist zu beachten, daß hier das „dokimion“ Subjekt ist. Das „dokimion“ will Petrus herausstreichen und tut das, indem er ihm eine ganz andere Wirkung zuschreibt, als das Gold es ist, welches durch Feuer geläutert wird. Und das zu Lob, Ruhm und Ehre Jesu Christi in seiner Offenbarung. Damit werden die Versuchungen auf Jesum Christum zurückgeführt. Wie könnten sie sonst ihm zum Ruhme gereichen? Damit ist nicht gesagt, daß der Herr selbst diese Versuchungen erzeugt; sie kommen aus Teufel, Welt und Fleisch. Aber der Herr hindert sie nicht nur nicht, sondern er läßt sie an die Christen herantreten, ja, er will, daß die Christen damit geplagt werden (Hiob). Wie dies, schon gezeigt, den Christen heilsam ist, so gereicht es noch viel mehr dem Herrn zum Ruhme. Am Tage seiner Offenbarung wird das so recht offenbar werden, wie ihm, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, alles unterworfen war, wie selbst die bösen Mächte der Finsternis ihm unterworfen waren, wie sie in seiner Hand zappelten, wie sie ihm dienen mußten, ja wider ihren Willen und ihre Lust ihm helfen mußten, seine lieben Auserwählten in den Himmel zu schaffen; und wo sie verderben wollten, da haben sie müssen retten helfen. Ja, es wird offenbar werden die wunderbare Macht und Weisheit unseres Herrn, der der Hölle Gift verwandeln konnte in einen solch heilsamen Kelch. Und die Seligen werden ihn schön preisen. Aber in allen Versuchungen und Anfechtungen ist das unser Trost, daß diese über uns kommen durch den Willen unseres Herrn, daß er alles fest in seiner Hand hat und so lenkt, daß alles uns zum Besten dienen muß. — Das „ei deon“ ist hier klar gezeigt.

Mit Vers 8 knüpft Petrus wieder bei dem "agalliasche" an Den zweifelnden, durch die Versuchungen sehr bedrückten Christen ruft er so recht aus innerstem Herzen zur kräftigen Ermunterung zu: **„Habt lieb, den ihr nicht wahrnehmt; indem ihr an den, den ihr jetzt nicht seht, glaubt, freut euch doch mit einer unaussprechlichen und verklärten Freude, indem ihr davontraget das Ende eures Glaubens, der Seelen Seligkeit.“** Es ist kaum not, diesen Worten zur Erklärung etwas hinzuzufügen. Die impulsive Art Petri treibt ihn in lauter Imperative. Das ist kraftvoll. Dies alles ist konsequente Aufforderung an die zweifelnden Christen, folgend aus dem Bezeugen der Gnade als der wahrhaften, die darum die wahrhafte ist, weil **Gottes Macht** alles gewirkt hat.

Dem Apostel ist diese Sache so ernst und wichtig, daß, nicht genug an dem, was er schon gesagt hat, er noch ein weiteres Argument anführen muß. Es enthält drei Teile. Vers 10: **„über welche Rettung die Propheten fleißig gesucht und geforscht haben, die über die auf euch kommende Gnade geweissagt haben, forschend, auf welche oder welcherlei Zeit hindente der in ihnen die auf Christum gekommenen Leiden und die Herrlichkeit nach diesen vorherbezeugende Geist Christi. Welchen offenbart wurde, daß nicht ihnen, sondern uns dieselben dienten (nämlich wann und welcherlei Zeit). . . . Vers 12b: „Die nun euch durch die euch Predigenden verkündigt werden durch den Heiligen Geist, vom Himmel gesandt. . . . Vers 12c: „Worein auch die Engel gelüftet hineinzuschauen.“** Die Absicht ist hier wieder durchaus klar: Bestärkung der zweifelnden Christen in der Gewißheit, daß sie die wahrhafte Gnade empfangen haben. Ebenso klar ist auch das Argument. 1.: Von dieser Rettung, der **gesamten zuge tragenen Gnade**, den Leiden Christi und der Herrlichkeit darnach (das ist die Gnade: die Leiden Christi und die daraus für uns folgende Herrlichkeit) haben die suchenden und forschenden Propheten durch den Heiligen Geist geweissagt und auf ihr Forschen, welcher und welcherlei Zeit denn dieses Weissagen dienen sollte, durch den Heiligen Geist die Antwort erhalten, **nicht ihnen, sondern euch**. Darum haben sie auch immer gesagt: „Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln.“ Das ist das Argument Petri: Von der von euch jetzt angezweifelten Gnade haben schon die Propheten im Alten Testamente geweissagt, sie gekannt und verkündigt **durch den Heiligen Geist**; und **durch denselben Heiligen Geist** nicht für ihre Zeit und so für ihr Volk geweissagt, sondern für euch, daß es euch diene. Ein



starkes Argument. . . . 2.: **Durch den Heiligen Geist, vom Himmel gesandt** (noch emphatischer ausgedrückt) ist es euch nun verkündigt worden, nämlich durch uns. 3.: In diese euch zugetragene Gnade gelüftet selbst die Engel zu schauen. Lauter kernige, durchschlagende Argumente.

Und nun der Abschluß dieses ersten Teiles und die aus der ganzen Darlegung der als wahrhaft bezeugten Gnade, Vers 13: **„Darum, indem ihr die Lenden eures Gemütes umgürtet** (ein Bild: die beim Laufen hinderlichen Kleider aufschürzen, also: das Hinderliche beseitigen, hier die lähmenden Zweifel), **hoffet fest auf die euch zugetragene Gnade in der Offenbarung Jesu Christi** (offenbart durch den Heiligen Geist vermittelt der Propheten und Apostel).

\* \* \*

## Der zweite Teil.

### Kapitel 1, 14 bis Schluß.

Wir kommen nun zu dem **ermahnenden Teil** des Briefes. Der Apostel zieht hier die Christen als Fremdlinge in Betracht und entwickelt daraus die bereits angeführten drei Ermahnungen, nämlich: Der Christ ist ein solcher Fremdling, der einmal zu dem argen Geschlecht dieser Welt gehörte und immer noch die Art desselben an sich trägt. Darum ist die Gefahr des Rückfalls für ihn immer noch in hohem Maße vorhanden. Er soll nicht wieder in das vorige Wesen zurückfallen, sondern in dem neuen Wesen bleiben und darin wachsen. Diese erste Ermahnung wollen wir nun näher betrachten.

### Die erste Ermahnung.

#### Kapitel 1, 14 bis 2, 10.

Diese Ermahnung geht erstlich dahin, daß die Christen sich nicht richten sollen nach den vorigen Lüften in ihrer Unkenntnis. Vers 14: **„Wie Kinder des Gehorsams richtet euch nicht nach den vorigen Lüften in eurer Unkenntnis.“** Ihre Unkenntnis ist die Zeit, da sie noch Heiden waren. Damals lebten sie in allerlei bösen Lüften, von denen Petrus später etliche aufzählt: Sauf- und Freßgelage, Nachtschwärmereien, Diebe, Mörder. Aber diesen Lüften dienten sie, weil sie gänzlich damals gefangen waren in der Grundlust des verderbten menschlichen Herzens, die auf Gott hin Feindschaft, auf sich selbst gerichtet Selbstsucht ist. Diese Grundlust darf hier nicht übersehen werden; es wäre verkehrt, nicht die unsaubere Quelle, sondern nur

die aus ihr fließenden unreinen Wasser zu erwähnen. Petrus meint es hier gewiß in seiner ganzen Tiefe. Und wenn er die Christen als Fremdlinge ermahnt, nicht wieder in die vorigen Lüste in ihrer Unkenntnis zurückzufallen, so bezieht er sich hauptsächlich auf die genannte Grundlust, mit der sie ja auch, wenn sie in dieselbe zurückfallen, in alle andern Lüste zurückfallen, wiederum aber, wenn sie sich von derselben rein halten, augenblicklich von allen anderen Lüsten rein bleiben.

Dagegen: „**Seid auch ihr heilig in allem euren Wandel.**“ Die Heiligkeit ist die im Gesetz uns vorgelegte; sie besteht in der Erfüllung der zwei großen Gebote: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst. Darin hanget das ganze Gesetz, d. h. das in den 10 Geboten uns Vorgelegte ist nichts Neues zu jenen zwei Geboten, auch nicht etwas von ihnen innerlich Getrenntes, sondern ist die Auslegung der Liebe, zeigt die einzelnen Stücke an, die sich aus der Liebe ergeben, die naturgemäß die Liebe tun und in welchen sie sich betätigen muß. Also sind die zehn Gebote der Kommentar zu dem Gebot der Liebe, die ins einzelne gehende Ausführung dieses Gebots. Weil ich den Nächsten lieben soll, darum muß ich mich ganz naturgemäß besorgen um sein Gut, Ehre und Leben, als wären sie mein eigen. Diese Auslegung des Gebots der Liebe gegen Gott und den Nächsten ist natürlich eine nach allen Seiten hin vollkommene und es wäre grundverkehrt, wollte man die zehn Gebote nur als Exemplifizierung auffassen. Da die zehn Gebote die Auslegung der Liebe sind, so ist auch nur die Liebe des Gesetzes Erfüllung, d. h. nur dann sind die zehn Gebote erfüllt, gehalten, wenn die Liebe die in ihnen aufgezählten Dinge treibt. Wer den Zusammenhang im Gesetz zerreißt, die einzelnen Stücke im Gesetz nicht als Ausführung der Liebe auffaßt und so treibt, sie vielmehr treibt aus irgendeinem selbstischen Zweck: Selbstgerechtigkeit, sonstige Vorteile, Furcht usw., der hat das Gesetz nicht erfüllt; das ist Sünde. „Und wenn ich meinen Leib brennen ließe und gäbe all mein Hab den Armen und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Demnach ist das Heiligsein im Wandel, dazu Petrus seine Christen ermahnt, der Wandel in der Liebe nach den einzelnen im Gesetz enthaltenen Stücken. Eine andere Heiligung gibt es nicht.

Der Apostel bringt nun ein **Argument**, um seine Christen zu bewegen, seiner Ermahnung zu folgen. Er verfolgt diese Weise bei jedem neuen Gedanken; und es kann für uns nur belehrend sein,

wenn wir auf die Art und den Inhalt seiner Argumente achten. Sie bestehen nicht in Drohen und Verfluchungen, sondern fließen alle aus dem Evangelium, aus der Gnade. Erstere sind da am Platze, wo auf das Evangelium nicht mehr gehört wird und Herzen durch fleischlichen Sinn sich verstockt haben, so daß sie die Gnade des Herrn nicht mehr achten. Da müssen die Argumente des Gesetzes eingreifen, damit, wo es möglich ist, die Herzen zerstückert werden; solche nimmt der Herr wieder auf und erhöht sie. Für den Geistlichen passen nur geistliche Argumente, die Argumente des Evangeliums. So handelt Petrus in seiner Epistel. Sein Argument ist hier: **Die Kinder des Gehorsams.** Kinder des Gehorsams. So muß der Gehorsam zuerst doch etwas sein, das außer dem Christen steht, zu dem er gekommen ist. Was ist es? Der Gehorsam ist die Schrift mit ihrer Unterwerfung unter die Gnade durch den Glauben. Indem nun die Schrift die Christen gezeugt hat, daß sie sich der Gnade durch den Glauben unterwerfen, sind sie **Kinder des Gehorsams** geworden. Daß der Apostel dies als Argument gebraucht, um die Christen zu bewegen, nicht zurückzufallen in die vorigen Lüfte, sondern heilig zu sein, sieht man deutlich an dem **wie**. Wie Kinder des Gehorsams, wie es solchen zukommt; also soll dieses sie bewegen. Aber worin liegt nun das Dringende in diesem Argument? Vers 16: **Als Kinder des Gehorsams hat Gott sie berufen, in diesen Stand gebracht, eben durch die Zeugung durch das Wort vom Gehorsam.** Dieser berufende Gott spricht aber: **„Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.“** Vers 17: **„Und wenn ihr den Vater anrufet, den ohne Ansehen der Person Nichtenden nach dem Werk eines jeden, so wandelt in Furcht die Zeit eurer Fremdlingschaft.“** Das ist das Vorrecht der Kinder des Gehorsams, den Vater anzurufen; sie haben eine Hilfe und benutzen sie. Im Grunde ist dies das Wesen ihrer Kindschaft, der subjektive Gehorsam unter dem objektiven Gehorsam. Aber sie rufen den an, der bereit ist, einen jeden zu richten nach seinen Werken, und sollen daher in der Furcht (in heiliger Scheu und tiefster Ehrfurcht vor dem, der sie berufen hat) wandeln die übrige Zeit ihrer Fremdlingschaft.

**Der ohne Ansehen der Person richtet nach dem Werk eines jeden.** Auch Luther weist in seiner Auslegung des ersten Petribriefes darauf hin, daß diese Worte scheinbar im Widerspruch mit solchen Aussprüchen der Schrift ständen, die von dem im Gericht entscheidenden Moment des **Glaubens** reden. Ein Widerspruch ist hier

von vornherein ausgeschlossen. Doch wie erklären wir uns die scheinbar zweierlei Aussprüche? Das Werk eines jeden umfaßt sein ganzes Leben mit seinem ganzen Handeln nach Gedanken, Worten und Werken. Das gesamte Leben eines jeden ist also im Gericht der Beurteilung unterworfen. Nun muß aber auch ein Maßstab vorhanden sein, nach dem unser Herr in seinem Gericht das Leben eines jeden ansehen, beurteilen und richten wird. Welches ist dieser? Es ist nach der ganzen Schrift das durch die Versöhnung unsers Herrn Jesu Christi beabsichtigte und erwirkte, in der Versöhnung durch den Heiligen Geist angebotene und gewirkte neue Herz, das ausschließlich der Glaube ist, den man nicht besser darstellen kann als mit den Worten Johannis: Er hat uns geliebt. Lasset uns ihn lieben! Dies von Gott in Gnaden für uns beabsichtigte und bestimmte neue Herz mit seiner Kraft, den Menschen völlig der Gnade und dem Willen Gottes zu unterwerfen, wird im kommenden Gericht der Maßstab sein, den der von Gott verordnete Richter, unser Herr, an das Werk eines jeden, an sein Leben legen wird. War es aus des Glaubens oder aus des Fleisches Kraft? Und so bleibt der Glaube das Entscheidende, nicht die Werke.

Wir fahren nun fort mit dem Argument Petri: die Kinder des Gehorsams. Vers 18—21: „Wissend, daß ihr nicht mit vergänglichen Dingen, Silber oder Gold, erlöst seid von der Nichtigkeit eures Wandels, von den Vätern hinterlassen, sondern mit dem teuren Blute Christi als des tadellosen und unbefleckten Lammes, zwar zuvorversehen vor Grundlegung der Welt, offenbart aber auf das Letzte der Zeiten euretwegen, die durch ihn glaubenden an Gott, der ihn von den Toten auferwecket und ihm die Herrlichkeit gegeben, so daß euer Glaube und Hoffnung ist zu Gott.“

Der Gedanke ist hier dieser: Als Kinder des Gehorsams sind sie erlöst von der Nichtigkeit ihres Wandels, von den Vätern hinterlassen. Die „Mataia“ = Nichtigkeit bedeutet das, was ohne Kraft und Wirkung ist, also etwas, von dem man sich Erfolg verspricht, aber keinen findet. In Beziehung auf den vorigen Wandel, von den Vätern hinterlassen, ist demnach das gemeint, was sie den Vätern nachtaten, davon große Kraft und Wirkung erwarteten, aber durchaus nichts erreichten. Gemeint kann nur sein der Götzendienst, die Anbetung der Götzen und das Vertrauen zu ihnen, davon sie sich Großes versprochen hatten. In dieser Auffassung wird man noch bestärkt durch das folgende: „daß euer Glaube und Hoffnung ist zu Gott.“

Es ist dies ähnlich wie Apg. 14, 15: „Verkündigend, daß ihr euch von diesen Nichtigen wendet zu dem Lebendigen Gott.“ Die Erlösung hier ist demnach die aus dem nichtigen Dienen und Hoffen auf die toten Götzen. Und wohin? Zu dem Glauben und Hoffen auf den Lebendigen Gott. Es ist das auch zugleich Erlösung aus dem Nichts in das Alles. Wie sind sie erlöst worden? „Nicht mit Gold oder Silber, sondern mit dem teuren Blute Jesu Christi, des unschuldigen und unbefleckten Lammes.“ In den folgenden Worten macht Petrus den eben ausgesprochenen Gedanken noch intensiver, indem er ausführt, daß Christus als das Lamm Gottes zwar vor Grundlegung der Welt vorherversehen war, aber erschienen ist (phanerothentos muß sich hier auf die Offenbarung im Fleisch beziehen, nachdem das Vorherversehen vorausgeht) auf das Letzte der Zeiten, nämlich als das unschuldige Lamm zur Erlösung, für sie, die nun durch ihn an Gott glauben, an den Gott, der Christum von den Toten auferweckt hat und ihm die Herrlichkeit gegeben, auf daß ihr Glaube und Hoffnung sei auf Gott hingerrichtet. So sind sie von ihrem nichtigen Glauben an die Götzen zum Glauben an den in Christo versöhnten Gott erlöst worden durch das teure Blut Jesu Christi, das gerade auch für sie dargebracht wurde und schon in Ewigkeit beschlossen war, auf daß ihr Glaube und ihre Hoffnung sei zu Gott. Christi Blut hat diese köstliche Erlösung zustande gebracht, denn Christi Blut hat Gott mit uns versöhnt und uns dadurch einen solchen Gott erworben, der solche Erlösung von Herzen will, wirkt, schafft und bewahrt.

Petrus hat hier ein starkes Argument gebracht. In Anbetracht dessen, der sie zu Kindern des Gehorsams berufen hat, angesichts dessen, den sie als Kinder des Gehorsams anrufen, und angesichts der unschätzbaren Erlösung, die sie zu solchen Kindern gemacht hat, sollen sie wahrlich in der Heiligung beharren.

## Abchnitt 2 der ersten Ermahnung.

### Kapitel 1, 22 bis 2, 1.

Wir kommen nun zum zweiten Abschnitt der ersten Ermahnung. Vers 22 bis 2, 1: „Indem ihr eure Seelen reiniget durch den Gehorsam der Wahrheit zu ungeheuchelter Bruderliebe, liebet einander von Herzen innig, wiedergeboren nicht aus vergänglichem, sondern unvergänglichem Samen, durch das lebendige und bleibende Wort Gottes. Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Herrlichkeit wie des Graeses Blume. Das Gras verdorret und die Blume fällt ab. Die

Rede aber des Herrn bleibet in Ewigkeit. Das ist das unter euch verkündigte Wort (die unter euch verkündigte Rede). So laßt nun ab alles Böse und alle Falschheit und Heuchelei und Neid und alle Verleumdungen.“ Nachdem Petrus in dem beendeten Stück das Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten getrieben hat, geht nun seine Ermahnung auf die Bruderliebe. „Indem ihr eure Seelen reiniget durch den Gehorsam der Wahrheit zu ungeheuchelter Bruderliebe, liebet einander von Herzen innig.“

Wir haben hier eine Ermahnung unseres Herrn an die Christen zur Erfüllung seines Gebots der Liebe. Bei dieser Sache wollen wir einen Augenblick verweilen. Die Stelle, nach der Christus dieses Gebot gegeben hat, ist Joh. 13, 34: „Ein neu Gebot gebe ich euch, das ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe.“ Wir achten einmal darauf, daß Christus hier wirklich ein Gebot gegeben hat, einen Befehl, ein Gebot in demselben Sinne, wie auch das Gesetz Moses Gebot ist, denn Christus gebraucht das Wort „entole“, das auch in bezug auf Moses Gebot gebraucht wird, z. B. Mark. 13, 31 von dem Gebot der Liebe gegen Gott und den Nächsten. Zum andern müssen wir darauf achten, daß Christus sagt, er habe hier ein **neu** Gebot gegeben (entole kaine). Und da steht fest, wenn man dem Wort „neu“ alle Gerechtigkeit will widerfahren lassen, daß man das Gebot Christi für ein neues ansehen muß. Was das Neue ist, stellt sich heraus durch einen Vergleich dieses Gebots mit dem Gesetz Moses. Da fallen uns drei Stücke auf: ein anderer **Kreis**, eine andere **Grundlage**, eine andere **Absicht**.

Dieses Gebot trifft einen anderen **Kreis**. Moses Gebot ist für alle Menschen zur Erfüllung an allen Menschen; Christi Gebot ergeht nur an die Seinen, die Christen, zur Erfüllung an den Seinen. Christus gibt auch seinem Gebot eine andere Grundlage durch die Worte: „Gleichwie ich euch geliebet habe.“ Sowohl Moses Gebote wie auch Christi Gebot fordern die Liebe, die Herzensgestimmung, die dem andern wohlwill und den Umgang mit dem andern in der Weise beeinflusst, daß man das sucht, was dem andern wohltut, das Gegenteil aber unterläßt. Aber es ist ganz offenbar, daß das Gebot Christi für die Seinen eine andere Grundlage für die Liebe hat als das Gebot Moses. Bei Matthäus und den andern Evangelisten legt unser Herr selbst am Schluß der Bergpredigt das „liebe deinen Nächsten als dich selbst“ so aus: „Alles nun, was ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.“ Und Luk. 6, 31 heißt es noch

dazu: „Also tut ihnen gleich auch ihr.“ *Homoios poiein*, tut ihnen das selbe. Es ist nicht verwerflich, daß ich will, daß mir die Leute wohl tun sollen, ihr Wohlwollen und Gutes tun für mich wünsche, sonst wäre augenblicklich alles Bitten und Hilfesuchen beim Nächsten Sünde, ja auch der geringste Wunsch und das kleinste Anliegen. Es wäre Sünde, wenn ich von meinem Nächsten erwarte, daß er mir mein Weib, Leben, Gut und Ehre läßt. Es ist nicht Sünde, daß ich mich selbst liebe, die Fülle der Gesinnung, Gaben und Güter für mich begehre, die Fähigkeiten und Anlagen, die mein Nächster hat und ich vielleicht nicht, von Gott bestimmt zu meinem Wohlbefinden. Aber verwerflich ist es, wenn ich nicht so an meinem Nächsten handeln will, wie ich es von ihm erwarte, und ihm nicht mit erschöpfendem Maß mit Lust alles gleichfalls geben will, was mein Herz, Mund und Hand ihm zu seinem Wohlbefinden geben könnten. Aber gerade so handeln wir ununterbrochen, nur nehmen, aber nie geben. Das ist die Selbstsucht.

Wie ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, also tut ihnen gleich auch ihr. **Das ist das Gesetz und die Propheten.** Genau die Gesinnung, die Handlungsweise, die wir von andern erwarten, sollen wir unserm Nächsten zuteil werden lassen. Das ist das Gesetz und die Propheten. Demnach ist damit der Sinn des Gesetzes zum Ausdruck gebracht. Man sieht, wie hier die **Gerechtigkeit** die Grundlage ist. Die Gerechtigkeit erfordert, daß ich den andern so behandle, wie ich von ihm behandelt sein will. Und gerecht ist, wer das vermöchte. Eine andere Grundlage gibt unser Herr seinem Gebot der Liebe mit den Worten: „Gleichwie ich euch geliebet habe.“ Christi Liebe war nicht nach Moses Grundsatz. Er handelte, als er sein Leben opferte, nicht nach dem Gedanken: Ich tue euch so, wie ich von euch erwarte, daß ihr mir tun sollt. Wie ich will, daß ihr mir tun sollt, also tue ich gleich auch euch. Seine Liebe sah gänzlich von der eigenen Person ab und bedachte nur unsere große Not und Elend. Es jammerte ihn, als er das Volk in der Wüste ansah; es jammerte ihn, als er die Welt unter dem Fluch und der Herrschaft der Sünde sah. Seine Liebe floß aus dem Mitleid, aus dem Erbarmen über die große Not der Welt durch die Sünde. Somit stellt unser Herr durch die Worte „gleichwie ich euch geliebet habe“ das herzliche Erbarmen und Mitleid mit anderen als Grundlage für sein Gebot der Liebe; und das ist Moses gegenüber etwas anderes, neues. Auch eine andere **Absicht** verfolgt Christi Gebot. Die Absicht des Gebots Moses ist uns an-

gegeben mit den Worten: Daß ihr heilig werdet. Wenn Christi Gebot dieselbe Absicht verfolgte, dann würde dessen Erfüllung, da es doch ein neues Gebot ist, doch eine neue Heiligung sein. Damit aber würde der Heiligung durch Moses Gebot etwas hinzugefügt werden, und zu gleicher Zeit wäre dann die Heiligung durch Moses Gebot ohne die Erfüllung des Gebots Christi etwas Unvollkommenes. Da dies gänzlich wider die Schrift ist, muß man davon absehen, bei dem Gebot Christi die Absicht der Heiligung zu suchen. Die Absicht des Gebotes Christi ist die, die **Einheit** seines Leibes zu erzielen, daß derselbe Geist des herzlichen Erbarmens seine Glieder durchdringe und erfülle, der ihn, das Haupt, erfüllt, und er so ihm darstelle einen vollkommenen, einheitlichen Leib. Der Sinn des Hauptes muß die Glieder beherrschen, sonst ist der ganze Leib kein einheitlicher, sondern ein gespaltenner, ein Widerspruch. Es kann demnach kein Zweifel bestehen, daß Christus uns mit seinem Gebot wirklich ein neues Gebot gegeben hat.

**Christi Gebot hebt Moses Gebot für die Christen nicht auf.** Christen sollen heilig leben. Dazu muß ihnen Moses Gesetz dienen; im Wandel darnach besteht die Heiligkeit. Christi Gebot **verbessert auch Moses Gebot nicht.** Christi Gebot ist kein Zusatz zu Moses Gebot. Beide Gebote sind zwei verschiedene Gruppen, ganz verschiedenartige Gebote, Moses aus der Gerechtigkeit, Christus aus dem Mitleid und Erbarmen. Christi Gebot stellt sich für die Christen neben Moses als etwas Neues, von ganz anderer Art, und ist darum keine Verbesserung, kein Zusatz zu Moses Gebot. Freilich muß für den Christen, wenn es gilt, dem Mitchristen Liebe zu erweisen, Christi Gebot für ihn maßgebend sein. „Liebet euch untereinander, gleichwie ich euch geliebet habe.“ Auch dann, wenn Christen und Nichtchristen in Betracht kommen, muß Christi Gebot für den Christen an erster Stelle stehen. „Thut Gutes an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.“ Die Versorgung des Leibes Christi ist mehr als die Versorgung solcher, die Christi Leib nicht sind. — Die Befolgung des Gebotes Christi (und es ist wichtig, hier darauf hinzuweisen, daß es sich besonders handelt um die **geringsten** Brüder Christi, um die, welche in Hütten wohnen und in Flickden einhergehen, und weniger um solche, die im Wohlstand leben. Gerade das Gegentheil tut oft die Christenheit; sie beugt sich vor dem feinen Rock und achtet den Bruder im fadenstcheinigen Rock gering. Das macht die Selbstsucht des Fleisches; der eine kann nützen, der andere nicht. Das ist nicht Erfüllung des Gebotes Christi. Siehe Jak. 2.) ist das Kennzeichen,



an dem die Christen offenbar werden; das macht sie sichtbar. Es ist klar, wie die Zugehörigkeit zu dem Leibe Christi gerade daran sich zeigen muß, daß ein Mensch von dem Sinne Christi durchdrungen und beherrscht wird. Diese Erkennbarkeit ist wichtig sowohl für den einzelnen zu seiner eigenen Gewißheit und für alle Mitchristen, daß sie ihre Mitchristen, deren Anschluß sie suchen und deren Beistand sie bedürfen, auch erkennen können, als auch für alle Nichtchristen zu einem Zeugnis über sie. Im jüngsten Gerichte wird der Herr alle, die seinem Gebote und zwar gerade an den geringsten Mitbrüdern nachgestrebt haben, öffentlich als die Seinen, als Glieder seines Leibes, anerkennen, bekannt geben und auf alle Ewigkeit mit sich führen, während er alle, die dieses Gebot besonders an den geringsten Brüdern mißachtet haben, als solche brandmarken wird, mit denen er nie Gemeinschaft hatte (ich habe euch nie erkannt); und diese wird er für immer von sich stoßen. Darum sollte es wohl bei uns heißen: Stärke in uns den Glauben! Mehre in uns die Liebe! Christi Gebot hat eine größere Herrlichkeit als Moses Gebot. Moses wird von Paulus das Amt des Buchstabens genannt, während derselbe Apostel das Evangelium das Amt des Geistes nennt. In bezug auf die Klarheit beider Ämter (doxa) sagt Paulus 2. Kor. 3, 7—11, daß das Amt des Geistes, das die Gerechtigkeit predigt, vor dem Amte des Buchstabens überschwengliche Klarheit hat. Nun ist das Gebot Christi im Prinzip der Abglanz der erbarmenden Liebe Jesu Christi, damit er uns geliebet hat, und in seinem Zweck die Gestaltung unseres Lebens nach der Liebe Christi; Christi Gebot fließt aus dem Amte des Geistes, aus dem Evangelium und hat darum Teil an der Herrlichkeit desselben, die überschwenglich größer ist als Moses.

Während der Apostel im vorhergehenden Abschnitt das Gesetz im Auge hatte, geht seine Ermahnung in dem jetzt vorliegenden Abschnitt (Vers 22 bis 2, 1) auf dieses neue Gebot des Herrn für die Seinen. Die Apostel vergessen überhaupt nie, in ihren Ermahnungen an die Christen, dieses Gebot des Herrn besonders zu behandeln und auf dasselbe den größeren Nachdruck zu legen. Indem nun Petrus auf dieses Gebot eingeht, erinnert er die Christen zuerst daran, wie durch den Glauben in ihnen schon eine feine Grundlage für dieses Gebot geschaffen ist.

Vers 22. Unter dem Gehorsam der Wahrheit ist der Glaube verstanden, der sich ja der Wahrheit unterwirft und darum ein Gehorsam ist. Dieser reinigt ihre Herzen zu wahrer Bruderliebe. Der

Glaube, mit dem wir uns von uns selber abwenden und gänzlich der Barmherzigkeit Gottes unterstellen, erweckt Lust zur Barmherzigkeit gegen die Brüder; er reinigt das Herz von aller Selbstsucht und reizt zur Liebe. Das ist des Glaubens Kraft. Er schafft damit die rechte innerliche Grundlage für das Gebot des Herrn, ohne welche die Liebe untereinander nicht möglich ist. Die Hinnneigung, das Gefühl der Wärme, des Wohlwollens und der Teilnahme an den Brüdern ist jetzt da. Und nun ermahnt Petrus die Christen dazu, diesem durch den Glauben erzeugten inneren Triebe zu folgen und einander von Herzen inniglich zu lieben mit Wort und Tat, womit das Gebot Christi erfüllt wird.

Da der Apostel weiß, wie sehr auch der Christ, der ja von Natur fleischlich ist und in der Selbstsucht steckt, geneigt ist, sich eben diesem Gebot zu widersetzen, recht eigentlich dem mahnenden inneren Triebe der Bruderliebe, lieber das Gegenteil tun mag, als einander von Herzen zu lieben, also der inneren Liebe und damit dem Glauben in ihm nicht gehorchen mag, so befindet er es für gut, die Christen an das **Große ihres Glaubens** zu erinnern. Er sagt ihnen: **„Wiedergeboren nicht aus vergänglichem, sondern unvergänglichem Samen, durch das lebendige und bleibende Wort Gottes.“** Hieran knüpft er ein Zitat aus Jes. 40, 6 und 7 (das hoti zeigt an, daß jetzt ein Zitat folgt): **„Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Herrlichkeit wie des Grasses Blume. Das Gras verdorret und die Blume fällt ab. Die Rede aber des Herrn bleibet in Ewigkeit. Das ist das unter euch verkündigte Wort.“** Der Sinn ist dieser: Ihr Glaube ist nicht aus vergänglichem Menschenwort erzeugt worden, wenn auch Menschen ihnen gepredigt haben. Alles Fleisch ist wie Gras und alles Fleisches Herrlichkeit wie des Grasses Blume. Das Gras verdorret und die Blume fällt ab. Ist alles Fleisch und aller Menschen Herrlichkeit vergänglich, dann auch der **Menschen Wort**. Worüber man heute staunt, ist in wenigen Jahren vergessen, ja verworfen; ein anderer hat etwas anderes gesagt. Auch dieses muß wieder anderem Platz machen. So ist Menschenwort. Und wäre der Glaube aus vergänglichem Menschenwort, dann wäre er ebenso vergänglich; er kann nicht länger dauern als das Wort, welches ihn gezeugt hat. Darum finden wir auch, wie alle, die auf Menschenwort bauen, von einem Glauben in den andern fallen; sie stehen auf vergänglichem Menschenwort. Das Wort, dem sie zuerst zusetzen, wird ihnen zweifelhaft; es verblaßt. Da fallen sie ab und einem andern zu, bis der-

selbe Kreislauf sich wiederholt. Damit wird aber auch klar, daß in der Idee des Vergänglichen auch die Idee des Zwecklosen, Eitlen, Nutzlosen liegt; was vergänglich ist (wir reden jetzt vom Wort) kann darum kein Nützliches, Dienliches, Wertvolles schaffen, weil es als vergänglich **unwahr** ist. Die Wahrheit geht nie unter. Das Vergängliche bewirkt darum nur Täuschung, Blendung und Betrug. So ist Menschenwort. — Aber der Glaube ist nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, aus dem lebendigen und bleibenden Wort Gottes. Das ist das unter euch gepredigte Wort. Darum ist dieses Wort auch Gottes Wort, die Wahrheit. Darum sind ferner die Verheißungen, die es enthält, ewig; und die himmlischen Güter, die es schenkt, sind auch ewig. Darum ist das Wort göttliche Wahrheit und göttliche Kraft. Darum ist unser Glaube aus Gott, aus göttlicher Kraft. Unser Glaube hängt an ewigen Verheißungen; unser Glaube hat ewige Güter ergriffen. Unser Glaube ist lebendige, himmlische Kraft, ein Leben aus Gott. Was könnte man darüber nicht alles sagen! Unser Glaube ist ein **wunderbar, göttlich und groß Ding**. Das ist der Gedanke hier: Ihr seid wiedergeboren aus unergänglichem Samen. Das sollen die Christen bedenken, was in ihnen ist, und sich darum nicht widersetzen, sondern dieser innerlichen, himmlischen Kraft des Glaubens sich willig ergeben. In diesem Sinne schließt Petrus dieses Stück, Kapitel 2, 1: „**Also leget ab alles Böse und alle Falschheit und Heuchelei und Neid und alle Verleumdung.**“ Kurz: Legt ab, was wider die Liebe ist; tut, was der Liebe entspricht!

### Abchnitt 3.

#### Kapitel 2, 2—10.

Dieser Abschnitt schließt sich eng dem Vorhergehenden an. In diesem Stück liegt der **Begriff des Wachsens**. Vers 2: „**Damit ihr durch dieselbe wachset zur Seligkeit.**“ Das Wachsen in der Heiligung, zu der Petrus vorher ermahnt hat, ist hier gemeint, das Wachsen im Wandel nach Moses und Christi Gebot. Die Seligkeit ist die unbedingte Vollendung, die Vollkommenheit in allen Dingen. Von ihr gilt das, was die Offenbarung sagt: „**Sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke (denen sie hier nachjagen mußten) folgen ihnen nach.**“ Auf diese Vollendung hin geht des Christen Weg, aus der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit, die erst droben sein wird. Diesem vollkommenen Ziel soll der Christ täglich zustreben und mehr

und mehr in sich verwirklichen durch Ablegen alles Bösen und Anlegen alles Guten. Das ist das Wachsen und der Gedanke dieses Teiles.

Damit sie nun auch wachsen können, ermahnt Petrus die Christen: **„Seid begierig wie neugeborene Kindlein nach der vernünftigen, unverfälschten Milch, damit ihr durch dieselbe wachset zur Seligkeit.“** Hierin liegen mehrere Gedanken. Erstens hält Petrus den Christen ein Bild vor, das Bild des neugeborenen Kindes. Der Gedanke ist nicht der, daß sie, die Christen, die neugeborenen Kinder sind, sondern es ist von dem leiblich neugeborenen Kind zu verstehen. Zum andern: Das neugeborene Kind muß wachsen, aber es wächst nicht von selber, sondern nur dann, wenn ihm vernünftige Milch, und das ist die reine, unverfälschte Milch, gereicht wird. Unreine, verfälschte Milch ist unvernünftige Milch, weil sie das Wachstum verhindert. Auch der Christ wächst nicht von innen heraus, sondern sein Wachsen ist auch von außen her bedingt. Er bedarf zum Wachsen einer vernünftigen, d. h. unverfälschten Milch. Da aber sein Wachsen ein geistliches ist, so muß auch die Milch eine geistliche sein. Welche? Das Evangelium. Dies bestätigt Petrus mit den folgenden Worten: **„Sintemal ihr geschmeckt habt, daß der Herr gütig ist.“** Das unverfälschte Evangelium ist die vernünftige Milch für den Christen, davon sein Wachsen schlechterdings abhängig ist. Drittens: Seid wie die neugeborenen Kinder nach dieser vernünftigen Milch begierig. Wie ist doch das neugeborene Kind begierig! Sobald es die Flasche sieht, fängt es an zu strampeln, wimmert vor Lust, die Augen bitten flehentlich, das ganze Wesen des Kindes ist jetzt sozusagen auf eine Sache konzentriert, auf seine Milchflasche. Für das Kind existiert jetzt nichts größeres. In derselben Weise, mit derselben Energie und Begierde sollen Christen begierig sein nach der vernünftigen, d. h. unverfälschten Milch des Evangeliums. Damit sie wachsen der Vollkommenheit der Seligkeit entgegen. **„Sintemal (Vers 3) sie geschmeckt haben, daß der Herr gütig ist.“** Gerade darum ist das Kind so begierig nach der Flasche, weil es geschmeckt hat, wie gut die vernünftige Milch in derselben ist. Und gerade darum, weil die Christen doch schon geschmeckt haben, wie gut die vernünftige Milch des Evangeliums ist, sollen sie desto mehr darnach begierig sein. Ihr habt doch schon diesen wunderbaren Trank erfahren. Darum langt desto eifriger zu.

In dem Folgenden, beginnend mit Vers 4, liegt es nahe, wie das auch von einigen Gelehrten geschehen ist, eine Abhandlung über

die Lehre von der Kirche zu finden. Das ist verkehrt. Von nicht wenigen werden die apostolischen Briefe, auch der vorliegende, so angesehen, als seien sie Schriftstücke ohne inneren Zusammenhang, ohne einen zielbewußten, klaren, fortschreitenden Gedankengang, nur gemacht, um über jedes Lehrstück den Gemeinden ein Wort zu sagen, in der Ordnung, wie sie gerade dem Schreiber eingefallen sind. Die heiligen Apostel haben nicht daran gedacht, daß sie für die verschiedenen Lehrstücke eine *sedes classica* schaffen wollen.

Es ist gewiß, daß sich in jedem Briefe eine Absicht findet, die den Brief veranlaßt und durch einen klaren mit Argumenten durchwebten Gedankengang erzielt wird. Man muß das von den Aposteln erwarten, die vom Heiligen Geist, der nicht ein Gott der Unordnung, sondern ein Gott der Ordnung ist, erleuchtet waren, die selbst auf deutliche Rede drängten und durch jahrelange Amtsführung wohl befähigt waren, ordentlich zu reden und zu schreiben.

Es muß das auch der erste Grundsatz jeder Exegese sein, den klaren Zusammenhang, den Gedankengang zu finden.

Daß der Gedankengang eines Briefes von manchen nicht gefunden wurde, vielmehr der Brief in ihnen den Eindruck erweckte, als sei er ein fast willkürlich zusammengesetztes Schreiben, allerdings voll köstlicher Aussprüche über dies oder jenes Glaubensstück, aber doch immerhin ohne Ordnung zusammengestellt, das mag seinen Grund in einem doppelten Fehler beim Studieren eines Briefes haben. Erstens: Es ist mancher stark dogmatisch eingestimmt, d. h. bei ihm ist eine starke Vorliebe für ein scharfes Systematisieren des ganzen Lehrkomplexes, wie es uns von den Dogmatikern des 17. Jahrhunderts her bekannt ist, vorherrschend. Er liebt die intellektuelle Arbeit, die im scharfen Abgrenzen der Begriffe und im logischen Aneinanderreihen der Lehrstücke liegt. Ein solcher wird, durch sein Interesse beherrscht, die Schrift lesen. Er wird nach Zeugnissen und klaren Aussprüchen über bestimmte Lehrstücke forschen. Selbst unbewußt wird immer das dogmatische Interesse in ihm, vorherrschend sein, so daß, wenn er die Schrift liest, er denken wird: Hier redet der Apostel von dieser, dort von jener Lehrsache. Selbst ein leiser Anflug an irgendein Lehrstück wird ihn verleiten, an irgendein Lehrstück zu denken. So wird ihm zuletzt der Brief zu einer Sammlung von Aussprüchen über die verschiedenen Lehrstücke. Der Eindruck des großen Ganzen geht ihm verloren. Zweitens: Eine Erkenntnis-methode, in der sich unser Erkennen sonst nie vollzieht, wird oft beim

Studium eines Briefes angewandt. Unsere Erkenntnis vollzieht sich immer vom Ganzen aus auf das Einzelne. Zuerst sehen wir die ganze Landschaft, die vor uns ausgebreitet liegt; erst nach und nach kommen die einzelnen Dinge, die in der Landschaft vor uns liegen: ein Baum, ein Zaun, ein Haus usw., zum Bewußtsein. So vollzieht sich unsere Erkenntnis vom Ganzen auf das Einzelne. Nach dieser Erkenntnisweise, auf die wir eingestellt sind, muß man auch versuchen, einen Brief aus der Schrift zu verstehen. Man muß zuerst das Ganze ansehen. Nachdem man sich an Hand einer guten Grammatik und eines guten Lexikons eine genaue Übersetzung angefertigt hat, muß man dieses Ganze immer und immer wieder durchlesen. Nach und nach werden dabei die einzelnen Besonderheiten im Briefe hervortreten und uns zum Bewußtsein kommen. Der einzelne Gedanke, Ober- und Untergedanke, wie der Schreiber sie beabsichtigte, wird uns klar werden; der eine wird sich an den andern reihen und mit dem andern verbinden, wie der Schreiber es wollte, bis schließlich das ganze große Gedankenetz klar vor uns liegt. Das ist die gesunde, natürliche Weise, um zu einem Verständnis eines Briefes zu gelangen. Aber vielfach geht man ganz anders vor; man will vom Einzelnen auf das Ganze kommen. Man beginnt mit dem Vers, zerlegt ihn in Worte und sucht den Sinn derselben festzustellen. Nachdem dies getan ist, stellt man die Verse zu einem Ganzen zusammen. Man setzt so die Worte, die Verse und zuletzt auch die Kapitel zusammen. Man stößt dabei auf allerlei Schwierigkeiten; es will nicht passen. Man sucht die Schwierigkeiten durch allerlei Notbehelfe zu überbrücken. Trotz aller Mühe gewinnt man nur ein gründlich zerhacktes Machwerk, bei dem jeder Zusammenhang zerstört worden ist. Die Methode war eben falsch.

In dem vorliegenden Stück (2, 4f) fällt Petrus nicht in die Lehre von der Kirche, sondern trägt den Gedanken, der ihm nun vorliegt, unter einem andern Bilde vor. Vers 4—5: „Zu welchem gekommen als dem lebendigen Stein, von den Menschen zwar verworfen, aber bei Gott auserwählt köstlich, erbaut euch auch ihr selbst als lebendige Steine als ein geistlich Haus, zu einer heiligen Priesterschaft, opfernd geistliche Opfer, angenehm Gott durch Jesum Christum.“ Der Gedanke des Wachsens liegt hier klar vor. Nebenbei bemerkt, wenn hier der Apostel unter dem geistlichen Hause von der Kirche reden würde, dazu die Christen sich erbauen sollen, was sind sie, die doch schon als lebendige Steine zu Christo gekommen sind, denn

bis dahin gewesen? Nicht Kirche, zwar Christen, jedoch nicht Kirche. Das ist wider die Schrift. Sie sind durch ihren Glauben Kirche. Da sie nun zu dem, was sie schon sind, sich nicht mehr erbauen können, so redet Petrus mit dem „geistlichen Hause“ nicht von der Kirche, vielmehr verwendet er die Ausdrücke: lebendige Steine, geistlich Haus, dazu, um den Gedanken des WachSENS weiter auszuführen. Dieser liegt bereits in dem Wort „erbauen“. Denn erbauen heißt: das passende Material suchen, finden, beschaffen, zusammentragen, auf das Vorhandene legen, verbinden und dadurch mehr und größer werden. Erbauen ist wachsen. Sich selbst erbauen, und hier natürlich geistlich gemeint, heißt: aus Gottes Wort das rechte Material suchen, zusammentragen, dem schon Vorhandenen hinzufügen. Es ist das Wachsen. Das selbe ist ausgesprochen in dem „lebendigen Steine“ und in dem „geistlichen Hause“. Der Unterschied liegt nicht in der Art, denn der lebendige Stein ist auch geistlich, sondern in dem **Grade der Vollkommenheit**. Lebendig und geistlich sind identische Begriffe. Der Nachdruck liegt auf Stein und Haus. Der Unterschied ist im Grade der Vollkommenheit. Der Stein ist schon ein gut Ding, tüchtig und brauchbar, aber erst das Haus ist fertig, vollkommen. Sie, die Christen, zwar lebendige Steine, aber noch darin sehr unfertig, sollen sich erbauen, daß sie ein geistlich Haus werden, in dem sie selbst als geistliche Priester walten und geistliche Opfer bringen, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum. Dann sind sie vollkommen. Petrus hat in anderer Weise vom Wachsen des Christen geredet. Es ist das Wachsen zur Seligkeit.

In dem Folgenden zitiert Petrus wieder den Propheten Jesaias (28, 16) und legt ihn aus: **„Denn es heißt in der Schrift: Siehe, ich setze in Zion einen Stein, einen auserwählten, köstlichen Eckstein; und der an ihn glaubt, wird nicht beschämt werden.“** Auf den Schluß dieses Zitats kommt es Petrus an. Er führt dieses an als **Ermunterung** zu dem sich erbauen. Wer an ihn glaubt, wird nicht zuschanden werden. Aus diesen Worten schließt Petrus erstens: **„Guch also, den Glaubenden, Ehre.“** Zum andern: Den Ungläubigen Schande. Nun führt er dieses weiter aus. **„Den Ungläubigen aber, der Stein, den die Bauleute verworfen haben, dieser wird zum Eckstein und Stein des Anstoßes und Fels des Ärgernis, die sich stoßen an dem Wort, indem sie nicht glauben, wozu sie auch gefest sind.“** Den Ungläubigen wird dieser Stein zu einem Stein, an dem sie beständig Anstoß nehmen, an dem sie beständig ärger werden, indem ein immer

tieferer Haß sie gegen ihn erfüllt, der sich darin kundgibt, daß sie ihn, besonders als Erlöser durch sein Blut, leugnen, ihm widersprechen, ihn hinwegdisputieren, verspotten und verfluchen. Das ist eine Schande, denn so handeln sie und vergelten sie die Liebe Christi. Sie müssen auch immer tiefer in dies lästerliche Spotten fallen. Aber sie werden auch sonst zum Spott mit ihren lästerlichen Theorien: Der Eckstein bleibt unverrückt fest; sie aber müssen immer wieder erfahren, wie ihre Theorien zusammenbrechen. Und dazu kommt über sie die schwere Hand Gottes hier und einst. Zu dieser ganzen Schande sind sie gesetzt; Gott schlägt sie so in seinem Zorn. Gott richtet sie, weil sie seinem Wort nicht glauben wollten. Sie sind nicht dazu gesetzt, daß sie nicht glauben, sondern, weil sie nicht glauben, dazu, daß sie tiefer sinken, sich lächerlich machen und den Zorn Gottes schmecken. Das ist das Gericht der Verstockung. Hierauf kommt Petrus auf die Ehre derer, die da glauben: „Ihr aber (Vers 9) seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das zum Eigentum gemachte Volk, daß ihr verkündiget die Tugenden des, der euch berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht. Die ihr einst nicht Volk, nun aber Gottes Volk seid, einst nicht begnadet, nun aber begnadet.“ Die Benennungen, mit denen Petrus hier die an Christum Glaubenden benennt, sind wieder dem Alten Testamente entnommen: 2. Moße 19, 6; 5. Moße 7, 6; 14, 2. Dort gelten sie dem Volke Israel, hier und in weit tieferem Sinne dem wahren Volk Gottes aus allen Völkern, den Gläubigen. Welch eine Ehre für die Gläubigen! Welch eine Wendung durch den Glauben! Vorher nicht ein Volk, nun aber Gottes Volk; vorher nicht begnadet, nun aber begnadet. Das ist der Gläubigen Ehre. Das alles hält Petrus den Christen vor, sie zu ermuntern, daß sie sich fleißig erbauen, vom lebendigen Stein zum geistlichen Hause, daß sie wachsen durch die vermünstige Milch zur Seligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

W. S ö n e d e.



## Zur Lehre von der Erziehung.

### 2. Die Lehre vom Unterricht.

Die Lehre von der Erziehung hat zwei Theile:

1. Die Lehre von der Erziehung im engeren Sinne oder von der Zucht.

Das Wort Zucht, wie es Luther braucht, ist gleichbedeutend mit Erziehung. Im neueren Deutsch wird es vielfach gleichbedeutend mit Disziplin und hat darum eine unangenehme Nebenbedeutung, man denkt dabei an züchtigen. Gegenwärtig braucht man daher für die Erziehung im engeren Sinne das Wort Leitung oder Führung der Kinder. Das ist dann eine buchstäbliche Übersetzung des griechischen Wortes Παιδαγωγία.

2. Die Lehre vom Unterricht.

Begrifflich lassen sich ja diese beiden Theile einigermassen scheiden, aber in der Praxis kommen sie beide zusammen vor, d. h. es gibt keine Führung der Kinder, ohne daß ein gewisser Unterricht damit verbunden ist, wobei aber nicht immer an Schulunterricht zu denken ist; ebensowenig gibt es Unterricht, der nicht in irgend einer Weise erzieherisch wirkt. Wenn wir nun hier vom erziehenden Unterricht reden, so verstehen wir darunter einen solchen, der sich es zur besonderen Aufgabe macht, die erzieherische Wirkung des Unterrichtes scharf zu betonen und sie nicht zufälligen Anwendungen zu überlassen, die die Kinder etwa selber machen.

Nämlich nach der Auffassung der meisten Menschen und auch sehr vieler Lehrer ist die Hauptsache beim Unterricht, daß die Kinder etwas lernen, und dieser richtet sich deshalb beinahe ausschließlich an den Verstand. Da wäre dann der beste Lehrer der, der den Kindern auf die leichteste Weise die notwendigen Kenntnisse beibringt. Der erziehende Unterricht aber verlangt viel mehr. Er fordert, daß der Lehrer beim Unterricht sich nicht auf die Ausbildung des Verstandes und die Erwerbung von Kenntnissen beschränkt, sondern daß er die ganze Seele des Kindes ergreift, also stets auch die Gemüths- und Willensbildung im Auge behält, denn nur ein solcher Unterricht kann das Kind wirklich bilden und dauernde Frucht schaffen.

Zugleich fordert der erziehende Unterricht, daß die Stoffe, die dem Kinde zugeführt werden, ein abgerundetes Ganzes bilden, dessen einzelne Teile in Beziehung zu einander stehen, und dessen Mittelpunkt die Religion bildet, welche diese Stoffe zur Einheit zusammen schließt und das rechte Licht auf dieselben fallen läßt. So wird der ganze Gedankenkreis der Kinder im Unterricht durchgearbeitet, und sie gelangen zu einer festen, in sich geschlossenen christlichen Welt- und Lebensauffassung.

Die Unterrichtsstoffe aber werden den drei Kreisen, in die das Kind hineingeboren wird, entnommen, nämlich Kirche, menschliche Gesellschaft und Natur, denn in diesen drei Kreisen soll das Kind dereinst als Erwachsener seinen Beruf ausführen und muß deswegen auf diesen drei Gebieten genügend orientiert sein. Wird eins von diesen Gebieten nicht berücksichtigt, so kann von einer wirklichen Bildung nicht die Rede sein, sondern sie wird immer einseitig und verkümmert bleiben. Deshalb ist der erziehende Unterricht so überaus wichtig, und gerade hier liegen für unsere Schulen die Wurzeln ihrer Kraft. Denn die Public Schools können, weil ihnen das Evangelium fehlt, keine echte Bildung vermitteln, aber unsere Schulen dürfen, wenn sie nicht einseitig werden wollen, den Unterricht über die menschliche Gesellschaft einschließlich des Staates und über die Natur, in der die Kinder leben, und von der sie vielfach abhängig sind und beeinflusst werden, nicht veräußen.

Unterscheidet sich nun der erziehende Unterricht von dem nicht-erziehenden schon in der Auswahl des Stoffes und in der Gliederung desselben, so ist dasselbe der Fall bei der Unterrichtsmethode. Er dringt beim Unterricht immer auf die Sache, wie das schon Luther so energisch betont hat, und verwirft den sogenannten Verbalismus, der die Kinder mit bloßen Worten abspeißt, und führt sie immer auf die Sache hin nach dem alten Grundsatz: Erst die Sache, dann das Wort. Er sieht deswegen keinen Nutzen im bloßen Auswendiglernen von Definitionen und allgemeinen Sentenzen oder Maximen sowie Regeln, wenn dieselben nicht zuvor aus Beispielen und dem Konkreten und Bekannten abgeleitet sind, wie wieder Luther so eindringlich einschärft nach dem alten Grundsatz: Vom Konkreten zum Abstrakten, vom Besonderen zum Allgemeinen, von dem Einzelfalle zur Regel. Ferner dringt der erziehende Unterricht darauf, daß alles Lernen von der Anschauung ausgehe. Anschaulich heißt hier sinnfällig und wird nicht nur von Gesichtsanschauung, sondern auch von

Gehöransschauung, Geschmacks- und Geruchsanschauung sowie von Empfindungen gebraucht. Es ist nun einmal so, daß wir alle Eindrücke der Außenwelt, auch von unseren Mitmenschen, nur durch die Sinne wahrnehmen, und deswegen ist die Ausbildung unserer Sinneswerkzeuge von so großer Wichtigkeit. Nur das Angesehene macht auf die Kinder einen tiefen Eindruck und führt ihnen einen großen Kreis von Vorstellungen zu, durch die das Geistesleben außerordentlich bereichert wird.

Weiter aber verlangt der erziehende Unterricht, daß die sogenannten Anschauungsstoffe denkend durchgearbeitet werden, damit sie klar aufgefaßt und zum Verständnis erhoben werden. Dabei legt er das größte Gewicht darauf, daß die Kinder das Dargebotene selbsttätig erfassen und sich innerlich aneignen, denn nur das, was innerlich ergriffen ist, hat bildenden Wert, wie ja auch im Leiblichen nicht das, was die Kinder hinunterschlucken, ihnen Nahrung und Stärkung gibt, sondern das, was von ihnen assimiliert, das ist verdaut wird.

Anderere ihnen eingepropfte Kenntnisse bleiben mehr oder weniger toter Ballast, der von ihnen bald wieder ausgeschieden wird, ohne ihnen zu nützen.

Der erziehende Unterricht besteht aber auch auf sorgfältige Einprägung des Gelernten und zwar dem Anfange nach unter Leitung und Mitarbeit des Lehrers, denn die Kinder können sich das einmal Durchgenommene nicht selbst einprägen, weil sie zu schwach sind. Der Lehrer muß es ihnen einprägen, damit sie nicht etwas Unklares oder Falsches lernen. In den unteren Klassen ist deshalb die Einprägung im Unterricht selbst vorzunehmen; wenn die Kinder reifer werden, braucht man allmählich nur den Anfang zu machen, damit man sicher ist, daß alles richtig wird. Die Vollendung aber darf man mehr und mehr den Kindern selbst überlassen. Zu der Einprägung aber muß die Übung hinzukommen, die durch eine vielseitige Anwendung geschieht, wodurch die Kinder dann den Unterrichtsstoff beherrschen lernen, soweit er in ihrem Gesichtskreise liegt.

Dadurch werden sie fest und sicher in ihrem Wissen und erlangen dann das Gefühl des Könnens, das ihnen zur Freude gereicht und sie mit Lust zum Lernen erfüllt.

So richtig es nun ist, daß aller Unterricht von der Anschauung ausgehen muß, so darf doch nicht übersehen werden, daß es noch eine andere Art von Anschauung gibt außer der, die unmittelbar auf

sinnlicher Wahrnehmung beruht, die wir zum Unterschiede die geistige Anschauung nennen können. Denn alles Abstrakte und Ideelle kann nicht sinnlich angeschaut werden. Hierher gehören die sittlichen, ästhetischen und religiösen Dinge, die doch gerade die allerwichtigsten für die Erziehung sind; und dieser Punkt muß besonders nachdrücklich betont werden, denn es gibt heute Lehrer und zwar solche, die sich für die Allerfortgeschrittensten halten, die dieses nicht beachten. Die Folge ist, daß die Schüler, weil sie so in den Sinnesanschauungen stecken bleiben, zu der Ansicht kommen, als ob außer diesen nichts existiere, oder wenn es existiere, daß es doch von sehr untergeordneter Bedeutung sei, worauf weiter nichts ankomme. So wird in ihnen eine ganz materialistische Anschauung erzeugt. Dies ist auch die Ursache, warum so manche Naturwissenschaftler sich einbilden, daß das, was sie nicht sinnlich wahrnehmen, was sie nicht messen und wägen können, nicht existiere, und daß sie darum das Geistige und Religiöse nicht aufzufassen und zu würdigen verstehen. Diese geistigen Anschauungen können nur vermittelt werden durch das Wort. Zum Beispiel Gott, Gnade, Liebe kann nur den Kindern zur Anschauung gebracht werden durch das Wort, aber in dem Worte hat der Lehrer ein Mittel, wodurch er gerade diese hohen Dinge und diese hohen Vorstellungen den Schülern sehr deutlich und anschaulich machen kann. Dasselbe ist der Fall bei der geschichtlichen Darstellung und überhaupt immer da im Unterricht, wo es sich um rein geistige Dinge handelt. Wie das im einzelnen zu machen ist, zeigt die spezielle Unterrichtslehre. Nur darauf sei hier kurz hingewiesen, daß die Darstellung durch Worte im Unterricht von der allerhöchsten Wichtigkeit ist. Denn, wenn der Unterricht richtig fortschreitet von der Sachbetrachtung zum Wort, so verbindet sich das Wort so genau mit den Sachvorstellungen, daß das eine das andere sicher reproduziert. Sagt man nun den Kindern das Wort, so werden die dazu gehörigen sachlichen Gedanken sofort in die Vorstellung zurückgerufen, und sie erhalten eine geistige Anschauung; und nicht nur das, sondern durch die Worte werden die Einzelanschauungen der Kinder in die richtigen Beziehungen zu einander gesetzt. Durch die Wortreihen werden Sachreihen in den Vorstellungen der Kinder wach gerufen, und so werden die Kinder zum Denken angeleitet. Wie fruchtbar das ist für die Bildung der Kinder, wird jeder leicht sich ausmalen können.

## Wie sieht es gegenwärtig in Deutschland aus?

(Fortsetzung und Schluß.)

Und mag man den Begriff Volkskirche\*) sonst fassen wie man will, immer bedeutet er eine Allweltskirche, in welcher man bewußter- und beabsichtigerweise einen großen Teil der offenbar ungläubigen und falschgläubigen Kinder dieser Welt neben offensibaren Christen als vollwertige Glieder aufnimmt und ihnen neben den letzteren Sitz und Stimme gibt, und zwar nicht nur in der Masse der Urwähler, sondern auch in den Vorständen, Vertretungen, Synoden, im regierenden Landeskirchenregiment und in der Exekutive. Das ergibt ja einen ganz unwarhen und widerspruchsvollen Begriff der Kirche und einen Körper, der den Tod in sich trägt. Die Schrift kennt nur einen Kirchenbegriff: Gemeinde der Heiligen, Christi Leib; ebenso unser Bekenntnis. Dieser sind wohl de facto äußerlich gewöhnlich Nichtchristen beigemischt; aber sie sind um deswillen noch nicht Glieder der Kirche, sondern sind im äußerlichen Haufen der Christen, wie die Spreu unter dem Weizen, wie Speichel, Eiter und Unrat im menschlichen Leibe. Immer redet Paulus die Glieder der Kirche als Heilige, Gläubige, Gottgeliebte, Auserwählte, Berufene (effektiv Berufene) an, nie als Haufen von Gläubigen und Ungläubigen, auch nicht im Galaterbrief, wo in dem „ihr habt Christum verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt“ — 5, 4 —, der Relativsatz hypothetisch gemeint ist, wie Vers 10 zeigt. Das ist ja nach der Liebe geredet, welche, da wir niemandem ins Herz sehen können, jeden für einen Christen nimmt, der sich zu Christo bekennt und nicht das Gegenteil durch seinen Wandel beweist. Dabei ist jedoch der schriftgemäße Kirchenbegriff „Gemeinde der Heiligen“ streng festgehalten. Wer aber Christum nicht bekennen will, oder durch Wort oder Wandel als Unchrist offensibar ist, den kann auch die Liebe nicht für einen Christen halten, ohne unwarh zu werden, den will die Schrift aus der Gemeinde hinausgetan wissen, 1. Kor. 5, 11—13; 2. Kor. 6, 14 ff. Wie Paulus geschlossene Ortsgemeinden gründete, das steht Akt. 19, 9: „Da aber etliche verstoff waren und nicht glaubten und übel redeten von dem

---

\*) Vergleiche hierzu in den „Kirchengeschichtlichen Notizen“ den Artikel Herrn Dr. Amelungs im Ev.-Luth. Volksblatt.

Wege vor der Menge, wich er von ihnen und sonderte ab die Jünger.“ So ist bei der äußeren Kirchenbildung von dem Begriff „Gemeinde der Heiligen“ auszugehen und niemand in die Kirche aufzunehmen, der nicht in Wahrheit nach der Liebe als Christ angesehen werden kann, dessen Unglauben irgendwie offenbar ist. Wir werden auch dann noch nicht alle Ungläubigen von dem äußeren Gausen der Christen fernhalten; aber bekommen wir trotz aller Treue in der Aufnahme dennoch Unchristen in die Gemeinde hinein, so haben wir das nicht zu verantworten, weil wir hier nicht nach unserm Gutdünken, sondern nach Gottes Wort gehandelt haben, das zwar das Fragen nach dem persönlichen Bekenntnis aller, die sich Brüder nennen lassen wollen, und den Ausschluß aller, die böse sind, von uns fordert, aber uns nicht zu Herzensrichtern macht. Das erhält die Kirche tüchtig.

In diesem Stück versehen es die Führer im Neubau der deutschen Kirche gründlich. Die meisten oder alle wollen eine Bekenntnis-Kirche; das heißt aber beileibe nicht eine Kirche, in der jeder einzelne sich zu einer bestimmten Form des christlichen Glaubens bekennen muß, sondern eine Kirche, für welche das Kirchenregiment, das aus der alten Staatskirche her in der Übergangszeit noch am Ruder oder doch an Stelle dieses getreten ist, ein mehr oder minder christliches, rechtes oder falsches, engherziges oder weitherziges, lutherisches, reformiertes oder unionistisches oder liberales, d. h. ungläubiges Bekenntnis offiziell diktiert, ohne das Kirchenvolk selbst in jedem stimmfähigen Gliede sich aussprechen zu lassen. In den alten preußischen Provinzen ist es ja wie in andern Ländern Deutschlands zu einer verfassunggebenden Versammlung gekommen, der auch die Aufstellung eines Bekenntnisses für die betreffende Provinz- oder Landeskirche oblag. Sie ging dort aus Urwahlen hervor, die stark durch Agitation vonseiten der positiven Pastoren beeinflusst wurden. Aber auch hier handelte es sich um keine bestimmteren Gegenstände als die von positiv und negativ, christlich und liberal, in lutherischen Ländern wie jetzt in Sachsen, um lutherisch und liberal, wobei aber das lutherisch praktisch auf ziemlich weitherzigen Unionismus hinauskommt. Nirgends wußte das christliche Volk genau, wofür es stimmte; die Formulierung des Bekenntnisses wurde wie die gesamte Kirchengesetzgebung der konstituierenden Versammlung überlassen. Ist die Verfassung mit dem Bekenntnis fertig, so wird sie proklamiert, ohne erst den einzelnen Gemeinden oder gar Individuen zur Annahme vorgelegt zu werden, und ist damit — falls die Obrigkeit sie ratifiziert —

Kirchengefeh. Wer nicht damit übereinstimmt, kann austreten; wer nicht austritt, ist Gemeinde-Kirchenmitglied, er mag für seine Person glauben, was er will. Nur für die allergrößten Arten von Irrlehren und Ärgernissen ist in etlichen lutherischen Verfassungen Raum für die Zucht gelassen, während in unionistischen und liberalen Ländern jeder Irrlehre grundsätzlich Tür und Tor geöffnet und jede Lebenszucht ausgeschloffen ist. Von positiver Seite wird der Umstand stark betont, daß die Christusfeindliche Kirchaustrittsbewegung verhältnismäßig geringe Resultate aufzuweisen hat (bisher eine Viertelmillion in ganz Deutschland). Das sei ein Beweis für die tiefchristliche Gesinnung der Masse des deutschen Volks. Welch eine Verblendung! Wozu soll denn ein Ungläubiger aus der Kirche austreten, wenn er — von altersher als Christ geltend — innerhalb der Kirche vollkommen Raum für seinen Unglauben findet! Da die Kirche nun einmal auf das gesamte gesellschaftliche Leben der Jetztzeit einen bedeutenden Einfluß hat, die Zugehörigkeit zu ihr immerhin den Stempel einer gewissen Ehrbarkeit, Anständigkeit, nationaler Gesinnung und den Schein eines Anrechts auf den Himmel mit sich führt, sehen viele Ungläubige und sittlich Fragwürdige in ihr eine bequeme Herberge, zumal die Masse der Kirchenfeinde aus dem sittlich verkommeneu sozialdemokratischen Pöbel besteht. Nicht für den christlichen Sinn der deutschen Volksmasse, sondern für die Untreue, den Abfall von Gottes Wort und Evangelium, für das Verderben der deutschen Kirche sind die verhältnismäßig geringfügigen Zahlen der Kirchaustritte Beweis. Sie sprechen der deutschen Kirche das Verdammungsurteil. Auch die neugebildete deutsche Landeskirche ist durchweg g r u n d s ä t z l i c h eine Behausung von reinen und unreinen Geistern, weil sie V o l k s k i r c h e ist.

Die Volkskirche schließt den grundsätzlichen Lehrunionismus mit in sich. Die grundsätzliche Gleichberechtigung von offenbarem Unchristentum mit dem Christentum, von falscher und rechter Lehre in der Kirche kann nur aus Ungehorsam und Untreue gegen Christum und sein Wort, aus Gleichgültigkeit gegen die große Sache des Herrn bei den Kirchenbaumeistern kommen. Sie ist unbewußter Verrat an Gott und der Kirche. Wo diese Gesinnung herrscht, hat auch das Bestreben der Reinerhaltung der Lehre keinen Raum. Sie gibt auch den akademischen Lehrstuhl, die Kanzel und das theologische und kirchliche Blatt, das ganze kirchliche Kostüm dem Irrtum, der falschen Lehre preis. Es ist überflüssig, hier von den ausgesprochen unierten

Kirchen Deutschlands zu reden. Jedermann weiß, daß in ihr der Liberalismus auch im schärfsten Gegensatz zum Evangelium Heimatsrecht hat und in Zukunft haben wird. Aber auch in den neuen „lutherischen“ Landeskirchen ist es nicht wesentlich, wenn auch dem Grad der Toleranz nach anders. Auch hier stehen der unlutherischen und unchristlichen Lehre Tor und Tür offen. Unionismus und Volkskirchenbildung sind Kinder einer Mutter: des Indifferentismus, der Gleichgültigkeit und Lauigkeit in Sachen des göttlichen Wortes und seines Reichs. Nachdem man die Heilige Schrift, das geoffenbarte Wort Gottes als absolute und einzige Norm des Christlichen hat fahren lassen und der Subjektivismus in Theologie und Kirche zur Herrschaft gekommen ist, erscheint dem deutschen Kirchmann jedes ernste Halten ob der gesunden Lehre, jede entschiedene Abweisung der kirchlichen Gemeinschaft mit dem, was man doch selbst für Irrtum hält, als toter Orthodoxyismus, als pharisäische Befestigkeit und unchristliche Lieblosigkeit.

Es ist eine zunächst auffällige, aber schließlich doch wieder ganz naturgemäße Erscheinung, daß man gerade in den positiven unierten und lutherischen Kreisen Deutschlands vielfach auf eine anscheinend intensive persönliche Frömmigkeit und christliche Liebestätigkeit stößt, die unwillkürlich einen beschämenden Eindruck auf einen amerikanischen Christen macht. Die Sache erklärt sich aber ganz einfach aus der Verschiedenheit der deutschen und amerikanischen äußeren Verhältnisse. In Amerika war bisher wenig Bedürfnis für christliche Liebesbetätigung, weil es verhältnismäßig wenig Armut und leibliches Elend, selbst viel weniger Krankheit, Krüppelhaftigkeit, Waisentum und dergleichen gegeben hat als in Europa. Selbst des aus der Unsitlichkeit entspringenden Elends ist hier viel weniger, weil bei uns, besonders im Westen, und gerade auf dem Lande, noch verhältnismäßig primitive und reine gesellschaftliche Zustände herrschen. Die Tätigkeit der amerikanischen-lutherischen Christen war bisher vorwiegend auf den äußeren und inneren Aufbau der Kirche gerichtet, die hier nur im entschiedenen Gegensatz gegen das ungöttliche Weltwesen, den ausgesprochenen Unglauben, das aggressive Sektentum und das um sich greifende Logentum Fuß fassen, gedeihen und wachsen kann. In Deutschland ist es genau umgekehrt. Die Kirche war festetabliertes Staats- und Volksinstitut, vom starken Arm der Obrigkeit und von der öffentlichen Meinung getragen. Die Fürsorge für ihr Bestehen, für ihr Wachstum nach außen und ihren Aufbau war



nicht Sache des Kirchenvolks und des gewöhnlichen Pastors. Die blieb den staatlichen höheren Kirchenbeamten überlassen; daher die für uns amerikanische Christen schier unbegreifliche Interesselosigkeit, Unmündigkeit und Untätigkeit des christlichen Laien- und gewöhnlichen Pastorenelements auf dem kirchlichen Gebiet. Ganz naturgemäß wendete sich das lebendige Christentum in Deutschland, das nun doch einmal nach Betätigung strebt, auf das übergroße leibliche, geistliche und sittliche Elend im Volk, das sie rings umgab, und rief das große Werk der sogenannten Inneren Mission, durch Männer wie Wichern, Fliedner, Löhe, Bodelschwingham und andere hervor, das heute durch die ganze deutsche Kirche geht und vornehmlich ihr das Gepräge der Frömmigkeit ausdrückt. In neuerer Zeit ist nun noch die Gemeinschaftsbewegung dazugekommen, die, sehr gleichgültig gegen das Bekenntnis oder die Reinheit der Lehre, schier ausschließlich auf persönliche Befehrung, ein lebendiges Glaubens- und Gebetsleben, und auf etwas schwärmerische Gemeinschaftspflege und Heiligung dringt. — Beide Frömmigkeitserrscheinungen haben die Gleichgültigkeit gegen die Reinheit des Evangeliums mit einander gemein.

Nun haben wir bisher kirchlich eifrigen und orthodoxen, aber in der Liebesübung wenig tätigen Lutheraner Amerikas den gegen die Reinheit der Lehre stark indifferenten, aber in der Nächstenliebe eifrigen, auch den bekehrungseifrigen Christen Deutschlands in Bezug auf die Echtheit ihres Christentums nichts vorzuwerfen. Sind sie in der Gefahr, Pharisäer der Liebestätigkeit zu werden, so sind wir in Gefahr, Pharisäer der Orthodoxie zu werden. Aber es handelt sich hier um die Frage, ob die Kirche Deutschlands in dieser Zeit ihrer Seinsuchung, wo sie sich äußerlich neu zu gestalten hat, in dem alten liederlichen Schlendrian der Lehre und der Zucht, in dem sie bisher gelegen hat, fortfahren und langsam der Auflösung und dem Tode entgegen und im Unglauben zugrunde gehen, oder ob sie eine Wiedergeburt im Sinne des reinen Evangeliums erleben, oder ob sie dem schwärmerischen Gemeinschaftswesen und damit schließlich dem kalvinistischen englischen und amerikanischen Christentum und Sektentum, oder ob sie endlich dem Papsttum wieder anheim fallen soll. Und die in Deutschland vorhandene Frömmigkeit, die Liebes- und Missionstätigkeit bringt jene gesunde Wiedergeburt nicht zuwege. Nicht Liebestätigkeit, sondern das Wort ist der Same, aus dem Kinder Gottes geboren werden. Die Missionstätigkeit im Sinne der modernen positiveren oder liberaleren Theologie, kann die Kirche

nicht andersmachen, als sie bisher gewesen ist, und aus der Gemeinschaftsbewegung und ihrer evangelisierenden Tätigkeit kann nichts anderes als schwärmerische Sektirerei werden, es sei denn, daß sie in gesunde lutherische Bahnen gelenkt wird. Nur eins sichert der deutschen Kirche eine wahre und gründliche Wiedergeburt: die rückhaltlose Umkehr zum Evangelium Luthers, Pauli, Christi, der Schrift. Es ist uns keine andere Gotteskraft zur Seligmachung von Juden und Heiden, zur Rechtfertigung, Befehrung und Heiligung der in der Sünde ertrunkenen und verlorenen Welt gegeben. Dies Evangelium ist nur insoweit Gotteskraft, als es rein und ganz gepredigt wird. Nicht jede gebrechliche Darstellung, nicht jedes Abtun von demselben und Zutun zu demselben zerstört schon seine seligmachende Kraft, aber auch die geringste Verfehrung schädigt sie. Und die Gleichgültigkeit gegen die Verfehrung, der Unionismus, die kirchliche Verbrüderung mit solchen, die an falscher Lehre festhalten, ist nicht nur Untreue gegen den gnädigen Gott, sondern sie schreitet auch allmählich immer weiter fort, gibt immer eine Lehre nach der andern preis, bis sie schließlich mit denen brüderlich zusammensitzt, die das Wesentliche des Evangeliums leugnen und Christum täglich lästern. So ist ja die deutsche Kirche zu ihrem liberalen Element gekommen, das die Masse des deutschen Volkes zuerst in den Unglauben hinein und damit aus den eigenen Kirchen hinausgepredigt hat. Kehrt die deutsche Kirche nicht zum lutherschen Evangelium, zu lutherscher Unterschiedenheit im Bekenntnis, zu lutherscher evangelischer Zucht in Sachen der Lehre und des Lebens zurück, so hat sie die Zeit ihrer Heimsuchung verpaßt und ist dem totalen Verderben geweiht.

Sehen wir endlich auf den Kampf um die christliche Volksschule, so ist auch hier nicht auf einen durchschlagenden Erfolg für die Zukunft der Kirche zu hoffen. Die Reichsverfassung ist, wie wir schon gezeigt haben, in den betreffenden Paragraphen so unklar und dehnbar, daß die Feinde der christlichen Schule, wo sie zahlreich und energisch genug sind, wie in den großen und größeren Städten, sie ohne viel Mühe an die Wand drücken und die weltliche, d. h. die ungläubige und christentumsfeindliche Schule an deren Stelle setzen können. Nun trösten sich zwar die Führer im Kampf für die christliche Schule der Tatsache, daß sich das christliche deutsche Volk in großer Zahl für die christliche Schule erhoben hat und sich vielfach in Vereinigungen zusammenschließt, um sie christlich zu erhalten. Aber diese Hoffnung wird sich als trügerisch erweisen. Nur an verhältnismäßig

wenigen Orten wird es zur christlichen Volksschule kommen und an noch wenigeren wird sie bleiben. Die treibenden Energieen der einander bekämpfenden Gegensätze sind allzu ungleich. Die Feinde der christlichen Schule wissen ganz genau, was sie wollen und sind entschlossen, ihr Programm unter allen Umständen durchzusetzen, wenn nötig mit Gewalt. Die Freunde der christlichen Schule wissen nicht genau, was sie wollen und sind nicht bereit, das äußerste an die Erreichung ihres Zieles zu setzen. Es gibt ja eine größere Anzahl von Musern im Streit, die eine großartige agitatorische Tätigkeit entfalten; selbst von einer großen Anzahl von Pastoren und Lehrern läßt sich dies sagen. Viele schreiben, reisen, reden, agitieren und organisieren viel, suchen die christlichen Elemente für die christliche Volksschule zu sammeln und zu stärken; aber das Gros der evangelischen Pastoren und Lehrer und die große Masse des christlichen Volks stehen der Sache allzu kühl und tatenlos gegenüber. So wenig Klarheit und Entschiedenheit bei den ersteren in Bezug auf die Bekenntnisstellung vorhanden ist, so wenig aktive Tatkraft entwickeln sie in der Verwirklichung ihrer Pläne. Sie sind noch bereit, sich auf den Wagen zu setzen und mit der Peitsche zu knallen, aber den Wagen ziehen sollen eben die Anführer. Das ist leider ein schier unveräußerliches Charakteristikum des deutschländischen evangelischen und lutherischen staatskirchlichen Pastors, von dem wir selbst an den freikirchlichen, auch an den mit uns verbundenen, ein ganz Stück wahrzunehmen nicht umhin konnten: viel reden und wenig handeln, viel lernen, denken, studieren, sinnen, träumen, reden, schreiben, lehren, predigen (schier jeder gebildete Deutsche muß ein Buch, jeder Gelehrte ein gelehrtes Buch schreiben, sonst gilt er nicht), aber handeln und tun, ins Werk setzen, selber machen, durchführen, vollenden — das ist nicht seine Sache. Let George do it! Das liegt ja überhaupt in des Deutschen Art — er braucht überall einen Führer —, es ist aber den deutschen Kirchenleuten, Pastoren, Lehrern und dem Volk durch die vierhundertjährige Staatskircherei ganz besonders anezogen. Das Amt forderte nur Routinearbeit und war im übrigen eine Sinecure; nun es um die Existenz und den Neubau von Kirche und Schule geht, wo es selbständig zu handeln gilt, wo die Not das Tun jedes einzelnen Mannes erfordert, versagt die Masse.

Sie wissen nicht einmal, was sie wollen. Man darf nicht vergessen, daß die „Evangelischen“ in Deutschland — dank der „wissen-

schäftlichen“ Theologie. — keine einheitliche, kompakte Masse sind wie die Römische Kirche. Diese weiß genau, was sie will, und setzt es durch. Das wissen die Evangelischen nicht. Ihre Ziele sind auch auf dem Gebiet des Erziehungs- und Schulwesens so verschieden wie ihre „wissenschaftlichen“ Glaubensüberzeugungen und -bekenntnisse. Man braucht nicht erst den Glaubenswirrwarr in den unierten Kirchen Deutschlands ins Auge zu fassen, um die Ziellosigkeit der Agitation für die christliche Schule zu gewahren. Dort hat die gegenwärtige Kirchen- und Brotnot auch so manche bisher liberale Pastoren genügend verpositiviert, daß sie mit den positiven auch in der Schulsache zusammengehen, ohne ihre „wissenschaftliche“ Glaubensüberzeugung wesentlich zu ändern. Ihre Ziele sind aber wesentlich andere als die der wirklich christlichen Pastoren. Sie sind schon zufrieden, wenn die Volksschule nur eine wesentlich christliche Weltanschauung lehrt; oder es genügt ihnen; wenn in der im übrigen „weltlichen“ Schule noch ein „allgemein christlicher“ Religionsunterricht erteilt wird; selbst wirklich positive Pastoren und Lehrer und große Volksteile sind mit dieser Errungenschaft zufrieden, während doch die intensiver christlichen und einsichtigeren den ganzen Erziehungscharakter der Schule intensiv christlich machen möchten. In manchen lutherischen Landeskirchen steht es besser, aber nicht wesentlich anders, wenn man auf das Ganze sieht. Auch dort sprechen bei der Gestaltung der offiziellen Forderungen und bei deren praktischer Verwirklichung die liberaleren und liberalen Elemente überall mit und geben dann, wie jetzt bereits in Thüringen vielfach geschehen ist, im Interesse der Einheitlichkeitschule das Wesentliche des christlichen Charakters der Schule preis. Und man muß nun doch von den uniert oder lutherisch gewesenen Laienmassen, die doch kirchlich und christlich so wenig oder garnicht geschult sind, nicht Klarheit und entschiedenes, energisches Vorgehen erwarten. Sind die Herden der liberalen Hirten auch längst nicht so liberal wie diese, so sind doch auch diejenigen der positiven Hirten noch nicht so positiv wie sie selbst. Die kirchlichen Massen sind viel zu tief in den praktischen Materialismus und religiöse Gleichgültigkeit versunken, als daß sie bis zum äußersten gegen die Feinde auf dem christlichen Charakter der Schule zu bestehen vermöchten. Man darf nicht vergessen, daß hinter jenen Feinden die Regierung mit ihrer Sympathie und ihrer Macht steht. Wie viel Hoffnung schöpfte man aus dem anscheinend entschiedenen Auftreten des christlichen Elements in Spandau und in Düsseldorf! An beiden

Orten ist der Protest, der Schulstreik (siehe Quartalschrift, vorige Nummer, S. 75f.) im Sande verlaufen. Die Christen haben nachgegeben und den Sozialisten das Feld geräumt — unter der Leitung der betreffenden Pastoren. Diese Gefinnung ist typisch für die evangelischen Volksmassen in den größeren Städten, und in den lutherischen Ländern ist es nicht viel anders.

Und gesetzt, ein Land wie das bisherige Königreich Sachsen, das bekenntnismäßig ja wohl so lutherisch ist wie irgendeins, bekäme im großen und ganzen die lutherische Volksschule durch Volksabstimmung und den Konsens der Regierungorgane, wie will man die wirkliche Christianisierung der Schule durchführen unter dem verfassungsmäßigen Vorbehalt der staatlichen Oberhoheit, die von jeder anzustellenden Lehrkraft das Staatsexamen fordert, der angestellten es freistellt, Religionsunterricht zu erteilen oder nicht, und sie bei ihrer Weigerung im Besitz ihres Amtes sicher stellt? Für diesen Fall müßte doch der Religionsunterricht von einer besonderen, außerhalb der Schule stehenden Kraft gegeben werden, womit doch der lutherische und christliche Charakter der Schule hinfällt. Noch schlimmer ist es, wenn der mit dem lutherischen Christentum zerfallene Lehrer den lutherischen Religionsunterricht zu geben sich bereit erklärt. Dann wird er ihn gründlich verderben und im übrigen der Schulerziehung in Unterricht und Disziplin seinen eigenen unchristlichen Geist ausdrücken. Die Persönlichkeit des Lehrers, nichts sonst, macht den Geist der Schule. Wo will man in dem aufgeklärten Sachsen, dessen Volksschullehrerpersonal schon unter dem verfloffenen Regime in der Mehrheit ungläubig war, jetzt mit diesem Personal hin und wo ein christliches herkriegern, das man an dessen Stelle setzen kann? Und gesetzt, das wäre möglich, wie will man die Kontrolle beschaffen, die den christlichen Charakter des gesamten Schulwesens dauernd sichert, nachdem man die Schulaufsicht durch die Geistlichen von vornherein drangegeben hat, weil der christliche Teil der Lehrer sich ebenso entschieden gegen sie gesetzt hat wie der unchristliche? Glaubt man wirklich, durch Laienbehörden, selbst wenn sie sachmännisch geschult sind, solche Aufsicht erfolgreich durchführen zu können? Und hätte man zu diesem Amt tüchtige Männer genug, wie will man ihre Wahl oder Ernennung und ihre Bestätigung durch die staatlichen Oberbehörden sichern?

Der Charakter der Obrigkeit — das ist überhaupt ein Faktor, mit dem die deutsche Christenheit, die mit demokratischen Staats-

einrichtungen noch nicht recht vertraut ist, allzuwenig rechnet. Als ob in einer Republik notwendig der Volkswille in Dorf, Stadt und Land regiere! Ja, dann wäre Amerika nicht in den Krieg gegangen, dann hätten wir keine Prohibition und keinen Viermächtevertrag. In einer Republik regieren die Gelbleute und die schlauesten Politiker, die auf die selbstfüchtigen Neigungen der blöden Massen am besten zu laufen, für ihre Pläne am besten Stimmung zu machen und am nachhaltigsten zu lügen und am rücksichtslosesten draufzugehen verstehen. Ist nicht so auch die deutsche Republik entstanden? In Deutschland ist nun einmal die Sozialdemokratie am Ruder, und nicht bloß in der Regierung und in den Beamtenstellen, sondern sie machen in den Bevölkerungszentren auch die öffentliche Meinung. Von fanatischen und rücksichtslosen Führern geleitet, scheuen die Massen, wenn es ihnen nötig erscheint, vor keiner Gewalttat zurück, stürmen selbst eine Schule oder inaugurierten einen Generalstreik, brennen und morden, und die Regierungsorgane lassen sie gewähren, oder stehen hinter ihnen, oder werden selbst vom Pöbel terrorisiert. Hat denn die neue Obrigkeit bisher ihre Versprechungen gehalten und die Schulparagrafen der neuen Verfassung durchgeführt? Es ist nicht einzusehen, wie eine so unklare und unentschiedene kirchliche Masse, selbst wenn sie die Stimmenmehrheit hätte, gegen eine so zielbewusste und christentumsfeindliche Volkspartei wie die jetzt am Ruder befindliche unter einer gleichgesinnten oder doch stets nach der öffentlichen Meinung ausschauenden Regierung die deutsche staatliche Volksschule christlich machen und erhalten könnte. Könnte die Kirche das nicht unter der Protektion der „christlichen“ Obrigkeit und unter geordneten Verhältnissen, wie will sie es, auf sich selbst gestellt, unter der Willkürherrschaft eines demokratischen Regiments, das sich amoch auf dasjenige Volkselement stützt, dessen Programm und Eigentümlichkeit die rohe Vergewaltigung des Gegners ist?

Überhaupt: der Begriff christliche Volksschule ist ein ebensolches Unding wie christliche Volkskirche, sobald man ihm auf den Grund sieht. Er ist es doppelt, wenn man bedenkt, daß die Schule Staatsschule ist — vom Staat erhalten, regiert, mit staatlichen Lehrern, Direktoren, Büchern und allen Schulmitteln versorgt und immer zensiert. Sie muß allen Kindern gleichermaßen offen stehen, muß bestimmte Resultate des Unterrichts aufweisen und muß als Volks- und Staatsschule doch auch einen einheitlichen Volks- und Staatsgeist erzielen. Nun ist zwar der Staat als solcher ein bloßes Schema und

als solches meinungslos, er hat auch keine Religion, Moral oder des etwas. Aber nicht das Abstraktum Staat regiert, sondern sehr konkrete Männer (und Frauen!), die nun einmal nicht ohne bestimmte religiöse, moralische, politische, wissenschaftliche — speziell: pädagogische — Überzeugungen sind. Den religiösen und sittlichen wie den unterrichtlichen Charakter der staatlichen Volksschule bestimmen das Unterrichtsministerium mit seinen Unterbeamten, die lokalen Schulbehörden und die angestellten Lehrer. Bei der Tatsache schützt kein Verfassungsparagraph über die religiöse Neutralität die Volksschule vor der Entchristlichung, wenn das eben genannte Personal nicht entschieden christlich ist. Es ist nicht not, das hier auszuführen. Wir weisen nur auf die eine Erscheinung hin, daß die in den neuen Kultus- oder Unterrichtsministerien sitzenden Republikaner ja Schulbücher herstellen lassen, die den Geschichtsunterricht nach der neuesten republikanischen Geschichtskonstruktion gestalten sollen. Wie werden dabei die deutschen Fürsten und die deutsche Kirche, die Bibel und die Reformation fahren?

Ebenso: mit welchem Recht kämpft die deutsche Kirche für die Christianisierung der gesamten, deutschen Volksschule, nachdem die größere Hälfte des deutschen Volks unchristlich geworden ist? Sie ließe sich schließlich ja nur durch politische Mittel, durch den Stimmzettel, Beamte und Gesetze, also durch Majoritätsgewalt durchführen und bedeutete an vielen Orten dieselbe Vergewaltigung vieler nicht-christlicher Erziehungsberechtigter, wie sie jetzt schon von Seiten dieser an den christlichen Eltern ausgeübt wird. Die Kirche hat ebenso wenig Beruf, vermöge ihrer politischen Majorität die Kinder der Kirchenfeinde gegen deren Willen christlich zu erziehen wie sie zu taufen. Es ist immer wieder daran zu erinnern, daß die Kirche nur ein Kampfmittel hat: das Evangelium. Das Schwert, die bürgerliche Gewalt nimmt sie immer nur zu ihrem eigenen Schaden in die Hand. Sie darf und soll das Evangelium wohl dazu gebrauchen, ihre Glieder zu ermahnen, ihre bürgerlichen Rechte, also auch den Stimmzettel, zur Erhaltung ihrer bürgerlichen Freiheit und Gleichberechtigung im Staat treu auszunutzen — und zu diesen Rechten gehört auch die Freiheit der Kindererziehung —, aber sie muß politisch den Nichtchristen dieselbe Freiheit lassen, oder sie wird zur politischen Tyrannin wie Rom und die kalvinistische Kirche kraft ihrer Staat und Kirche vermischenden Art es je und je gewesen sind. Gleichberechtigung mit ihren Gegnern auf dem Gebiet der Erziehung

und Schule ist der Preis, um den der Kampf der christlichen deutschen Staatsbürger sich allein bewegen sollte, nicht mehr. Auch dies Ziel würde unter den obwaltenden Umständen noch schwer genug zu erreichen sein, denn es bedeutete volle Freiheit der Erziehung für beide Teile, die bei der religiösen Spaltung des deutschen Volks an fast jedem Ort nicht leicht herzustellen ist. Und der Staat in concreto wird in jeder Form immer wieder das „Tier“ der Offenbarung St. Johannis, das die bürgerliche Freiheit der Christenheit ruchlos zertritt. Hätten wir in Amerika diese Freiheit und Gleichberechtigung mit den Nichtchristen in der Erziehung, wir wollten Gott jeden Tag auf den Knien dafür danken. Aber unsere staatliche Volksschule mit dem Stimmzettel durch politische Majoritäten und bürgerliche Gesetze christlich machen — das werden wir nicht tun, so lange uns Gott in der rechten, lutherischen Erkenntnis des Evangeliums erhält, denn es wäre widergöttliche und alles kirchliche und bürgerliche Leben zerrüttende Vermischung von Staat und Kirche, von geistlicher und weltlicher Gewalt.

Im deutschländischen kirchlichen Leben spielt diese bereits eine bedeutende Rolle. Das frappiert uns deutschamerikanischen Lutheraner. Wir sind ja sonst lange nicht so genau und tief und breit gelehrt wie die deutschen Kirchenmänner; aber wir kennen doch einigermaßen die Schrift und Luther und wissen, wie scharf beide Staat und Kirche, Weltreich und Christi Reich von einander scheiden und scheiden lehren. Gerade in dieser Eigenschaft des Luthertums liegt ein Anzeichen seiner evangelischen Reinheit und Echtheit, seiner geistlichen Gesundheit. Das Papsttum beansprucht beide Schwerter, das weltliche sowohl wie das geistliche, und ist damit zu einem Ungeheuer geworden, das beide Reiche verwüstet. Der Calvinismus treibt dieselbe Vermischung, nur in anderer Weise. Während das Papsttum den Staat sich selber dienstbar macht, stellt sich der Calvinismus in den Dienst des Staats. Dort sollen die Weltreiche in die Kirche eingehen, hier will die Kirche in die Weltreiche eingehen, Gottes Reich in der staatlichen Ordnung verwirklichen. Genes fand seinen Wirkungskreis hauptsächlich in den romanischen Völkern, dieses vornehmlich in der angelsächsischen Rasse. Beide sind gleich verderblich, beide haben Staat und Kirche gleich gründlich ruiniert, die Kirche verstaatlicht und den Staat verkirchlicht und damit ebenso das Glaubensleben wie das bürgerliche Leben zur Farce, zur Qual und zur Eitelkeit gemacht. Luther hat Staat und Kirche als zwei dis-



parate Gebiete wieder rein und scharf geschieden und gelehrt, daß Christi Reich nicht von dieser Welt, wenn auch in der Welt, ist, und daß man dem Kaiser geben soll, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.

Hätte die lutherische Kirche sich das Evangelium Luthers rein bewahrt und diese Scheidung von Staat und Kirche praktisch festgehalten, Deutschland stünde noch heutigen Tags und wäre das Musterland und die Leuchte der Welt. Die bald eintretende Vermischung von Staat und Kirche aber legte den Grund zum Verderben des deutschen Volks und der deutschen Kirche. Es fing schon mit dem unseligen Schmalkaldischen Krieg an, gegen den Luther mit aller Kraft gewarnt hatte. Nach 1555 war der Dreißigjährige Krieg und der darauf folgende politische und kirchliche Wirwar nicht mehr zu vermeiden. Auf die äußerliche Verwüstung des deutschen Landes und Volkes folgte die geistliche der Kirche durch den Rationalismus. Da gab Gott die Völker Europas in die Hände Napoleons, und für Deutschland kam zu der inneren geistlichen Verwüstung auch die äußerliche große Schmach der Nation. Da rief der Augenblick zur Umkehr wie heute. Aber sie wurde zum allergeringsten eine innere Umkehr zum Evangelium Luthers, die Masse wandte sich der Wissenschaft zu, viele suchten einen Ruhehafen in der Kirche Roms, und der lutherischen Theologie und Kirche drückte der Reformierte Schleiermacher, der echteste Neukalvinist, den es seit Kalvin gegeben hat, seinen reformierten Geist und sein reformiertes Gepräge auf — die ärgste Schändung, die das Luthertum erfahren, die es aber bis auf den heutigen Tag nicht erkannt hat. Seine Theologie ist eine Vermenschlichung alles Göttlichen, eine Vernatürlichung aller Offenbarung, eine vollkommene Verweltlichung des rein geistlichen Reichs Christi, er fügte der äußerlichen Verstaatlichung der Kirche die innere Verstaatlichung des Kirchenbegriffs hinzu und hat damit die uns so unverständliche Erscheinung hervorgebracht, daß die deutschen Theologen und Kirchenmänner — positive wie negative — durch die Bank deutsches Volk und deutsche Christenheit, deutschen Staat und deutsche Kirche, Gottesreich und Weltreich, Staatswohlfahrt und Kirchenheil, Geistliches und Natürliches fortwährend ineinander werfen und dadurch beide Kirche und Staat, Volk und Christenheit gründlich verderben. Nun soll die neue Kirche unter allen Umständen wieder Volkskirche werden und die neue Schule durchaus wieder Staatschule. Nun müssen die Verordnungen der neuen Kirchenverfassung

wieder staatliche Gesetzeskraft erhalten und die Kirche ein staatliches Besteuerungsrecht über ihre eigenen Glieder bekommen. In vollständiger Hintanziehung dessen, was die Schrift über die Kindererziehung sagt, gesteht man dem Staat ohne weiteres den Hauptanteil am Schulwesen zu, anstatt es — wie die Schrift — den Eltern zu vindizieren, dem Staat die rein äußerlichen Verhältnisse zuzuweisen und die Kirche zur Beihilfe für die christlichen Eltern heranzuziehen. Ganz selbstverständlich ist — nach preußischem Muster — der Staat der eigentliche Kindererzieher, dieser Elefant im Porzellankabinett, und die Kirche will ihn nun reiten und leiten, daß er das Geschirr nicht auf den Boden wirft und alles zertritt. Die Kirche will auch ferner ihre Diener, Pastoren und Lehrer auf den staatlichen Universitäten, Seminarien oder sonstigen Anstalten — aber immer staatlichen — erziehen lassen ohne irgendwelche sichere Gewähr, daß sie im Geist der Kirche, im Sinne des lautereren Evangeliums Christi erzogen werden, anstatt daß sie in klarer Erkenntnis der „Tier“-Natur des Staates die Ausbildung ihrer Diener in die eigene Hand nähme. Lauter Vermischung von Staat und Kirche, von Weltreich und Gottesreich!

Ob man heutige deutsche Kirchenblätter und Schulzeitungen sich ansieht, oder ob man deutsche Prediger auf der Kanzel anhört, man trifft so oft eine Besprechung der politischen Verhältnisse, die sich wie eine echte amerikanische Sektenpredigt anhört, als wäre es die unmittelbare Aufgabe der Kirche, die rein äußerlichen bürgerlichen Verhältnisse in Ordnung zu bringen. Man wird es ja den Anhängern der früheren Staatsordnung nicht verdenken, wenn sie sich nur schwer in die Schandwirtschaft der neuen revolutionären Regierung zu finden wissen, und das politische Parteiwesen ist ja der republikanischen Staatsform wesentlich; aber die Kirche als solche in den Dienst der Parteipolitik stellen — und wäre es auch nur auf die sogenannte nationale, d. h. monarchische, regierungsfeindliche Seite —, heißt wider Gott streiten, der gesagt hat: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“, und die Feindschaft der andern Hälfte des Volks, die sie auch selig machen soll, mutwillig gegen das Evangelium aufbieten. Und nicht bloß der Berliner Dom ist heute schier zu einer politischen Rednerbühne geworden. — Vor uns liegt das „Kirchliche Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands“ von 1921, in Verbindung mit namhaften Kirchengrößen von Pfarrer D. S. Schneider in Berlin herausgegeben. Es ist typisch für

die durch die ganze deutsche Landeskirche gehende Auffassung vom Verhältnis der Kirche zum Staat. Wie Herr D. Schneider, so denkt und handelt in diesem Stück die Masse der Theologen und Pastoren. Ausnahmen wie D. Büchsel in Rostock sind sehr selten. „Das deutsche Volk in der Welt wieder zu Ehren zu bringen“, nicht nur ihm „den Trost des Glaubens als Stillung des Seelendurstes wieder zu zeigen“, erklärt er für die Aufgabe der Kirche. Am Aufstieg Deutschlands muß sie arbeiten; nicht nur für den Gottesglauben(!) und die christliche Idee(!) sondern auch für das Vaterland und die nationale Idee muß der vierte Stand wiedergewonnen werden. Die Deutschen müssen wieder ein Volk, ein deutsches Volk, ein christlich deutsches Volk werden. „Hier liegen die Aufgaben der Kirche.“ „Die Wurzeln unsrer Kraft ruhen im deutschen Volkstum und im christlichen Glauben. Nur aus diesen beiden Quellen kann die Erneuerung fließen.“ — Solch eine Vermischung von Staat und Kirche ist dem Evangelium nicht nur fremd, sondern schon Zerstörung desselben. Es ist nicht Luthertum, sondern echter Calvinismus, wie er sich in England und in den kalvinistischen englisch-amerikanischen Sekten herausgebildet hat. Zufällig liegt uns eine sprechende Parallele zu dem obigen Erguß aus dem liberalsten englisch-amerikanischen Sektenelement vor. Sie ist ebenso typisch für dies wie die Schneiderische Darlegung für die deutsche Kirche. Das „Federal Council Bulletin“, Organ des „Federal Council of the Churches in America“ bringt in der März-Nummer dieses Jahres folgende Artikelreihe: Churches undertake Constructive Policy on Race Relations — Churches continue Campaign for Warless World — The Important Achievements of the Washington Conference — What the Churches can do in Regard to Ratifying the Treaties, and when the Treaties are Ratified — Are Industrial Questions the Business of the Church? — Churches Cooperate in Community Programs — Helping the Churches to Meet their Social Duty — Message to Christian Churches in Germany. — Nun, vom englischen und englischamerikanischen kalvinistischen Kirchengeist erwarten wir Lutheraner nicht viel etwas anderes. Beide der Calvinismus und das Engländerium haben so viel Außerliches, Gesetzliches und Diesseitiges, so wenig Innerliches, Evangelisches und Jenseitiges, daß bei ihnen die Vermischung von Weltreich und Gottesreich, von Christentum und Moral, von Kirche und Staat, ja die Voranstellung des Irdischen vor alles Himmlische als etwas

ganz Natürliches erscheint. Im Kalvinismus wie im Engländerthum beherrscht ja der praktische Verstand das Herz so stark, daß Kalvin den Serbet und das fromme England Hunderttausende von mehr-losen deutschen Kindern, Kranken und Greisen kaltblütig hinrichten lassen und letzteres das Urtheil der Saturday Review "Ceterum censeo, Germaniam esse delendam" sich nicht bloß zueignen, sondern auch mit erbarmungsloser Konsequenz ausführen konnte. Was bei Frankreich die von Voltaire gezeichnete Tigerwut ausrichtet, das tut bei den Engländern die kühle Berechnung des irdischen Nutzens für seine Nation. „Es gibt keinen Engländer, der nicht um so und so viel Pfund besser ab wäre, wenn Deutschland vernichtet würde.“ Beim Engländer — natürlich ist hierbei von vielen Tausenden von einzelnen abzusehen — steht auch die Religion nicht als die sein ganzes Leben und Tun beherrschende Macht allem andern voran, sondern im Dienste seiner irdischen Wohlfahrt, seiner Nationalität, d. h. ihrer Weltherrschaft. Weil Engländerthum und Kalvinismus so wenig Herz und so viel praktischen Verstand, so viel irdische und so wenig himmlische Gesinnung, so viel äußeren Ordnungssinn und so wenig Geist haben, darum hat Gott sie zur äußerlichen Beherrschung der Welt berufen. Sie taugen zu etwas Höherem nicht. Die Religion, die wahre Religion, das Evangelium von Christo, das genuine Lutherthum ist des Angelsachsen Sache nicht. Wir deutschen Lutheraner Amerikas haben das hier täglich vor Augen. Dem englischen Amerikaner hat sich das gesamte Evangelium in eine Morallehre, und zwar zumeist schon in eine rein äußerliche, gesellschaftliche, bürgerlich-staatliche verkehrt. Die Aufgabe der Kirche besteht ihm darin, daß sie gute gesellschaftliche Verhältnisse durch staatsgesetzliche Einrichtungen und Verordnungen innerhalb der von ihr beherrschten Völker und unter den Völkern der Welt herstelle und jedermann zur äußerlichen Beobachtung dessen, was sie durch den Staat zum "law" gemacht hat, erziehe oder zwingt. Darum macht sie mit dem Freimaurertum und dem gesamten Logentum gemeinsame Sache. Darum spaltet sie sich in dreihundert Sekten und verbrüderet sich doch wieder mit jeder, die noch ein höheres Wesen, die Moral und ein Jenseits stehen läßt. Darum hetzt sie zum Haß und Krieg gegen die „Sunnen“ drüben und hüben, agitirt für den Biermächtevertrag und hilft den Versailler Frieden aufrecht erhalten, läßt die Gaben, die meistens von deutschen Amerikanern gekommen sind, durch die Quäker verteilen und setzt eine großartige Hilfsaktion für Rußland in Bewegung — alles, wie es

ihr Christentum, ihre christliche Moral ihr im Augenblick eingibt. Wenn sie die Welt — und zwar unter der Herrschaft der angelsächsischen Rasse — in Ordnung hat, dann kommt das Reich Gottes, das Millennium. — Und so stark ist der kalvinistisch-englische Gedanke in der Welt, daß er jedes Volks- und Kirchentum, mit dem er in Berührung kommt, in sich aufsaugt und mit seinem Geist erfüllt. Nur die römische Kirche leistet ihm erfolgreich Widerstand. Was vom deutschen Luthertum englisch wird, verfällt, wie an den älteren englisch-lutherischen Synoden unsers Landes offenbar ist, diesem Geist.

Aber bei dem deutschländischen Christentum dürfte man doch etwas anderes erwarten. Hier war doch vorzeiten Deutschtum! Und Deutschtum ist doch kein Angelsächsentum, keine Materialisierung und Mechanisierung des gesamten Geisteslebens, sondern Seele, Herz, Gemüt und Geist und urwüchsiges, reiches, tiefes, harmonisches Geistesleben, kein verholztes Römertum wie dort, sondern frisches und blühendes Griechentum. Und hier war mehr als eine wunderbar harmonische natürliche Ausstattung, hier war doch einmal Gnade die Fülle und Gottes Geist in Kraft, hier war doch das sündenvergebende und wiedergebärende Evangelium, hier war Luthertum — Gottes reine und starke Wahrheit in den zwar irdenen, aber menschlich edlen Formen des deutschen Geistes, die das Herz selig und die Augen klar macht für den Sinn des Lebens und das Geheimnis der Welt. Ja, das war einmal, aber es ist nicht mehr. Das Luthertum ist kalvinisiert, das Deutschtum ist verangelt, das Evangelium ist rationalisiert und die Kirche vergesellschaftet worden. „Es sei Hengstenberg oder Wislicenus, ein Evangelischer oder Römischer, ja, ein Sozianer oder Unitarier — kraft der Taufe sind sie allzumal einer in Christo“, Franz Delitzsch. So richten sie wieder eine deutsche Kirche auf aus frommen Deutschen und gottlosen Deutschen — eine deutsche Volkskirche —, mit reinen Lehrern und falschen Lehrern, zugleich mit dem Evangelium und staatlichem Zwangsgesetz verfaßt, um Gottes Reich und deutsches Reich zu bauen, und sehen nicht, daß sie ebendamit das deutsche Volk seines Deutschtums und die Kirche ihres Christentums berauben, Staat und Kirche zumal zu Grunde richten.

So wäre denn Deutschland verloren? Das steht bei Gott. In politischer und wirtschaftlicher Beziehung ist es innerlich zerrissen und äußerlich auf viele Jahrzehnte hin verflabt. Dafür sorgt Frankreichs Haß und Englands Berechnung. Es hat unter den Völkern gegenwärtig keinen einzigen mächtigen Freund und ist in seiner gegenwärtigen

Geistesverfassung auch unfähig, sich einen solchen zu gewinnen. Aus eigener Kraft sich zu erheben ist ihm jetzt ganz unmöglich. Nur wenn Gott seine Feinde uneinig macht und eine andere Völkerkonstellation schafft und zugleich den inneren Bruch in der deutschen Volksseele heilt, ist Aussicht auf seinen äußeren Aufstieg vorhanden. Ob Gott das tut, weiß niemand. Und wie weit Deutschland wieder in die Höhe kommen wird, ist eine besondere Frage. Aber an alledem liegt ja so wenig. Auch damit ist der Welt nicht geholfen, daß deutsche Kultur, sofern sie nicht vom Evangelium getragen ist, andern Völkern gebracht werde. Diese führt genau so sicher wie die ägyptische, assyrische, babylonische, persische, griechische, römische, englische und französische zum sittlichen, politischen und nationalen Ruin und die Seelen in das ewige Verderben. Es gibt nur eine Sünder rettende und Völker erhaltende Macht: das Evangelium.

Zur äußeren Weltherrschaft wie die englische Rasse ist das deutsche Volk nicht berufen, dazu fehlen ihm alle Eigenschaften. Es ist nicht das moderne Rom, es war das moderne Griechentum, es sollte — wie dieses zur Apostelzeit — der modernen Welt das seligmachende Evangelium verkündigen und so die eine große, die geistliche Beherrschung der Welt gewinnen. Dazu hatte es Gott durch Luther berufen. Zu dem Zweck hatte er dem deutschen Volk solch herrliche natürliche Gaben gegeben, ein weiches Herz, ein tiefes Gemüt, einen hohen Geist. Dazu hatte er noch ein ganz Teil von der natürlichen Gotteserkenntnis und dem eingeschriebenen Gesetz in ihm erhalten, hatte ihm eine Sprache gegeben, so reich und klar und zart und gewaltig und biegsam wie die die Sprache des Neuen Testaments, in die er seine geoffenbarten Gedanken in ursprünglichem Vollmaß gießen konnte. Und er goß sie hinein. Dem deutschen Volk offenbarte er sein Evangelium so rein, so voll, so tief wie seit dem griechischen keinem Volk auf Erden; er gab ihm einen Apostel, wie seit Paulus keiner zu einem andern Volk gesandt worden ist, eine Bibel, in der Moses und die Propheten, die Apostel und der Herr wie in ihrer Muttersprache reden, einen Katechismus, der in der kindlichsten Sprache die höchsten Geheimnisse des Evangeliums auch dem Ungebildeten offenbart, ein Kirchenlied von solch gesundem Evangelium und solch künstlerischer Vollendung in Poesie und Musik, von solcher Sinnigkeit und Kraft, wie es kein Volk auf Erden je bekommen hat. — Andernseits hat Gott es diesem Volk im Irdischen nie auf die Dauer gelingen lassen. So oft es in der Geschichte zu Reichtum, Macht und

Ansehen aufstieg, stürzte es Gott nach kurzer Zeit wieder von seiner Höhe in tiefes Elend. Und das immer durch seine eigene unausrottbare Untugend, den Neid, den Verrat — von Arminius an bis auf den gegenwärtigen tiefen Fall. All seine Wissenschaft wurde daran immer wieder zuschanden, all seine gewaltige Kraft dadurch immer wieder gebrochen. Die Völker Europas haben im Lauf der Geschichte auf Deutschlands Boden ihre Schlachten geschlagen und ihren Hader ausgefochten und auf des deutschen Volkes Rücken geädert. War das alles zufällig oder natürlich oder ein sinn- und zweckloses Spiel Gottes? Hätte das deutsche Volk, hätten seine Führer und Hirten aus diesem Dreifachen: aus der natürlichen Begabung des deutschen Volkes, aus seiner Heimsuchung mit dem Evangelium, aus dem Mißlingen aller Bestrebungen nach äußerer Gewalt nicht den besonderen Beruf erkennen sollen, zu dem Gott es prädestiniert hatte: die Völkermwelt nicht mit Gewalt und Geld, sondern durch das Evangelium geistig und geistlich zu beherrschen — nein, frei zu machen mit der Freiheit, damit Christus sie befreit hat?

Aus diesem göttlichen Volksberuf ist das deutsche Volk im Lauf von vier Jahrhunderten mehr und mehr entfallen, indem es sein eignes Geil nicht wahrnahm, das Lutherevangelium in den Wind schlug, nach höheren Dingen als dem törichten Evangelium trachtete und Fleisch für seinen Arm hielt. „Der Teufel wird das Licht der Vernunft anzünden und euch bringen vom Glauben“ sagte Luther seinen Wittenberger Mitarbeitern. An dem Stein sind die lutherischen Theologen und Kirchenleiter gefallen. Die Wissenschaft hat die einen vom Glauben und die andern zur Verderbung des Lutherevangeliums und der lutherischen Kirche gebracht.

Noch einmal hat Gott im Himmel die politischen Träume des deutschen Volkes zer schlagen, noch einmal gerade der deutschen Kirche eine Stunde der Heimsuchung zur Umkehr zur Reformation gegeben. Die Entlassung der Kirche aus den Armen des Staats — das war die Gnadenstunde. Was in den Landeskirchen jetzt im Bau begriffen ist, das sieht nicht darnach aus, als sollte sich eine echte und treue lutherische Kirche heraus schälen. Die Union und die Volkskirche bedeuten den langsamen aber sicheren Tod des Luthertums und die geistliche Versumpfung des deutschen Volkes. Auf dem kirchlichen Gebiet gilt daselbe wie auf dem politischen: die Führer des Volks werden seine Totengräber.

Der Untergang des Luthertums — das wäre des armen deutschen Volkes größter Schade. Nicht daß Gott sich dennoch seine sieben Tausend in Deutschland nicht ließe überbleiben. Aber sie werden fein wie Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten. Sie werden nach der Neukonstituierung der Landesvolkskirchen unausweichlich in die Separation gedrängt, und nichts ist dem deutschländischen Kirchenbeamten, Pastor, Lehrer und Volk verhaßter als die Separation. Sie konstituiert ihm eo ipso die Sekte und wird ihm Gegenstand der Verachtung, des Unwillens, des Hasses und unter Umständen der Verfolgung, wie gegenwärtig bereits in Thüringen. Darum hat die Separation, die wirkliche Freikirche, große Hindernisse und Schwierigkeiten. Aber kommen muß sie und wird sie für alle, die das genuine Luthertum behalten wollen. Es bleibt kein anderer Weg übrig. — Und sie hat vielleicht große Aussichten gerade da, wo die Landeskirche am vollkommensten abgewirtschaftet hat. In vielen großen Städten predigen die landeskirchlichen Pastoren leeren Bänken. Wir möchten fast voraussetzen, daß in der Reichshauptstadt bald Kirchen zum Verkauf ausgeschrieben werden. Das Volk ist mit Recht des liberalen Geschwäzes auf der Kanzel satt. Aber das Evangelium wird auch in der kirchlich verwilderten Masse noch Gehör und eine Stätte finden. Und so lange das reine Wort Gottes in einem Volk noch Raum und Gehör findet, ist es noch nicht gar verloren.

Aug. Pieper.



## Kirchengehichtliche Notizen.

**Atheism in the Public Schools.** — Mr. Bryan has recently reiterated charges, raised by him on previous occasions, against the public schools of our country. He accuses these educational institutions, from the elementary school up to the university, of robbing our nation's youth of the faith of their fathers and of teaching them, instead, atheism and agnosticism. He bases his charges, as far as I can see, on two facts: he claims to have direct information about several individual teachers, in good standing at their respective schools, who teach their classes to regard the Bible as a collection of myths; and, then, Darwinism and evolution is generally taught in the schools.

Mr. Bryan's charges have been denied. The Literary Digest recently published declarations of more than one school president, summing up the matter in the statement that "Mr. Bryan's indictment is said not to be taken seriously by professors in New York." The character of the controversy may readily be gleaned from communications of Mr. Bryan and President Birge of the University of Wisconsin, as published in the (Madison) Capital Times and the (Milwaukee) Wisconsin News respectively. Space does not permit the reproduction of the letters in full, but a few excerpts will suffice to show the contentions of Mr. Bryan and the manner in which they are being met (or evaded) by the accused educators.

The issue is stated in words like the following:

"I am very glad to answer your letter and have no objection to your publishing this. It states my position on the subject generally and I apply the general statement to your university as to others. The friends of Dr. Birge confine their attention to the institution there, whereas my criticism is addressed to all institutions that undermine faith in the Bible as I believe it is undermined by things taught in the Wisconsin university as in others."

"I have never disputed a scientific fact — no fact whether discovered by science or in any other line disturbs the Christian. It is simply the unsupported guesses of Darwin which he dignifies by the term 'hypotheses', which means guess, against which I protest."

"What I protest against is the undermining of the Christian faith of students by teachers in our colleges and universities."

"The question is whether the Bible is true when it declares that God made man in His own image — the only theory upon which man can regard the Bible as the Word of God, pray to God as one who hears and answers prayer, accept Christ as His Son and look forward to a future life with its rewards and punishments."

"This is the issue. I affirm that no teacher paid by taxation has a right to rob the students of faith in God, draw him out from belief in the inspiration of the Bible and shut out his hope of immortality by teaching him the brute doctrine, without a fact in the universe to support it and irreconcilable with the Bible."

Mr. Bryan is very careful to make it clear that he is not insinuating insincerity. He is ready to admit that the teachers are convinced of the correctness of their theories. Nor does he wish to be intolerant. He does not deny the teachers the right to their views. They may hold them and they may teach them, provided they have the necessary enthusiasm for the cause to meet the expenses themselves or can find sufficient support from fellow-unbelievers.

"I am not questioning the sincerity of these teachers. I have no doubt that many of them try to harmonize Darwinism with Christianity and some of them seem to feel as Dr. Birge does, that they are saving religion from dangerous enemies when they try to protect students from those who believe as I do. It seems to me a little intolerant that professors who discard the Bible account of man's creation and teach the students day by day a doctrine that is irreconcilably different should object to having the Bible account defended occasionally in a brief speech and yet I have had professors protest against my being heard."

"If he wants to teach atheism and agnosticism he should organize a school of his own and receive pay from parents who want that kind of education for their children. According to my views of the subject he has no right to use public money to make materialists and unbelievers out of the boys and girls."

In his reply, Dr. Birge protests his belief in the Bible; yet he does not make it clear that the Bible to him is a book given by divine inspiration, is God's message to a lost world. He also vigorously combats the Deistic error and speaks at length about divine providence, in particular about God's direct preservation of His creatures and His cooperation with them. He regards it as a fundamental truth of religion that "all things are of God."

"From the first I was taught to look to such truths as that which St. Paul packs into the five words, 'all things are of God'. I quote this as the shortest expression of a fundamental belief expressed in the Bible over and over again in many ways and in many places, and a truth that is central both in the Old and the New Testaments. The preacher furnishes an equally brief statement in the older revelation, in the words, 'God that doeth all'."

"I am sure that we must accept, as basal among our religious beliefs the teaching of the Bible derived from prophet and poet, from apostle and from our Lord, that 'all things are of God' today, that the past came from His hand just as the present is coming, and that our faith in the future is our faith in a present God."

"This truth my father believed — and taught me to believe — not as one of those things that are in the Bible and the therefore to be accepted as true in a vague and general sort of way."

Yet in spite of his general belief in the Bible, the question raised by Mr. Bryan "whether the Bible is true when it declares that God made man in His own image", or are the "guesses" of Darwin that man is descended from the ape, or, at least, is a branch of the same family tree with the ape, does not seem to have much weight with Dr. Birge. He believes in evolution.

"In the late nineteenth century evolution was called atheistic, by men of whom Mr. Bryan is a belated follower."

"I have never found it necessary to justify religion to science or to excuse science to religion.

I have accepted both as equally divine revelations and both as equally wrought into the constitution of the world. I have believed that wisdom and might are God's and I have equally believed that science reveals to us how that might and that wisdom are expressed in the operation of the world."

"You will not be surprised, then, to have me say that much of the religious discussion about evolution puzzled me just as Mr. Bryan's handling of the subject would puzzle anybody whose good fortune had been to receive an education like mine. For while these critics were deeply concerned to have people believe that there was a direct relation between God and nature in the remote past, they never seemed to think that such a direct relation exists today. The writers of the Bible, on the other hand, believed that God was always at work in the world about us, in a way as immediate and as direct as possible. They believed that God today is doing all things, and their faith in his past working was a result of their vision of His present activity. These preachers of my youth asserted that all religion depends on our believing that 'original creation' came directly from God. The Bible tells us that religion depends on our finding God doing all things immediately about us at all times, so that 'in him we live and move and have our being'."

So little does the palpable contradiction between evolution and the opening chapter of the Bible disturb his equanimity that he finds it difficult to understand how any one may get excited over the matter.

"Still further, you will see that one who believes these words of St. Paul would find it hard to get excited over God's relations to nature in the distant past. If I 'live and move and have my being' in God today, if — to use present day terms — my environment, physical and spiritual, is God, if God today is giving to me and 'to all life and breath and all things', it does not need much argument to show that He was the same and did the same at every time and all times and for all creatures in the past."

Then he even turns about and charges Mr. Bryan with atheism. Here is the way he tries to prove his indictment.

"But I had a real meaning and purpose in thus calling the attention of Mr. Bryan definitely and sharply to the religious harm that may come from his teachings. The central intellectual and spiritual problem of religion today is just as St. Paul stated it to the Athenians. He told them that the chief end of man — the purpose for which God made men and gave them their place on the earth — was that they should 'seek for God' and find Him who 'made heaven and earth and all things that are therein' and who 'giveth to all life and breath and all things'. He told them the way of seeking — that we should 'feel after Him if haply we might find Him' who is 'not far away from every one of us'. And he told them the result of such seeking — that we should know that 'in Him we live and move and have our being'.

Now if St. Paul was right, if God is to be sought for and found in the things that are 'not far from every one of us', then those who urge us rather to look for God's creative activity in the remote past 'do err, not knowing the Scriptures nor the power of God'. They are turning the seeker for God from the right track, and putting him on one that is only too likely to lead him away from God".

The letter of Dr. Birge may be regarded as typical, representing the general attitude taken by teachers in our public schools on the matter of evolution (at least such is the tenor of the replies reported in the Literary Digest). A more dangerous atmosphere to which to expose the faith of Christian children may hardly be conceived. Unless the Spirit by a special grace guards them against the deadly poison, Christ will soon be eliminated from their faith and their religion will naturally be reduced to a vague feeling of dependence on some superhuman and overruling power, coupled with the idea that a cheap morality will easily suffice to satisfy the demands of God's justice and holiness. We can but subscribe to Mr. Bryan's remark:

"I have been informed that Dr. Birge teaches a Sunday School class but that cannot have any weight in this controversy until we know what he teaches. If he teaches his Sunday School class that man has brute blood in him and that he was not made by separate act in the image of God and put here, as the Bible tells us he was, as a part of God's plan, the more he teaches the more harm he does. In my opinion a professing Christian who takes that view does far more harm than any person could do who admitted himself an atheist."

\* \* \* \* \*

M.

**Neutrality in Education.** — What should the public school teach regarding the origin and the destiny of man? On account of the separation of Church and State it cannot teach the Bible doctrine; nor ought it to teach evolution because that is repulsive to many of its patrons. Mr. Bryan suggests that its teachings in this field should be strictly neutral.

"My contention is that we should have a real neutrality, if we are to have neutrality at all, and that the Bible should not be attacked under the guise of either science or philosophy. In Boston an evolutionist insisted that teachers had a right to teach what they pleased. There is no justification whatever for such a statement. Teachers are employed to teach what their employers want taught.

A teacher must have a very high opinion of himself if he claims the right to undo in the school all that the parents endeavor to do at home and at the same time eat his daily bread out of the parents' hand. No teacher in an institution supported by taxation has any right to teach his class that the Bible is a collection of myths and no president of a university deserves to be president who would allow such a teacher to remain in the university."

Yet, — what is neutrality? And is real neutrality possible?

Let us imagine the most favorable conditions, from the Christian standpoint. Let us assume that the teacher is a devout Christian, who firmly believes the Bible report of the creation of man, who also fully understands and loathes the blasphemous hypotheses of evolution. Let us also assume that he is able and willing to present a forcibly as possible the evolution falsehoods in their most enticing form. Yet as a Christian he cannot deny his Christ even while presenting Darwin's views. Although stating them correctly, he cannot but denounce them. And if he is in any way worth his salt as a teacher, his simple Christian confession will go far to neutralize the formal neutrality of his instruction.

Or, let us assume that the teacher is an outspoken atheist. Let us assume that he, however, honestly endeavors to do justice to the Bible account of creation, which he considers — a fable, to say the least. Can he present impartially both the hypotheses of evolution, which to him are the height of wisdom, the non plus ultra of science, and the creation story of the Bible, which to him is foolishness? Atheism is not an attitude of the intellect, it is a condition of the heart; it is not pardonable ignorance of God and His ways, it is bitter enmity (cf. Rom. 8, 7). A sincere atheist cannot without railing present the doctrine which he detests. He cannot, without denying himself, remain neutral in his instruction.

There is another possibility, worse by far than the one just sketched, and apparently the most prevalent. The teacher, as is the case of Dr. Birge, does not sense the irreconcilable divergence of the two beliefs, the belief in the creation story and the belief in evolution. His Christianity has become so diluted with the guesses of scientists, so denatured, that he imagines to see happy harmony between the two most contradictory dogmas. How can anyone expect a Dr. Birge to shape his instruction according to the demands of real neutrality? It is a psychological impossibility to present a subject correctly which you yourself do not understand.

Neutrality is a very good thing — on paper.

In Germany they are reorganizing their schools. A fierce struggle is raging between the various factions. One of the school systems recommended for adoption is the so-called "Gemeinschaftsschule" or "Simultanschule", a school which in theory is similar to our own public school, with the exception that a certain period on the daily program is reserved for religious instruction, which, however, it is not the duty of the regular teachers to impart but which must be provided by the various denominations for their children. The school as such is supposed to be neutral. Here is what one of the opponents of the "Gemeinschaftsschule" has to say ("Deutsche Zeitung", Aug. 18, 1921):

„Ist es wirklich gleichgültig, wenn früh im Religionsunterricht der Simultanschule vom Walten Gottes in der Welt gesprochen wird, die jungen Herzen groß und weit dabei werden, und zwei Stunden später vielleicht ein atheïstischer oder jüdischer Lehrer — auch diese dürfen an der Simultanschule unterrichten! — kommt und den Glauben an göttliches Walten in der Natur für unvereinbar mit den ‚gesicherten‘ Ergebnissen der Wissenschaften erklärt? Wo ist da die Einheitlichkeit der Erziehung, die allein Erfolg verbürgt?“

„Es ist ferner nicht richtig, daß z. B. in Erdkunde, Naturkunde und Deutsch der konfessionelle Geist von ‚vollkommener Bedeutungslosigkeit‘ sei. Ist es wirklich gleichgültig, wenn im erd k u n d l i c h e n Unterricht der evangelische Lehrer seinen evangelischen Schülern erzählt, wie er auf der feste Koburg gestanden, auf der Luther das Schutz- und Trutzlied der Deutschen ‚Ein‘ feste Burg ist unser Gott‘ zum erstenmal gesungen; wenn er ihnen erzählt, welche Gedanken durch seine Seele zogen, als er in der Lutherstube auf der Wartburg geweilt, in der Luther ‚seinen lieben Deutschen‘ das Neue Testament deutsch in der unergleichlich schönen Sprache gab, und Luther damit zum Schöpfer der deutschen Sprache überhaupt wurde? In der Simultanschule ist es unmöglich, auf die geschichtliche Bedeutung solcher Stätten einzugehen!“

„Ist denn ein farblosere Geschichtsunterricht als der in der simultanen oder weltlichen Schule überhaupt denkbar? Redet der Lehrer von Luther als dem Befreier von den Irrlehren Roms, ruft der Katholik: Halt ein, nimm Rücksicht auf den Andersdenkenden! Stellt der Lehrer Luther als Ketzer und Volksschädling hin, wird sich der Protestant empören. Sagt der Lehrer, über allem stehe der Herr der Geschichte, wird sich der Dissident oder Atheist verletzt fühlen. Spricht er schließlich vom alten Rom und seinen Sklaven, von der Zurücksetzung der Frau im Orient — wird er nicht auf die Lehre des Jesus von Nazareth hinweisen müssen? Auf die Lehre des Gottessohnes, der in die eine Waagschale nur eine einzige Menschenseele und in die andere die ganze Welt in ihrer Pracht, mit ihrer Lust und ihrem Schmerz legt und diese Schale in die Höhe schnellen läßt? Auf die Empfindungen Andersdenkender ist nun einmal nach der Reichsverfassung Rücksicht zu nehmen! — Ist unter den Lesern der ‚Deutschen Zeitung‘ wirklich jemand, der glaubt, daß ein

jüdischer Lehrer im Geschichtsunterricht von den unergleichlichen Taten der Hohenzollern so sprechen wird, daß den Kindern das Herz aufgeht, ein heiliges Leuchten aus ihren Augen strahlt, daß sie stolz werden, Deutsche zu sein, daß sie schmerzend empfinden, was einst war, was wir den Zollern und andern Fürstengeschlechtern zu danken haben.“

The application to our own public schools is not difficult. How may we e. g. expect our modern Tories, who deeply regret that our country no longer is a colony under the dominion of the “mother country”, to instill patriotism into the hearts of their pupils, to thrill them with the love of their country and its constitution, or to make them throb with joy at the thought of the spirit and achievements of him who was “first in war, first in peace, and first in the hearts of his countrymen”? They probably would rather drop quietly the observance of his birthday as a national holiday.

It is evident that a school in which the instruction is colorless cannot claim to educate its pupils, to lay the foundation of character. A vigorous manhood cannot be produced by an undecided instruction. Moreover, what kind of teachers do we expect to find in neutral schools? For what kind of minds will the work of giving neutral instruction have any attraction? Will a man of vigorous character feel any inclination to serve in a school in which he cannot, dare not, educate? Only a weakling, one who is neutral in his own convictions, will find any satisfaction in doing neutral educational work.

Yet in order to be fair to all taxpayers who contribute to the maintenance of our public school system and who patronize it, a real neutrality must be insisted on. And if it is obtainable in no other way, the aid of the law may have to be called in. In the Kentucky House of Representatives a bill was recently introduced forbidding the teaching, in any school supported wholly or in part by the state, of “Darwinism, atheism, agnosticism or evolution as it pertains to the origin of man”. (Later reports carry the information that the measure was lost by a vote of 42 to 41.)

It does not require great vision to foresee whither such legislation, once it is begun, will lead. A flood of bills may be expected, forbidding the teaching of this theory or that because it is offensive to some group of taxpayers. All citizens are certainly not agreed on all questions of hygiene, of sociology, of political economy, etc., etc. And thus by a process of legislative eliminations our schools might gradually be reduced to teaching the three R's.

The principle is correct. The teaching in the public school must not be offensive to a single taxpayer, it must be strictly neutral. But then the school ceases to be an educational institution except incidentally, in so far as no imparting of knowledge is possible without exerting educative influence.

For a Christian the matter is simple. He knows there is only one education worthy of the name, the Christian education. Needless to say it is positive and uncompromising, incapable of making a truce with error, or of granting concessions. It is vigorous, aiming to lead to strong Christian manhood, building up character. It is no more and no less than a bringing up of the children strictly in the fear and admonition of the Lord. Only a school in which this education is offered is good enough for our children. M.

\* \* \* \* \*

über den weiteren Verlauf der Schulbedrängnis in Canada. — Unter dieser Überschrift bringt Herr Prof. L. Fürbringer im „Lutheraner“ folgende Zuschrift aus Stony Plain, Alberta, zum Abdruck: „Ein kurzes Wort über unsre Schule. Lezten Samstag waren die Väter aller unsrer Schulkinder eingeladen, vor Gericht zu erscheinen. Die Anklage lautete auf ‚übertretung des Schulgesetzes‘. Das Gesetz lautet: ‚Ein Kind muß die öffentliche Schule besuchen, es sei denn, daß es nach der Meinung des Hauptinspektors zu Hause oder sonstwo in tüchtigem (efficient) Unterricht sich befindet.‘ Nun hat der Inspektor die Schule für ‚untüchtig‘ (inefficient) erklärt, und somit gehen unsre Kinder in den Augen des Gesetzes nicht in die Schule. Wie wir jetzt von unserm Anwalt erfahren haben, wird es auch nichts nützen, daß man versucht, dem Richter klarzumachen, daß unsre Schule doch efficient sei. Der Richter fragt nicht nach der Schule, sondern bloß: ‚Was sagt der Inspektor über die Schule?‘ Dessen Wort und Urteil ist unantastbar. Er kann nicht einmal aufgefordert werden, vor Gericht zu sagen, wie er zu seinem Urteil gekommen sei. Sein Wort ist das Gesetz des Landes. Das sind natürlich traurige Zustände. Diese Bestimmung ist erst seit wenigen Jahren in das Gesetz eingefügt worden. Man hat ohne Zweifel diese Bestimmung eingefügt einzig und allein zu dem Zweck, dem es seitdem gedient hat: alle Privat- und Gemeindeschulen zu schließen (außer natürlich die katholischen; diese erfreuen sich seit Quebecs Eintritt in den Staatenbund besonderer gesetzlicher Vergünstigungen). Unser Anwalt wird nun nachzuweisen suchen, daß eine solche Bestimmung gegen das Landesgesetz ist. Das sollte ihm nicht allzuschwer fallen. Die ganze Sache ist auf den März verschoben. Gott schütze unsre Schulen!“

Die nach der Zuschrift für März in Aussicht gestellte Verhandlung und Entscheidung der Angelegenheit hat nicht stattgefunden. Die Sache ist noch in der Schwebe. Zweimal wurde die Verhandlung verschoben; das letztemal auf Ersuchen des Staatsanwalts. Das läßt mancherlei vermuten und nichts Gutes ahnen.

Aus jenem Vorfall können wir auch für unsre eignen Schulkämpfe lernen. Es liegt auf der Hand, daß wir nur dann einige Aussicht auf Erfolg haben können, wenn wir unsre Schulen auf der Höhe der Leistungsfähigkeit halten. Wir müssen unsre Lehrer so tüchtig ausbilden, wie es menschenmöglich ist. Wir müssen für die äußere Ausstattung unsrer Schulen aufs kräftigste sorgen. Geben wir uns hierinnen irgend eine Blöße, so bie-



ten wir damit unſern Gegnern eine ſehr willkommene Handhabe, unter dem Schein, daß ſie für Hebung des Schulweſens eintreten, unſre Schulen zu unterdrücken, weil ſie unzulänglich ſeien.

Aber damit, daß wir unſre Schulen auf der gleichen Höhe der Leiſtungen mit den öffentlichen halten, iſt es noch nicht getan. Die Gegner bekämpfen uns nicht unſrer Leiſtungen wegen, der wahre Grund liegt tiefer. Die Gegner unſrer Schulen ſind vor allem die Freimaurer. Ihr Eifer iſt religiöſer Natur. Sie haſſen unſre Schule um des Evangeliums willen. Darum genügt ihnen irgend ein Vorwand, wie ſadeneheilig er auch ſein mag, gegen uns einzufchreiten. Können ſie unſre Leiſtungen nicht tadeln, ſo muß die Sprache herhalten. Es ſoll der für die Ausübung demokratiſcher Bürgerrechte und -pflichten nötigen Intelligenz hinderlich ſein, wenn jemand vor dem 9. Grad zwei Sprachen bemeiſtern lernt. Oder eine Privatſchule muß an und für ſich dem Geiſt der Demokratie widerſtreiten. Darum gilt es, daß wir uns keinen trügeriſchen Hoffnungen hingeben.

Daraus ergibt ſich, daß wir uns nicht damit begnügen dürfen, unſre Schulen auf der Höhe der Leiſungsfähigkeit zu halten, wir müſſen vor allen Dingen ihren eigentümlichen Charakter pflegen, der die Berechtigung ihrer geſonderten Exiſtenz begründet: Unſre Schulen ſollen vor allen Dingen chriſtliche Erziehungsanſtalten ſein. So lange wir dieſes Ziel klar im Auge behalten, ſo lange wir unſre Schulen dieſem Ziele anpaſſen, und ſo lange wir unſre Schulen um dieſes Zieles willen pflegen, ſo lange, aber auch nur ſo lange, können wir ſie mit voller Überzeugung pflegen, können wir mit Einſetzung voller Kraft für ſie kämpfen, können wir auch bereit ſein, für ſie und mit ihnen unterzugehen. Hier gilt es, daß wir uns immer wieder vor den Augen unſers Heilandes einer unnachſichtigen Selbſtprüfung unterziehen und Gott brünſtig bitten, daß er trotz unſrer Mängel ſeine Hand nicht abziehe.

Und noch eins. Obiger Bericht zeigt auch einen Fehler in der Kampfesweiſe, der etwas ſehr Verführeriſches hat, und den wir auch zu begehen verſucht ſind. In unſerm Lande richtet ſich die Feindſchaft gegen alle Privatſchulen, aber in erſter Linie häufig ausgeſprochenermaßen gegen die katholiſchen. Da wird der Gedanke nahegelegt, daß alle Privatſchulen ſich gegen den gemeinſamen Feind zuſammenschließen und den Kampf als Verbündete führen. Vor mehr als dreißig Jahren (im Bennett = Schulkampf) habe ich hiergegen ſchon aus dem Munde Dr. Ernſts das ſchlagende Argument gehört, daß eine Verbindung mit Katholiken, wenn auch nur zur politiſchen Abwehr des gemeinſamen Feindes, unſre Sache in den Augen unſrer eignen Leute mit Notwendigkeit in ein ſchiefes Licht rücken müſſe; und daß ihr dabei an innerer Kraft ungleich mehr verloren gehe, als ſie an äußerer Unterſtützung gewinne.

Obiger Bericht aus Canada zeigt von einer andern Seite, wie gefährlich eine Bundesgenoſſenſchaft der Katholiken uns werden kann. Die Katholiken kämpfen nicht für unſre Schulen. Sie kämpfen für ihre eignen auch nicht in dem ſelben Sinn, wie wir für unſre kämpfen. Bei uns handelt es ſich darum, daß dem von der Schrift und natürlichem Recht aufgeſtellten

Grundfaß über Erziehung als eigentliche Aufgabe der Eltern Geltung verschafft werde, oder eigentlich erhalten bleibe. Als nächstes Ziel schwebt uns wohl vor, daß wir selbst nicht in der Erfüllung unsrer Aufgabe gehindert werden; aber damit begnügen wir uns doch nicht, wir wollen allen Eltern die ungestörte Ausübung ihres Elternberufs gesichert wissen. Das ist es aber nicht, um was es sich den Katholiken handelt. — Dazu ist die katholische Kirche von je her sehr affomodationsfähig gewesen. Sie weiß aus jeder Lage Nutzen zu ziehen. Sie wird deshalb unsre Bundesgenossenschaft gerne zur Erreichung ihrer Ziele gebrauchen, und wird dann bei gegebener Gelegenheit ebenso unbeirrt uns fallen lassen, ja sich gegen uns wenden.

Gott wird unser Beistand sein. Er hat uns eine Waffe gegeben, die unüberwindlich ist, sein Wort. Er gebe, daß dieses bei uns je mehr werde  
*συγκεκρασμένος τῇ πίστει.* M.

\* \* \* \* \*

**Bekennniskirche und Volkskirche.** — Dem „Ev.=Luth. Zeitblatt“\*), dem Organ des „Lutherischen Bundes“ entnehmen wir den folgenden, von Herrn Dr. Amelung geschriebenen Artikel, der auf zwei Fragen eingeht, die wir in der Januar=Nummer der Quartalschrift (S. 62f.) gestellt hatten:

„Eine vorläufige Antwort. Herr Professor A. Pieper von der ev.=luth. Wisconsin=Synode, den wir im vergangenen Sommer in der deutschen Heimat begrüßen durften, hat in Nr. 1 der „Theologischen Quartalschrift“ (redigiert von der Fakultät des ev.=luth. Seminars zu Wauwatosa, Wis.) zwei von mir verfaßte Berichte zum Abdruck gebracht und jedem eine Frage hinzugefügt. In Nr. 11 des vorigen Jahrgangs, S. 207, hatte ich meine Freude darüber ausgesprochen, daß Pastor Liebster=Thelka im Neuen Sächf. Kirchenblatt einer reinlichen Trennung zwischen Positiven und Liberalen das Wort geredet und die Gründung einer liberalen Kirchengemeinschaft in Aussicht gestellt hatte. An meine Worte heftet Prof. Pieper die Frage: „Und werden die Lutheraner austreten, wenn die Liberalen bleiben?“ (S. 62.) Durch diese Frage wird die hochwichtige Frage nach der G r e n z e der B e k e n n n i s k i r c h e aufgerollt bezw. die Frage: Wann ist es Pflicht, aus einer Kirche auszutreten? Wir haben schon im vorigen Jahr beschlossen, diese Frage im Lauf dieses Jahres im Ev.=Luth. Zeitblatt gründlich zu behandeln. Wir hoffen, daß verschiedene Brüder zu dieser brennenden Frage das Wort ergreifen und auch auf die von Professor Pieper gestellte Frage antworten werden. Ich möchte dem nicht vorgreifen, begnüge mich heute vielmehr mit folgender Feststellung: Der Lutherische Bund ist darin durchaus eins mit Prof. Pieper, daß er ein Zusammenbleiben der „Altgläubigen“ — um mich kurz auszudrücken — und der „Neugläubigen“ in derselben Kirche auf die Dauer für unmöglich hält. Das zu erstrebende Ziel ist eine reinliche Scheidung, die mit donatistischen Anwandlungen nichts zu

\*) „Evangelisch=Lutherisches Zeitblatt“, Organ des Lutherischen Bundes. Herausgegeben von Superintendent A n t h e s, Reichelsheim (Odenwald) und Professor Dr. A m e l u n g, Dresden=N., Leubnitzstraße 2. Preis jährlich für das Ausland M. 40.00 (etwa \$1.00). Zu beziehen durch das Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis.

tun hat. Eine Meinungsverschiedenheit besteht wohl nur in bezug auf den Weg, auf dem wir zu dieser Scheidung gelangen. Darüber gilt es sich verständigen. Daß es in Gebieten, in denen das Lutherische Bekenntnis aufgehört hat, rechtlich als alleinige norma publica zu gelten oder in denen die klare, unzweideutige Verpflichtung des Lehrstandes auf Schrift und Bekenntnis in Wegfall gekommen ist (wie in den unierten Gebieten, neuerdings auch in Hamburg und Thüringen), der Weg des Austritts der Gegebene ist, erkenne ich ohne Einschränkung an. Anders liegt die Sache in den Kirchengebieten, in denen die Voraussetzung für Fortsetzung des Kampfes in Rechtsgültigkeit des Bekenntnisses noch besteht. Hier heißt es diesen Kampf mit voller Entschiedenheit, ohne Rücksicht auf die dem Fleisch etwa unbedeuten Folgen aufzunehmen und durchzuführen. Der schwere Fehler, den viele persönlich auf dem Lutherischen Bekenntnis stehende Kreise in unsern lutherischen Landeskirchen seit Jahrzehnten gemacht haben, besteht darin, daß sie es in diesem Kampf an der rechten Entschiedenheit haben fehlen lassen, daß sie sich vielfach einem resignierten *laissez faire, laissez aller* hingegeben haben. Hier heißt es, die Posaune ertönen lassen, aus dem Schlafe erwecken, aufklären über Bedeutung und Notwendigkeit des Kampfes und sammeln. Das zu tun hat der Lutherische Bund bisher als seine wichtigste Aufgabe angesehen, und Gott der Herr hat seinen geringen Dienst auch gesegnet. Die lutherischen Brüder in Amerika mögen nur bedenken, daß wir in unserer Arbeit, soll anders sie Erfolg haben, auch Geduld beweisen müssen, daß es mit dem bloßen Drängen nicht getan ist. Für jedes Wort brüderlicher Mahnung aber nicht lässig zu werden in dem uns verordneten Kampf und das Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren, sind wir ihnen dankbar.

Die andere Frage heftet Prof. Pieper an einen von mir im *Ev.=luth. Volksblatt* erstatteten Bericht über eine erhebende Feier des „*Ev.=luth. Landesverbandes für die weibliche Jugend in Sachsen*“, die am 31. 10. v. J. in und vor der Dresdener Frauenkirche stattfand, an. Ich hatte in dem Bericht geschrieben: „Von der Volkskirche wird zwar viel geredet, aber von einer gesunden Volkskirche, die diesen Namen verdient, ist wenig zu sehen.“ Prof. Pieper schreibt im Anschluß an diesen Bericht: „Aber ist denn eine gesunde Volkskirche ein Ding der Möglichkeit? Und der ‚Lutherische Bund‘ ist berufen, eine gesunde lutherische Kirche in Deutschland zu bauen, nicht eine Volkskirche, zu welcher auch offenbare Nichtchristen als Glieder gehören.“ Diese Worte Prof. Piepers beweisen mir aufs neue — worauf ich im *Ev.=luth. Zeitblatt* wie im *Ev.=luth. Volksblatt* schon oft hingewiesen habe —, wie vorsichtig man in Anwendung des vieldeutigen Begriffs „*Volkskirche*“ sein muß. Ich hätte ihn auch in dem angeführten Satz lieber vermeiden sollen, um jedes Mißverständnis auszuschließen. Unter „*Volkskirche*“ wollte ich fürwahr nicht eine das gesamte Volk umfassende Kirche, eine von Herrn Omnes regierte Massenkirche verstanden wissen — die kann freilich nicht gesund sein —, sondern eine Kirche, deren Einfluß sich auch im Volksleben spürbar geltend macht, in der sozusagen Volksleben und Kirchenleben sich zu einer gesunden Einheit ergänzen. Ich glaube, Prof. Pieper würde besser verstanden haben, in welchem Sinne ich

von „gesunder Volkskirche“ geredet habe, wenn er die leztbergangenen 50 Jahre nicht in Amerika, sondern in Deutschland gelebt hätte. Vor 50 bis 60 Jahren gab es in meiner hessischen Heimat Dörfer, in denen der Gottesdienstbesuch selbstverständlich war, in denen kirchenzuchtliches Vorgehen gegen offenbare Predigt- und Sakramentsverächter und erst recht gegen die in groben Sünden Lebenden dem Gesamtbewußtsein des Dorfes (nicht etwa nur der „Kirchgemeinde“) entsprach, in denen kirchliche Feste, vor allem Missionsfeste *Volksfeste* im edelsten Sinn des Wortes waren, an denen das gesamte Dorf teilnahm. Alle Dorfbewohner schmückten die Häuser, Gärten zu beherbergen sahen alle für eine Ehre an. In der Lüneburger Heide kann Prof. Pieper jetzt noch Ähnliches erleben. Er sollte einmal ein Hermannsburger Missionsfest mitfeiern, um zu begreifen, was ich unter „gesunder Volkskirche“ verstehe. Solche in meiner Seele haften gebliebene Eindrücke wurden lebendig, als der große Neumarkt in Dresden am 31. 10. 21 der Kirche gehörte, eine Stunde wenigstens unter ihrem Einfluß stand. Deshalb brauchte ich in meinem Berichte den Ausdruck „gesunde Volkskirche“. Ich glaube, wir müssen uns darauf schicken, daß die lutherische Kirche der Zukunft in unserem deutschen Vaterland sehr klein sein wird. Das soll uns aber nicht hindern, an unserem ihr entfremdeten Volk zu arbeiten, alles zu tun, um es unter das Kreuz zurückzuführen. Daß wir da auf keine großen Erfolge rechnen dürfen, wissen wir wohl. Wir müssen und wollen sehr bescheiden sein, uns aber auch nicht durch etwaige Mißerfolge abhalten lassen, weiter an unserem Volke zu arbeiten. Wir wollen uns in dem Bewußtsein, daß wir unserem Volk Großes, Herrliches zu bringen haben, nicht durch solche Mißerfolge in die Enge treiben lassen. Erleben wir dann einmal ein als Ganzes Missionsfest feierndes Dorf, einen Großstadtplatz, auf dem Tausende von jugendlichen Kehlen ihr „Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Enden“ glockenrein zum Himmel empor erklingen lassen, dann wollen wir uns über solch Stücklein „Volkskirche“, besser hätte ich vielleicht gesagt „christliches Volk“, von Herzen freuen und rufen: O Herr erbarme dich über unser armes in der Irre gehendes Volk und ziehe es zu dir!

Nun weiß Herr Prof. Pieper, in welchem Sinne ich von „Volkskirche“ geredet habe, und ich hoffe, er gibt den Verdacht auf, als verkennte ich die Hauptaufgabe des Lutherischen Bundes, an dem Bau einer gesunden lutherischen Kirche in Deutschland zu bauen.“

Da Herr Dr. Amelung so freundlich gewesen ist, auf meine Fragen einzugehen und eine baldige weitere Diskussion wenigstens der ersteren in Aussicht stellt, so möchten wir unsere Stellung in beiden Fragen etwas bestimmter darlegen, zugleich versichernd, daß das in freundlichster Gesinnung geschieht.

Zu Punkt 1: Ich glaube, daß wir strengen Lutheraner Amerikas mit dem, was Herr Dr. Amelung über diesen Punkt sagt, grundsätzlich übereinstimmen. Wie man einen sündigenden Bruder nicht sofort, sondern erst nach Erschöpfung der gegebenen Ermahnungsmittel aus der christlichen Gemeinde auszuschließen hat, Matth. 18, 15—17, so darf analog die Trennung von einem offenbar falschen Lehrer erst dann erfolgen, wenn alle Ermahnung

zur Umkehr erfolglos geblieben ist. Füllen wir mit seinem Ausschluß, außer wo sein Irrtum im Festhalten an einer grundstürzenden, den Glauben erhebenden Kezerei besteht, auch nicht das Urteil „Heide und Zöllner“ über ihn, so ist doch jede festgehaltene Irrlehre nicht nur offenbare, sondern auch öffentliche Sünde und öffentliches Ürgerniß, eine Verderbung des Wortes und eine Verführung der Seelen, fremde Sünde, deren kein Christ sich theilhaftig machen darf, deren er sich aber dadurch theilhaftig macht, daß er den betreffenden Irrlehrer als Bruder oder gar als seinen Pastor anerkennt. Dies ist die prinzipielle schriftgemäße und auf geraume Zeit hinaus auch historische Stellung der lutherischen Kirche zur Union. Auf Grund derselben schied sich Luther vom Papst, von Zwingel und von jedem festbleibenden Irrlehrer. Das Zustandekommen und die Annahme der Konfordinformel in jedem Artikel ruht auf keinem andern Grunde. Erst der Pietismus und dann natürlich der Rationalismus hob diese historische und prinzipielle Stellung der lutherischen Kirche grundsätzlich auf. Mit dem letzteren setzte sich die „Gleichberechtigung der Richtungen“ fest. Als in Preußen die Union, die als solche ursprünglich doch bloß als föderative gemeint war, proklamiert wurde, waren die „rechtlich“ lutherischen Kirchen Deutschlands t a t s ä c h l i c h längst unierte Kirchen, in denen der Liberalismus, wenn er es nicht gar zu groß trieb, neben dem Luthertum Hausrecht gewonnen hatte. Es fehlte bei den vielen in Indifferentismus versunkenen Pastoren und Laien die nötige Aktivität und Energie in der Ermahnung, die die Sache zur Entscheidung gebracht hätte; oder die Remonstranten wurden zum Schweigen gebracht und die falschen Lehrer in Amt und Würden erhalten. „Rechtlich“ war also das Luthertum noch da, t a t s ä c h l i c h bestand der Lehrunionismus. Die Folge davon ist gewesen, daß auch in den rechtlich lutherisch gebliebenen Landeskirchen der Liberalismus sich so fest eingenistet hat, daß es heute bei der Neugestaltung der Kirche den äußersten Kampf kostet, um das lutherische Bekenntnis in seiner Reinheit und Erklusivität wieder zur Geltung zu bringen.

Doch die Zeit der Landeskirchen von der alten lutherischen oder unierten „Rechtlichkeit“ ist ja nun bald vorbei, und die Frage der Scheidung von ihnen kann garnicht mehr aufkommen, weil der Staat die Kirche aus seinen Armen entlassen hat, den alten status quo nur noch zu dem Zweck einer Neubildung in Selbständigkeit aufrecht erhält, das alte Kirchenrecht aber in demselben Augenblick zerschlägt, in welchem die Kirche eines Landes ein neues (respektive das alte) Bekenntnis und neue Ordnungen angenommen hat. Was für ein Bekenntnis eine Kirche annehmen, welche Ordnungen sie einführen will, hängt nicht davon ab, was bisher rechtlich gewesen ist, sondern davon, wofür die Majorität sich entscheidet, siehe Thüringen, Hamburg. Und daß auch die Lutheraner in Sachsen und anderswo, speziell der „Lutherische Bund“, die Sache so auffassen, geht ja daraus hervor, daß sie in dem gegenwärtigen Interim durch allerlei Anstrengungen, die Majorität der maßgebenden Leute für die Neuaufstellung des alten, respektive eines besseren lutherischen Bekenntnisses zu gewinnen mit den Gegnern im Kampf stehen. Bis dieser Kampf kirchlich — meinetwegen auch rechtlich — entschieden ist,

ist eben Kampfeszeit, und da ist es nicht Zeit, sich zu separieren, das hieße ja fliehen, sondern zu kämpfen, bis der Kampf entschieden ist. Dann muß die Separation kommen, wenn die betreffende Landeskirche ein echtlutherisches Bekenntnis nicht annimmt, bezw. dann, wenn sie das rechte Bekenntnis zwar wiederum auf Papier setzt, aber nicht zugleich die menschlichen Garantien dafür gibt, daß es auch durchgeführt werde.

Das Letztere ist uns schließlich das Entscheidende. Wir haben in Sachsen einen „lutherischen“ Pastor getroffen, der die Gottheit Christi leugnete, in Mecklenburg einen Hauptpastor, der zwinglisch vom Abendmahl lehrte, einen Berliner Lutheraner, der nicht bereit war zu bejahen, daß Gen. 1 inspiriert sei. Ein lutherisches Bekenntnis, das solche Zustände duldet, ist gar kein Bekenntnis. Es ist schlimmer als das neue Thüringer.

Nun zu dem Punkt „Volkskirche“, „gesunde Volkskirche“. Hier handelt es sich lediglich um den Begriff. Ich habe mir redlich Mühe gegeben, durch persönliche Unterredung mit führenden Männern und durch Lektüre dahinter zu kommen, was man sich in Deutschland darunter vorstelle und hin zu der Definition gekommen, die ich im Anfang meines Artikels in der gegenwärtigen Nummer der Quartalschrift, S. 113, gegeben habe. Ich glaube, sie ist absolut korrekt, wenn sie sich örtlich auch bald besser, bald schlechter gestaltet. Herr Dr. Amelung schreibt, er verstehe unter Volkskirche nicht eine das gesamte Volk umfassende Massenkirche, eine von Herrn Omnes regierte Massenkirche, sondern eine Kirche, deren Einfluß sich auch im Volksleben spürbar geltend macht, in der sozusagen Volksleben und Kirchenleben sich zu einer gesunden Einheit ergänzen. Und dann weist er auf sein heftiges Heimatdorf, auf Hermannsburg und seine Missionsfeste hin, wo das der Fall sei, und bedauert, daß ich die letzten 50 Jahre nicht in Deutschland gelebt hätte, um davon denselben schönen Eindruck zu gewinnen, wie er ihn gewonnen hat. Nun habe ich zwar nicht die Gelegenheit gehabt, einem Hermannsburgers Missionsfest beizuwohnen, die ja weltberühmt sind, aber ich war doch dort und in Neuendettelsau, und von beiden Orten habe ich die schönsten Eindrücke mit hinweggenommen. Ich hatte den Eindruck an beiden Orten — gerade wie im Dresdener Diakonissenhause: Hier gibt's ja wohl keine Unchristen. Aber das gibt mir noch keinen klaren und festumrissenen Begriff von Volkskirche. Ich kenne — teils aus meiner deutschen Jugendzeit, teils durch meine späteren Besuche hundertmal mehr örtliche Volkskirchen in Deutschland, in denen es ganz anders aussieht als in Neuendettelsau und Hermannsburg, in denen nicht die Kirche das ganze Volksleben, sondern das gottlose Volkswesen die Kirche durchdrungen hat und beherrscht — hier und da bis auf den orthodoxen Pastor, der nach dem Gottesdienst bis 12 Uhr in der Nacht mit den spielenden, fauenden und raufenden Bauern spielt, fauft und rauft. Ist das nun eine Volkskirche oder ist es keine? Mein ganzes Heimatdorf gehörte zur Volkskirche. Der Gutbesitzer, der Krüger, der Förster, der herrschaftliche Gärtner, der Chauffeegeldeinnehmer, der Bahnhofsvorsteher, der Postmeister und ein „gebildeter“ Bauer waren erklärte Nationalisten und erbauten sich des Sonntags in einem mir sehr bekannten Hause sonntäglich an der „Tante Wof“, anstatt

in die Kirche zu gehen. In der Kirche fand man sonntäglich von 200 Dorf-  
bewohnern 15 bis 20 Personen, an den hohen Festen, besonders zu Palm-  
sonntag, mehr. Unter den Bauern und Tagelöhnern war die Hurerei ein  
ganz gewöhnliches Ding. Allsonntäglich Tanz und hie und da schreckliche  
Schlägerei zwischen den jungen Männern. Dies Bild könnte ich um eine  
ganze Anzahl böser Striche vermehren. Aber wir waren bei alledem Kirche,  
Gemeinde Christi, Volkskirche. So schlimm sieht es nicht in jedem Dorf  
und jeder Stadt in Deutschland aus; aber unter tausend nur einmal wie in  
Hermannsburg und Neuendettelsau. Kann jemand in Deutschland im Ernst  
glauben, auch nur in einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Ortschaften  
Zustände hervorzaubern zu können, wie sie in den genannten Orten durch  
außerordentlich begabte Männer wie Ludwig Harms und Löhe geschaffen  
worden sind? — In den Städten, großen und kleinen, ist es doch von vorn-  
herein ausgeschlossen.

Aber das bringt uns ja nicht auf einen klaren Begriff von Volkskirche.  
Wir haben in Amerika an viel mehr Orten Zustände wie in Hermannsburg  
und Neuendettelsau, weil die lutherische Gemeinde in der Gegend und in  
der betreffenden Stadt entweder die einzige ist oder doch das gesamte Leben  
der lokalen Bevölkerung mehr oder minder beeinflusst. So mancher Ungläu-  
bige besucht hin und wieder unsere Gottesdienste. Bei Missionsfesten betei-  
ligen sich nichtlutherische Ortsanwohner nicht bloß an den äußerlichen Ger-  
richtungen für die Feier, sondern auch an dieser selbst. Der Ton des öffent-  
lichen Lebens ist durchaus ehrbar, ja äußerlich christlich. Aber macht denn  
das alles die gesamte Ortsbevölkerung zur Kirche, zu einer Volks-  
kirche? Welches sind denn nun die konstitutiven Elemente des Begriffs  
Volkskirche? Bilden auch diejenigen sie, die auch nur ihr äußerliches Leben  
in irgendwelchem spürbaren Maße vom öffentlichen örtlichen Kirchengeist  
beeinflussen lassen? Dann haben wir zweierlei konstitutive Elemente der  
Kirche: Leute, die sich innerlich und äußerlich von der Kirche — besser:  
vom Evangelium — beherrschen lassen, und Leute, bei denen der Einfluß  
der Kirche, des Evangeliums, sich nur im Volksleben, im äußerlichen Leben,  
spürbar geltend macht, also Christen und Nichtchristen. Dies Verhältnis  
setzt Herr Dr. Amelung auch in Hermannsburg voraus, wenn er die Bewoh-  
ner nicht samt und sonders für Christen hält. Das ist aber doch absolut  
gegen den Schriftbegriff von der Kirche. Dieser ist nun einmal „Gemeinde  
der Heiligen oder Gläubigen“. Zur Kirche gehört nicht ein einziger Ungläu-  
biger oder Heuchler, einer der sich bloß in seinem äußerlichen Leben vom  
Evangelium beeinflussen läßt. Nun kennen wir die Gläubigen nicht mit  
Sicherheit, das ist Gottes Sache. Uns hat er geboten, alle diejenigen für  
Christen zu halten, die Christum mit Wort und Wandel bekennen, für luther-  
rische Christen, die sich mit Wort und Wandel zum lutherischen Christentum  
bekennen; und bei dem Urteil darüber sollen wir die Liebe walten lassen,  
nur daß die Liebe aus der Wahrheit sei und nicht diejenigen für Christen er-  
kläre, die es offenbar nicht sind, sonst wird die Kirche bald von Leuten aller-  
lei Glaubens und Unglaubens und von Sündern jeden Kalibers überwuchert  
und jede gebotene Kirchenzucht wird unmöglich gemacht, wie es die heutigen

Landeskirchen Deutschlands, lutherische und unlutherische, zur Genüge zeigen. Wenn man nach diesen Grundsätzen bei der neuen Kirchenbildung in Deutschland verfährt, kommt man zu der Bekennerkirche, der einzigen gottgefälligen Form der Kirche, die allein auch die Kirche bei der Reinheit der Lehre und gottseligem Leben bewahrt.

Eine solche Kirche ist auch eine Volkskirche im wahren Sinne des Worts. Sie umschließt äußerlich nur diejenigen, die sich mit Wort und Tat zu ihr bekennen; aber sie arbeitet mit ihrem Evangelium in die Massen des Volkes hinein, nicht sowohl, um das Volksleben äußerlich zu beeinflussen, als um immer mehr Seelen aus dem Volk für Christum und sich zu gewinnen. Herr Prof. Hilpert von Rostock, dessen Bekanntschaft wir zu machen kürzlich die Freude hatten, hat uns sein Büchlein "Ecclesiola in ecclesia" verehrt. Wir wunderten uns, wie ein Lutheraner auf diesen pietistischen Ausdruck als Titel seiner Schrift kommen konnte. Wenn der verehrte Herr Verfasser sein Werk "Ecclesia in populo" überschrrieben und demgemäß vieles darin anders geschrieben hätte, könnten wir ihm durchweg beistimmen.

Warum will man in Deutschland einerseits in die Kirche hineinrechnen, was doch absolut nicht zu ihr gehört, andererseits — wie die Gemeinschaftsleute das tun — zweierlei Kirchen, eine echte ecclesiola in einer unechten ecclesia bauen? Es wäre doch so einfach zu sagen: Her zu mir, wer dem Herrn angehört!

U g. P i e p e r.

\* \* \* \* \*

über die Separation in Dorffilm, Thüringen (Munder, Fr. Mechschmidt) berichtet das „Ev.-Luth. Zeitblatt“:

In Neuß ä. L. haben die Wahlen zur verfassunggebenden Synode (vgl. Seite 59 dieses Jahrgangs) nunmehr stattgefunden. Die Frage, die bei den Wahlen die entscheidende Rolle spielte, war die, ob die bisherige Landeskirche von Neuß sich der neuen Thüringischen Kirche anschließen, also ihren klaren lutherischen Bekenntnischarakter aufgeben solle oder nicht. Das Ergebnis ist sehr erfreulich. Von den 15 gewählten Vertretern sind trotz Ur- und Verhältniswahlen 11 gegen diesen Anschluß, halten also an der Bekenntniskirche fest. Diese Synode hat nun die neue Verfassung zu beschließen. Wäre es nicht als ein Fortschritt zu begrüßen, wenn sie diese neue Verfassung so gestaltete, daß sie auch Raum böte für alle, die im übrigen Thüringen wirklich an der lutherischen Kirche festhalten wollen, nicht nur als eine Art neue Vereinslutheraner im Rahmen der neuen Thüringischen Zweckverbandskirche? Denn als eine solche müssen wir die Thüringer Kirche ansehen trotz aller Anstrengungen, die neuerdings gerade von „lutherischer“ Seite gemacht werden, diese Kirche zum mindesten als eine solche Kirche hinzustellen, der auch Lutheraner mit gutem Gewissen angehören könnten. Die Gemeinde Dorffilm in Schwarzburg = Rudolstadt hatte den Kampf für das lutherische Bekenntnis, von dem wir S. 102 ff. berichtet haben, mit voller Entschiedenheit aufgenommen. Sie hatte den Anschluß an die neue Kirche entschieden abgelehnt und sich auf eigene Füße gestellt, natürlich auch das Eigentum der Gemeinde für sich in Anspruch genommen. Leider scheint es nun gelungen zu sein, die Gemeinde zu spalten, wie wir das S. 104 als



wahrscheinlich in Aussicht stellten. Nun sucht man dem Teil, der der neuen Kirche sich anschloß, alle Rechte zu erhalten. Das ist wohl vorläufig gelungen, und die Kirchenbehörde hat mit Hilfe der weltlichen Behörden den Sieg davongetragen. Es sind das Vorkommnisse, die stark an die Unterdrückung der Lutheraner in den Kirchenkämpfen der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erinnern. Wie sich die Gerichte dazu stellen werden, vor die die Sache gebracht worden sein soll, muß sich erst zeigen. Im „Reichsboten“ erschien Ende Januar eine kurze Schilderung dieser Vorgänge unter dem Titel „Verfolgungszeiten in Thüringen“. Dagegen wenden sich nun zwei Artikel in der N. G. = L. N. = B. Nr. 6 und im „Reichsboten“ Nr. 98. Der erstere wird bezeichnet als „von unterrichteter Seite“ zugegangen, der letztere als von dem „Landeskirchenrat der evang.-luth. Kirche in Schwarzburg-Rudolstadt“ selbst zugesandt. Wir können selbstverständlich über die Einzelheiten nicht urteilen, da wir sie nicht aus eigener Anschauung kennen, aber was uns typisch an den beiden Darstellungen erscheint, ist das Streben, den Anschluß der bisher lutherischen Kirche Schwarzburg-Rudolstadts an die neue Kirche Thüringens als etwas ganz Harmloses hinzustellen, das den lutherischen Charakter der Kirche in keiner Weise gefährdet, dagegen den Widerspruch gegen diese neue Kirchengestalt als „eine Separation weniger“, „wie sie schon öfter vorkam“, möglichst geringschätzig zu behandeln. Über allem aber strahlt die Weisheit der „landeskirchlichen Behörden“, durch deren Eingreifen die Gemeinden „aus diesen Wirrnissen erlöst sind“. Dafür, daß es sich hierbei, wie auch zumeist bei den früher vorgekommenen „Separationen weniger“ um ernste Gewissensfragen, um die Erhaltung der lutherischen Kirche und ihres Bekenntnisses handelt, scheint wenig Verständnis vorhanden zu sein. Denn die bloße Behauptung, daß „der Anschluß an die Thüringer evangelische Kirche unter voller Wahrung und Sicherung des Bekenntnisstandes erfolgt“ sei, genügt eben nicht, um die Bedenken zu beseitigen. Man fragt sich immer wieder, ob denn Leute, die so etwas für ausreichend halten, gar nichts aus der Geschichte der Union und der lutherischen Kirche in den letzten 100 Jahren gelernt haben. Wie oft hat es da ähnlich schon gelautet „unbeschadet des Bekenntnisstandes der einzelnen Gemeinde“ oder auch eines bestimmten Kreises. Aber das größere, mächtigere, einflußreichere Unions- oder Zweckverbandskirchengebilde saugt das kleinere Gebilde auf oder erstickt es. Was von lutherischer Kirche übrig bleibt, ist ein kümmerliches Gewächs, dem Licht und Luft zum Gedeihen fehlt. Auch wenn es in dem einen Artikel von Schwarzburg-Rudolstadt heißt „wo bekanntlich der gut lutherische Generalsuperintendent D. Braune waltet“, so kann das uns in unserem Urteil nicht bestimmen. Wir lassen sonst gerne alles Persönliche beiseite, aber in solchem Falle müssen wir sagen ganz allgemein ohne jede persönliche Spitze, wer eine lutherische Kirche, wie es Schwarzburg-Rudolstadt war, in eine solche Mischmaschkirche, wie die neue Thüringer Kirche es ist, hineinführt, der hat in diesem Fall nicht lutherisch gehandelt. Am meisten aber muß es uns erstaunen, wenn nun der Landeskirchenrat von Schwarzburg-Rudolstadt über die neue Thüringer Kirche folgendes verlauten läßt: „Die Thüringer evangelische Kirche verpflichtet jeden Diener am Wort, das Evan-

gelium von Jesu Christi, wie es in der Heiligen Schrift enthalten und in den Glaubenszeugnissen der Reformation Martin Luthers bezeugt und bekannt ist, nach bestem Wissen und Gewissen zu verkündigen, und in feierlicher Stunde hat vor dem Landeskirchentag der Thüringer evangelischen Kirchen im Juni 1921 der Landesoberpfarrer D. Reichardt in Eisenach erklärt, daß unter den Glaubenszeugnissen der Reformation Martin Luthers in erster Linie die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche zu verstehen sind.“

Wir stellen dem gegenüber, was die A. G. = L. N. = B. in Nr. 3 d. J. in ihrem Artikel über Reuß a. L. Spalte 41 und 42 schreibt: „Zren wir nicht, so werden viele Gläubige in Thüringen mit hellen Augen jetzt nach Reuß blicken. Denn trotz aller Belehrung können sich viele mit der neuen Thüringer Evangelischen Landeskirche nicht abfinden; es geschehen ja auch dort Dinge, die den letzten Rest von Liebe zur Kirche auslöschen können. Man seufzt nach Erlösung; man ist auf dem Sprung, mit einer solchen Kirche zu brechen. So sehr wir vor allem menschlichen Machen in Kirchenfragen immer warnen mußten, in Reuß hat Gott selbst geredet, die Gebete der Seinen erhört; nicht Pastoren, nicht Vereine, das Kirchenvolk selbst hat sich für eine Bekenntniskirche entschieden im Gegensatz zu einer Kirche, in der ihm das Bekenntnis nicht gewährleistet schien. Ob Gott damit einen Grundstock, einen Sammelpunkt in Thüringen geben wollte? Wir wollen keinen Rat erteilen; wir stellen nur die Frage: Könnte nicht im Anschluß an Reuß, und im Zusammenschluß mit ihm nun doch eine lutherische Kirche in Thüringen erstehen, nach der viele Christgläubige dort Verlangen tragen? Die Frage ist der Erwägung wert. Daß Reuß eine Gottesstunde hatte, ist kein Zweifel.“ Man achte auf das hier ausgesprochene Urteil über die Thüringer Kirche (das unsrige würde viel schärfer lauten). Haben hiernach die Lutheraner in Dorfilm nicht recht, wenn sie sich weigern, sich dieser Kirche anzuschließen? Oder ist der Anschluß an die Thüringer Kirche, wie man ihn auch von Reuß verlangte, nur dann vertretlich, wenn das „Kirchenvolk“ sich mit großer Mehrheit dagegen ausspricht, wenn aber nur „wenige“, wie in Schwarzburg-Rudolstadt, dagegen sind, dann ist das eine „Separation“. Seit wann entscheidet in der Kirche die Mehrheit? Warum hat man den Luther in Worms so gefeiert, der auch Kaiser und Reich, ebenso wie Papst und römischer Kirche gegenüber festblieb? Darf jetzt ein einzelner Pfarrer mit seinen wenigen Gemeindegliedern nicht festhalten an dem lutherischen Bekenntnis und der lutherischen Kirche? Das ist kein „menschliches Machen“, sondern ein von Gott Sichführenlassen, auch wenn der Weg in geringe Verhältnisse und ins Kreuz hineinweist. „Gottesstunden“ sind nicht nur da, wo er einen Sieg schenkt, der auch den Menschenaugen deutlich ist, sondern vielleicht noch mehr da, wo er heißt hinausgehen außer den Lager und seine Schmach tragen. Wir wünschen den Brüdern in Reuß wie in Thüringen, daß der Herr ihnen die Kirche des reinen Wortes und Sakramentes erhalte und sie zusammenführe.

E. A n t h e s.

## Büchertisch.

Vom Verlag des Schriftenvereins der sep. ev. = luth. Gemeinden in Sachsen, Zwickau, sind der Quartalschrift folgende Sachen zur Besprechung zugeführt worden:

**Verhandlungen der Synode der evang. = luther. Freikirche in Sachsen und andern Staaten bei ihrer 43. Jahresversammlung in Brunsbrock Anno Domini 1921 (Referat über die Kindertaufe).** Preis 30 Cents.

**Eine kleine Kraft** (Offenb. Joh. 3, 8). Werden und Wachsen einer staatsfreien ev. = luth. Gemeinde. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der separierten ev. = luth. St. Johannis-Gemeinde u. A. K. zu Planitz. Im Auftrage der Gemeinde verfaßt von ihrem Pastor W. Willkomm. Mit zahlreichen Bildern. 160 Seiten. Preis in Amerika \$1.00.

**Halte, was du hast!** Eine Warnung an das deutsche Christenvolk vor der revidierten Bibel. Von D. D. Willkomm. Fünfte Auflage. 30 Seiten. Preis 6 Cents.

**Unentbehrlich für jedermann.** Ein Traktat über die Buße. 8 Seiten. Preis 4 Cents.

**„Seid getrost! Fürchtet euch nicht!“** (Matth. 14, 27.) 8 Seiten. Preis 4 Cents.

**Schrift und Bekenntnis.** Theologisches Beiblatt zur „Evangelisch = Lutherischen Freikirche“. Erscheint vierteljährlich. Preis jährlich \$1.00; für Bezieger der „Freikirche“ 75 Cents.

Besondere Aufmerksamkeit verdient in der gegenwärtigen Zeit die Tätigkeit der Synode der evangelisch = lutherischen Freikirche in Sachsen und andern Staaten. Ihr ist von Gott gerade jetzt eine hohe Aufgabe zugewiesen. Durch Gottes Gnade wird bei ihr nicht nur das Evangelium lauter und rein verkündigt und die Sakramente werden der Einsetzung Christi gemäß verwaltet, sondern sie hat auch die Form der Organisation, die am besten dem Wesen der Kirche entspricht, die Form, die auch wir hier in Amerika haben. Auch diese Form ist nicht vollkommen und gegen Fehler immun. Wenn wir unsre eigene Geschichte betrachten, können wir uns kaum des Eindrucks erwehren, daß uns etwas Sektenhaftes anklebt. Der ökumenische Charakter des Christentums trat etwas zurück. Das ist eine Gefahr, die dem Freikirchentum mit synodaler Verfassung wohl immer drohen wird, gegen die auch unsre Brüder in der Sächsischen Freikirche auf der Hut sein müssen.

Gegenwärtig sind ja in Deutschland alle Bande stark gelockert. Staat und Kirche trennen sich. Da gilt es für die Kirche neue Formen zu finden, in denen sie in Zukunft leben und den Auftrag ihres Heilandes, die Welt durch das Evangelium selig zu machen, ausführen kann. Bei dieser Umge-

staltung kann man sich, wie es scheint, im Allgemeinen von dem Gedanken nicht los machen, daß die neue Form von der alten nicht wesentlich verschieden sein dürfe. Man glaubt, ohne ein straffes Kirchenregiment nicht auskommen zu können. Der einzige Unterschied, der durch die veränderte Lage geboten erscheint, soll nun darin bestehen, daß die Ämter durch Wahl von unten statt durch Ernennung von oben besetzt werden. Man übersieht dabei ganz, daß das Evangelium nicht Gesetz, sondern lebenspendendes Gnadenmittel ist. Man bedenkt nicht, daß darum die Kirche doch nicht ein Staatswesen, sondern eine Lebensgemeinschaft ist, nicht eine Organisation, sondern ein Organismus. — Die Sächsische Freikirche hat nicht nur die richtige Erkenntnis, sie steht auch durch ihre Existenz im allgemeinen Wirrsal da als ein kräftiges Zeugnis, als ein lebendes Denkmal der Wahrheit Gottes von der Art seines Reiches.

Wie unsre Brüder der hohen Aufgabe, vor die Gott sie gestellt hat, gerecht zu werden suchen, lassen die Geschäftsverhandlungen in ihrem oben angezeigten Synodalbericht erkennen; sowie die Geschichte der St. Johannis-Gemeinde zu Planitz ein konkretes Beispiel von ihrer Arbeit und von Gottes Segen bei solcher Arbeit anschaulich vor Augen führt. Die wichtigste Arbeit der Synode ist die innere Mission. Darüber sagt Herr Präses Rößler (Hamburg) in seinem Jahresbericht: „Damit komme ich gleich auf eine der wichtigsten Arbeiten unserer Synode, auf das Werk unserer Inneren Mission, zu sprechen. Unser Ausschuß für Innere Mission wird jedenfalls noch ausführlicher darüber berichten. Deshalb möchte ich nur kurz folgendes darüber sagen. Das Feld der Inneren Mission hat sich im verfloffenen Synodaljahr gegen frühere Jahre beträchtlich erweitert. Die besonders durch unsere Blätter und Schriften ausgestreute Saat des lautereren Wortes Gottes ist nicht vergeblich gewesen. Im Erzgebirge, im Ruhrgebiet, in Thüringen, in Ostpreußen, besonders auch in den Großstädten und anderswo macht sich zum Teil ein wahrer Hunger nach Gottes Wort bemerkbar. Man hat ja auch in den Staats- und Landeskirchen dem armen Volk lange genug Steine statt Brot und Gift statt Arznei geboten, so daß es geistlich völlig ausgehungert und vergiftet ist. Um nur an einem Beispiel zu zeigen, wie das Werk unserer Inneren Mission sich ausdehnt, darf ich vielleicht darauf hinweisen, daß wir in Hamburg im Vergleich zu früher einen drei- bis vierfachen Kirchenbesuch haben, daß jetzt etwa fünfmal soviel Kinder meinen Unterricht besuchen wie in früheren Jahren, daß in letzter Zeit in jeder Gemeindeversammlung neue Glieder aufgenommen werden konnten. Mehr oder minder wird es auch anderswo so sein.“

Von andern Tätigkeiten der Synode, die eben jetzt von Bedeutung sind, seien erwähnt: Die Errichtung einer theologischen Hilfs- und Beratungsstelle in Leipzig, die jetzt den Namen „Theologisches Seminar der Synode der ev. luth. Freikirche in Sachsen u. a. St.“ führt; Christenverein (vgl. Quartalschrift Jahrg. 18, Nr. 3); Kolloquien mit Vertretern anderer Kirchengemeinschaften.

Die Art und Weise, wie unsre Brüder an die Erfüllung ihrer Aufgabe herantreten, versteht sich von selbst: Zeugnis, Verkündigung. Und doch

muß bei Besprechung oben angezeigter Schriften auch hierauf ein wenig näher eingegangen werden. Das Zeugnis, wie es da zum Ausdruck kommt, kann als ein dreifaches unterschieden werden.

Alle der genannten Schriften dienen wohl zunächst der eigenen Erbauung. Sie sind dazu bestimmt, die Glieder der Synode in der Erkenntnis zu fördern, im Glauben zu festigen, zu neuem Eifer zu begeistern.

Die drei Traktate sind populär gehalten und wenden sich besonders an die verwahrlosten Laien, von denen Präses Köffler in seinem Bericht redet.

Sodann ist da die Zeitschrift „Schrift und Bekenntnis“, die sich an die geistlichen Führer und Berater des Volkes wendet. Und in dieser Verbindung darf auch nicht das treffliche Referat Pastor Reuters über die Kindertaufe unerwähnt bleiben, inwiefern es in erster Linie der eigenen Erbauung der Synode gewidmet war.

In bezug auf letzteres Zeugnis, das sich vornehmlich an Theologen wendet, seien mir noch ein paar Bemerkungen gestattet.

Wie das Referat aufgebaut ist, zeigt zur Genüge eine einfache Aufzählung der Leitsätze. 1. Die Kinder müssen zum Glauben gebracht werden, damit sie selig werden. 2. Die Kinder zum Glauben zu bringen, dazu bedarf es eines von Gott geordneten Gnadenmittels. 3. Das von Gott geordnete Gnadenmittel, die Kinder zum Glauben und somit zur Seligkeit zu bringen, ist ohne Zweifel die heilige Taufe. 4. Die heilige Taufe kann in den Kindern den seligmachenden Glauben wirken. 5. Nach Christi Befehl muß das Taufen mit dem Lehren verbunden sein.

Es fiel mir beim Studium der gediegenen Arbeit ein Satz auf, der m. E. etwas modifiziert werden sollte: „Da es im Grunde nur ein Gnadenmittel gibt, nämlich das Wort des Evangeliums von der Gnade Gottes in Jesu Christo usw.“ Es ist wahr, das Evangelium ist nur eins, die Gnade ist nur eine, wie eben der Heiland nur einer ist. Aber es ist doch nicht genau geredet, daß es nur ein Gnadenmittel gibt. In den Sacramenten ist wohl das Wort ein Hauptstück, ja das Hauptstück, aber das ist doch nicht die Predigt des Evangeliums im allgemeinen, sondern das spezielle Wort der Einsetzung und Verheißung. Warum wirkt die Predigt des Evangeliums (und als ihr Korrelat das Gehör) den Glauben? Weil Jesus gesagt hat: Predigt. Ähnlicher Weise ist die Taufe das Bad der Wiedergeburt, weil Jesus gesagt hat: Macht zu Jüngern, indem ihr tauft. Und das Abendmahl stärkt das neue Leben des Christen, weil Jesus gesagt hat: Solches tut zu meinem Gedächtnis. So ist es wohl ein Evangelium, aber es sind mehrere Mittel, dadurch das eine Evangelium dem Herzen nahe gebracht und der Glaube gewirkt wird. Unser Bekenntnis (das nicht nur von Gnadenmitteln wiederholt im Plural redet, z. B. — Müller — S. 39, V, 1; 600, 48; 720, 76; 729, 30—32) sagt ausdrücklich: Das Evangelium gibt nicht einerlei Weise Rat und Hilfe wider die Sünde; und zählt sodann folgende Weisen auf: Erstlich durchs mündliche Wort . . . , zum andern durch die Taufe, zum dritten durchs heilige Sacrament des Altars; dann erwähnt es noch als vierte und fünfte Weise das Amt der Schlüssel und die brüderliche Ermahnung (S. 319, IV). Und schon vorher einmal (S. 313, 8) etwas kürzer:

Wiederum gibt das Evangelium nicht einerlei Weise Trost und Vergebung, sondern durchs Wort, Sacramente und dergleichen. Wobei allerdings bestehen bleibt, daß jedes Mittel, oder Weise, das selbe Evangelium ganz bringt (vgl. S. 503, 32).

Doch zurück zu dem trefflichen Referat. In einer längeren Einleitung wird der historische Nachweis in schier lückenloser Vollständigkeit erbracht, daß die Kindertaufe von der Apostel Zeiten her je und je im Gebrauch gewesen ist. Was aber von noch größerer Bedeutung ist, es wird gezeigt, warum gerade die Behandlung der Lehre von der Kindertaufe eben jetzt wegen der vielfachen Verachtung besonders wichtig ist.

Das führt mich zu einem Gedanken, den ich in bezug auf „Schrift und Bekenntnis“ noch kurz berühren möchte. Wenn dieses Blatt seiner hohen Aufgabe gerecht werden soll, so muß es aus der Zeit für die Zeit geschrieben sein; es muß gerade die Fragen, die heute im Brennpunkt stehen, aus Schrift und Bekenntnis beleuchten und bearbeiten; nicht allerdings in dem Sinn, daß Tagesfragen zum Gegenstand von Einzeluntersuchungen gemacht werden, sondern so, daß die große ewige Wahrheit des Evangeliums mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse, Nöte, Aufgaben der Gegenwart zur Darstellung komme. Das tut „Schrift und Bekenntnis“ auch. Vor mir liegt die letzte Nummer (Jahrg. 2, Nr. 4) mit den Hauptabhandlungen über die Themen: „Inwieweit und warum ist der Pfarrer der Beauftragte der Gemeinde?“ und „Was verlieren und verleugnen wir mit der benutzten Preisgabe des Schriftprinzips?“ (Schluß.) Da wird der rechte Ton angeschlagen.

Es will mir hier in der Ferne erscheinen, als ob zwei Hauptfragen alle andern überschatten, daß von ihrer Beantwortung der Erfolg oder Mißerfolg der Neuorganisation der Kirche Deutschlands abhängt. Das sind die Fragen nach Christi Person und Werk und nach der Inspiration der Schrift. Was die Behandlung zumal der letzteren Frage betrifft, sei es mir gestattet, auf eine Gefahr hinzuweisen, die gerade der rechtgläubigen Kirche immer droht: Man beweist mit logischer Stringenz den Satz von der Verbalinspiration und benutzt ihn dann als Lehrgesetz. Man kann ja mit einer solch mächtigen Keule wohl manchen widerspenstigen Gegner niederschlagen und zur intellektuellen Anerkennung einer Lehre bringen; aber was ist damit gewonnen? Wird die Inspirationslehre zu einem Gesetz gemacht, so wirkt sie eben, wie das Gesetz naturgemäß immer wirkt nach 2 Kor. 3, 6. Als richtige Behandlung dürfte es sich vielmehr empfehlen, daß man vom Gnadenmittelcharakter der Schrift ausgeht, daß man sich also möglichst eng dem praktischen Weg anschließt, auf dem Gott in der Reformation Luther zum Glauben an die Verbalinspiration geführt hat. Luther war zuerst im Glauben des Heils in Christo gewiß geworden. Dadurch drängte sich ihm unter den Anfechtungen die Erkenntnis auf, daß sein Glaube von der Göttlichkeit der Schrift, die diese von sich selbst aussagt, herrühre und davon abhängt. Aus seinem praktischen Glauben an die Heilswahrheiten der Schrift wurde in ihm der bewußte Glaube an die göttliche Autorität der Schrift geboren; allerdings nicht, insofern sie sich an seinem Herzen als

göttlich bewährte, sondern weil sie sich also bewährt hatte, und weil sie, die einmal sein Zutrauen gewonnen hatte, göttliche Autorität für sich in ihrer Gesamtheit sowie in allen ihren einzelnen Aussagen beanspruchte. Ohne den Glauben an die absolute, vollkommene und alleinige Autorität der Schrift wäre eben auch sein Glaube an das Heil in Christo dahin gefallen. Aber der Weg führte von Wittenberg nach Worms; nicht umgekehrt.

Das ist der Ton, der in „Schrift und Bekenntnis“ angeschlagen wird. Hier als Beispiel nur der eine Satz: „Wirklich festhalten läßt sich der biblische Heilsinhalt nur auf dem Grund der Schrift und durch Schriftbeweis.“

Gott stärke und segne unsre Brüder in ihrer Arbeit.

M.

**THE BOOK OF LIFE.** By M. Reu, D. D. Wartburg Publishing House, Chicago, Ill.

Concerning the aim and scope of this little volume the author says in his preface: "The second edition of Wartburg Lesson Helps, Senior Department, is hereby offered to the public. This edition differs from the first one, which was issued only in pamphlet form, in a number of ways. It has been considerably enlarged, especially in the introductory parts; the matter has been divided into lessons followed by questions; maps and illustrations have been added. The chief aim of this book is to introduce the reader to the contents of the Bible itself, hence only what is most important has been told about or concerning the Bible. In this way it would overcome the deficiency of most Bible hand-books, intended for the school and the home. What benefit is our youth and the Christian home to derive from miscellaneous information concerning the Bible when we neglect — more or less — to instruct them in the contents of the Bible? — The Book of Life is to appear in three small volumes; the second one to complete the Old Testament and the third one to treat the New Testament. . . . It can be used by Sunday schools or Young Peoples' Societies . . . and the Christian home will find in it a brief explanation of the Holy Scriptures."

We are in perfect accord with the author on the principles by which he has been guided in the preparation of this little volume, and think it a valuable addition to the literature intended for our young people and the Christian home. We unhesitatingly recommend it to Bible students, young and old. This, of course, does not mean that we agree with the author on the meaning and import of every Bible passage treated in the book. If, to mention one thing, the meaning of his summary of the times of the Judges (page 241) is that the New Testament teaches a higher morality than the Old, we disagree.

W. HENKEL.

**MISSIONARY SERMONS.** Collected and Edited by Rev. L. H. Schuh, Ph. D. — Lutheran Book Concern, Columbus, Ohio. — \$2.50.

Wir stehen — und mit uns wohl alle nichtenglischen lutherischen Synoden unsers Landes — vor dem Übergang ins Englische. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich der sprachliche Umzug in wenigen Jahrzehnten vollzogen haben. Es gibt Männer in unsern Kreisen, die ihn mit banger Sorge sich vollziehen sehen; sie fürchten, daß mit der englischen Sprache der Geist der reformierten Sekten bei uns Eingang finden und uns das Luthertum verderben werde. Sie fürchten das aus verschiedenen Gründen. Nur zwei seien genannt. Sie glauben einmal, daß bei der relativen Armut unsrer Kirche an gediegener englischer Literatur viele unsrer jüngeren Pastoren zu reformierten Werken greifen, an der nüchternen lutherischen Literatur den Geschmack verlieren und allmählich von der gesundlutherischen Schrifttheologie abkommen werden. Sie fürchten zum andern, wenn einmal die sprachliche Schranke ganz und gar gefallen ist und unser lutherisches Volk sich völlig amerikanisiert hat, werde das Bestreben, sich in allen Dingen amerikanischen Anschauungen und Gepflogenheiten anzupassen, der schon kränkelden, nicht mehr sehr widerstandsfähigen Kirche gefährlich werden und Einfluß auf Lehre und Praxis gewinnen. An diese Befürchtungen dachten wir, als das Rezensionsexemplar der *Missionary Sermons* in unsere Hände gelegt wurde, und weil die Verfasser obiger Predigten einer Synode angehören, in der die Amerikanisierung schon weiter vorgeschritten ist als bei uns, glaubten wir bei der Durchsicht des Bandes unter anderem darauf achten zu sollen, ob sich irgendwelche Spuren jenes gefährlichsten Einflusses fänden, und nahmen uns daher die Zeit, den größeren Teil der Predigten zu lesen. Aber worin würde sich wohl der amerikanisch-reformierte Geist zeigen? Gewiß in einer falschen Bewertung oder gar in der Verderbung der Rechtfertigungslehre, in einer rationalistischen Stellung zur Schrift, in der Neigung zum Unionismus, in dem Bestreben, statt in dem von Gott zugewiesenen Kreise in der Stille weiter zu arbeiten, die geräuschvolle Vielgeschäftigkeit der reformierten Sekten nachzuahmen und sich übergriffe in andere Berufsfelder zu erlauben, in dem Verzicht auf christliche Elementarschulen, in einer lazen Stellung zur Logenfrage und dergleichen mehr. Diese Gesichtspunkte haben wir bei der Durchsicht der *Missionary Sermons* nicht aus den Augen verloren. — Wir können nun sagen, daß wir in der reichhaltigen Sammlung eine ganze Anzahl treffliche Predigten gefunden haben, — Predigten, die evangelisch eingestimmt, aus dem Text herausgearbeitet, klar und durchsichtig sind, sich zwar nicht durchweg — und das ist ein Vorzug — in den alten Geleisen der Väter bewegen, sondern zum Teil neue Wege gehen, aber doch das alte Evangelium verkündigen, das allein der Welt nütze ist, und somit die erwähnten Befürchtungen nicht rechtfertigen. Leider kann das nicht von allen gesagt werden. Wir haben einige Predigten gefunden, bei deren Lektüre man kaum auf einen lutherischen Verfasser schließen würde, die den Eindruck machen, als ob sie die Frucht des Studiums reformierter homiletisch-exegetischer Kommentare wären, die es in so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit gibt. Das Luthertum tritt in



diesen Predigten nicht nur zurück, sondern es finden sich in ihnen auch Stellen, die für die treulutherische Kirche geradezu ein Schlag ins Angesicht sind. Solche Predigten sind die über Josua 11, 1—6; Josua 8 und 3. Mose 6, 13. In der ersten dieser Predigten heißt es unter anderem (S. 166): "The followers of Christ are not united. The Lutheran church is not united. Instead of fighting the battle of Jehova, what has the church — what have Christians been doing? Spinning fine phrases, manufacturing doctrines, engaging in controversies, reproaching one another with bitter words! Whereas Christians ought to have said to each other: we are one brotherhood; we are one in our worship of Christ; we are one in our trust in the Cross, and in our expectation from Calvary. Of course, I am speaking relatively." Wir wollen nicht leugnen, daß in den Lehrkämpfen der Kirche, auch unsrer Kirche, manches Menschliche, Unlautere mituntergelaufen ist; wo Menschen sind, geht es menschlich zu. Wer aber über das Bestreben der Kirche, sich das Evangelium in seinem ganzen Umfange lauter und rein zu erhalten, so wegwerfend urteilen und dem unsäglich oberflächlichen Indifferentismus und Unionismus unsrer Zeit so das Wort reden kann, hat den Geist Luthers nicht mehr, sondern ist bereits bei den Sekten in die Schule gegangen. In derselben Predigt heißt es (S. 167): "Wherever the church declares war on any form and action of evil, the representatives of wickedness foam at the mouth and become desperate. Whilst I write this sermon a race-track gambling bill is being discussed by the legislature of our state. A number of pastors with their churches (not Lutheran churches; Lutherans always are a back number; they do not wake up to an issue until the issue is past) have protested against the measure in no uncertain tones. Result? Already the protagonists of the injurious bill are showing their fangs and pouring contempt and wrath upon the churchmen that fight for decency and order." Die Lutheraner sind also rückständig, verschlafen regelmäßig die Gelegenheit, eine Bresche in die Bollwerke des Satans zu legen. Wir sagen nicht, daß der hier ausgesprochene Tadel ganz unverdient ist. Wir Lutheraner sind schwerfällig, nicht rührig genug, vielleicht auch etwas geneigt, uns um der reinen Lehre willen, die uns gegeben ist, für die Elite der Kirche zu halten. Es ist darum gut, wenn uns einmal der Star gestochen wird. Wer aber die Lutheraner mit bitteren Worten tadelte, weil sie sich in der Bekämpfung eines Lotteriegesezes von andern haben den Rang ablaufen lassen; weil sie in dem auf politischem Gebiet sich abspielenden Kampf for decency and order keine Rolle spielen und in den Legislaturen nicht nach dem Rechten sehen; wer die reformierten Sekten bewundert, weil sie sich kein issue entgegen lassen, das ihnen Gelegenheit zu Weltverbesserungsversuchen bietet, und für die Arbeit, die unsre Kirche in der Stille in dem ihr von Gott zugewiesenen Wirkungskreise verrichtet, nichts übrig hat: der ist nicht der Mann, der uns den Splitter aus dem Auge ziehen und uns den Weg zeigen kann, den wir wandeln sollen; es fehlt ihm der Blick für die eigentliche Aufgabe der Kirche und der rechte Maßstab für den Wert geistlicher Handlungen. Daß manche Sektengemeinden mit ihren Pastoren unablässig auf issues warten, um dann mit Trommeln und Trompeten auf dem Plane zu erschei-

nen, imponiert dem Verfasser der besprochenen Predigt ungemein. Daß aber die lutherische Kirche sich rückhaltlos zur Schrift bekennt, zu der sich Christus bekant hat, und um feinetwillen eine Märrin vor der klugen Welt ist, während andere, um nur nicht für rückständig zu gelten, die Wahrheit des göttlichen Wortes vor der „Wissenschaft“ verleugnen; daß sie ungeachtet aller Anfeindung, die es ihr einträgt, und aller Opfer, die es kostet, ihre Jugend in christlichen Schulen mit dem Evangelium erziehen läßt, während andre ihren Nachwuchs ungläubigen Lehrern preisgeben; daß sie trotz der erdrückenden Übermacht, der sie gegenüber steht, den Kampf gegen die Christuslose, christusfeindliche Loge fortsetzt und lieber auf äußere Größe verzichtet als Christus vor seiner Feindin verleugnet, während die Sektentrommeln und -trompeten bei diesem das Herz der Kirche berührenden issue selten einen Laut von sich geben: das scheint ihm nicht der Erwähnung wert zu sein und schützt die Lutheraner nicht vor dem Vorwurf, a back number zu sein. — In der Predigt über 3. Mose 6, 13 klagt derselbe Verfasser über den toten Glauben, der sich so vielfach in lutherischen Gemeinden finde, fragt sodann, warum es wohl so traurig stehe, und antwortet (S. 172–73): “Perhaps we pastors are at fault. Perhaps we have dwelt too much on the doctrine of justification, and neglected too much to urge the sanctified life. Think of the legislature meeting day after day, and month after month, and year after year, since this government was founded to expiate (wohl Druckfehler, ohne Zweifel expatiate, A. d. S.) on the constitution! Then no practical work would be done! No taxes would be raised. No roads would be constructed. No bridges would be built. But that is what the Lutheran church has done since the birth of the Reformation — inculcating the doctrine that we are ‘saved by faith alone’. Now and again a pastor, observing with alarm that his people were going to sleep, added in a warning tone that ‘faith without works is dead’, but the words failed to penetrate the heart.” Der Vorwurf, der hier unserer Kirche gemacht wird, ist nicht neu; seit 400 Jahren hat sie ihn von Katholiken und Protestanten usque ad nauseam hören müssen. Aber kaum je in schärferer Form als hier. Seit 4 Jahrhunderten hat die lutherische Kirche gehandelt wie eine Legislatur, die sich in endlosen Reden über die Verfassung ergeht und darüber nicht an ihre eigentliche Aufgabe kommt: das ist jedenfalls, wie man die Worte auch verstehen mag, eine furchtbare Anklage! Was will der Ankläger mit dem Satze sagen: “But that is what the Lutheran church has done since the birth of the Reformation — inculcating the doctrine that we are ‘saved by faith alone’?” Will er sagen, die lutherische Kirche habe seit 400 Jahren mit kaum in Betracht kommenden Ausnahmen nur Rechtfertigung gepredigt? Wir meinen, ein Pastor sollte sich, auch wenn er sich in sweeping statements gefällt, vor Entstellung der Tatsachen hüten und am allerwenigsten über seine eigne Kirche Unwahrheiten verbreiten. Hat etwa Luther nur Rechtfertigung gepredigt? Hat Löhse? Hat Walkther oder Stöckhardt? Hat Loy? Hat Höncke? Ist ein Prediger unter uns zu finden, der nur Rechtfertigung, nicht Gesetz und Evangelium, Buße, Glauben und Heiligung predigt? Daß die Rechtfertigung der Mittelpunkt alles Predigens unter

uns ist, ist freilich wahr. Aber diese Sünde haben wir nicht erfunden, sondern von Paulus gelernt, der in seinen Briefen immer der Rechtfertigungslehre eine zentrale Stellung gibt und selbst in derjenigen seiner Gemeinden, in der es um die Moral am traurigsten stand, sich nicht dafür hielt, daß er etwas wüßte ohne allein Jesum den Gekreuzigten. Oder soll der Satz besagen: Unsere Kirche ist deswegen arm an guten Werken, weil sie überhaupt predigt, that we are saved by faith alone? Das halten wir für ausgeschlossen. Aus allem, was der betreffende Verfasser hier und an andern Stellen über die Rechtfertigungslehre sagt, scheint hervorzugehen, daß sie seines Erachtens selten und mit der größten Vorsicht zu gebrauchen, immer mit dem Zusatz zu predigen ist: Wenn du auch durch Christum erlöst bist, retten kann dich nur der Glaube, der Werke hat. — Wie zur Rechtfertigungslehre, so nimmt er auch zur Schrift eine ungesunde Stellung ein. Er scheint eine stufenweise, sich vervollkommnende Offenbarung anzunehmen, die im Alten Testament noch auf ziemlich niedriger Stufe stand. Er sagt in der Einleitung zu einer Predigt über Josua 8 (S. 132): "And thus I propose to use the text before us. It is ancient history. It is certainly not in keeping with the later revelations of the mind of God. We have nothing to do with the chapter locally and incidentally. History must be read in its own light. It is essential to adopt this canon of interpretation in reading many portions of the Old Testament; otherwise the mind becomes morally confused, and, in not a few cases, ready almost to cry out against the Spirit of God. So let us keep this in view, and much that is clouded and perplexing will be dissolved and made luminous. Now what do I intend to do with a chapter like this, so full of cunning stratagem, military surprises, severities and cruelties? I shall attempt to spiritualize it. This is the only way in which a record of this kind can be profitably treated." — In den besprochenen drei Predigten ist so ziemlich alles spezifisch Lutherische abgestreift und der reformierte Einfluß unverkennbar. Auch ein paar andre fallen einem Lutheraner auf durch das, was sie sagen oder nicht sagen. In einer Predigt über Act. 4, 12 („Es ist in keinem andern Heil“) ist keine Darstellung des Weges zur Seligkeit, nur ein paar Andeutungen, und alles Gewicht liegt auf der wiedergebärenden, von der *Rechtlosigkeit* der Sünde befreienden Kraft der Erlösung! In einer andern (S. 165, 167) sind die Feinde des Kreuzes Christi die wicked men, die sich gegen decency and order auflehnen, und es wird mit keinem Worte angedeutet, daß die fürchtbarste Macht, gegen welche das Evangelium zu streiten hat, die Selbstgerechten sind, die gewöhnlich ehrbar leben und für decency and order eintreten. In einer sonst evangelischen Predigt finden wir folgenden Passus (S. 108): "We do not condemn other efforts and remedies for the temporal betterment of men. They may be even helpful to us in bringing men to Jesus. With temptation removed and surroundings improved, and the people educated to see the folly of vice, crime and sin the spread of the gospel may be more rapid. The real welfare of men lies in the redemption of men's souls. And that can be accomplished only by the grace of our Lord Jesus Christ." Offenbar eine Unbequemung

an landläufige Anschauungen. Wir können uns keine durch weltliche Mittel zu bewerkstelligende Erziehung zur Erkenntnis der Torheit der Sünde denken, die den Lauf des Evangeliums beschleunigen kann. — Ein Zeugnis gegen die Lage, wozu in einigen Predigten viel Veranlassung gewesen wäre, erinnern wir uns nicht gefunden zu haben; ebensowenig eins für die Notwendigkeit christlicher Schulen, in welchen auch die weltlichen Fächer im Lichte des Evangeliums gelehrt werden, immerhin aber ein klares, kräftiges Zeugnis für die Notwendigkeit gründlicher christlicher Erziehung und gegen die religionslose Schule unsers Landes. Es lautet (S. 480): "Our whole system of popular education, from the kindergarten to the university is thoroughly secular. Much of it is even positively antichristian. What else can we expect but a nation of heathens if we allow our children, and the children of our neighbors to grow up without a knowledge of God's word? Let us get busy with Sunday schools, catechetical classes, vacation schools, week-day religious instruction, Saturday schools, day nurseries, evening classes, young people's societies and what not, to reach the children and teach them the blessed gospel of Christ."

In einer Predigt über Josua 8 heißt es (S. 135): Gott will keine Kritiker. Wir können dem nicht zustimmen. Wir glauben, eine wohlmeinende sachliche Kritik ist der Kirche heilsam. Ganz besonders der lutherischen Kirche unsers Landes in der Übergangszeit. Die Anglikanierung, respektive Amerikanisierung unsrer Kirche ist in der Tat mit Gefahren verbunden. Jetzt gilt es, die Augen offen zu haben, vor allen Dingen darüber zu machen, daß uns die Rechtfertigungslehre nicht verdunkelt und das Schriftprinzip nicht angetastet werde. Aus diesem Grunde haben wir geglaubt kritizierender zu müssen. Es tut uns leid, daß wir Ausstellungen zu machen haben. Wäre sorgfältiger gesichtet worden, so wären die Missionary Sermons wohl eine dankenswerte Gabe für die englisch werdende lutherische Kirche unsers Landes.

W. H e n e l.

---

**Lichter der Heimat.** Gedichte von Friedr. Willhoff. Mit Bildbeilagen von R. Schäfer und D. Rothe. Goldschnitt \$1.00. Zu beziehen vom Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis.

In der Tat: Lichter der ewigen Heimat sind alle Gedichte, die in diesem hübschen Band enthalten sind, auch wenn sie sich unmittelbar anders nennen. Sie greifen hinein in die mannigfachen Verhältnisse des Christenlebens und beleuchten alles mit dem Wunderschein des Evangeliums und gießen über alles den Frieden Gottes aus, der höher ist als alle menschliche Vernunft. In ihrer Kindlichkeit und Innlichkeit erinnern sie sofort an Paul Gerhard. In der Form sind sie vollendet. Wer einem sinnigen Menschen — einem jüngeren oder älteren, besonders einer Frau — ein feines Geburtstags- oder Festgeschenk machen will, der findet hier, was er sucht. Die Bilderzugaben sind ebenso musterhaft wie die Gedichte selbst. — Warum haben wir so lange auf einen solchen Band von Liebesperlen warten müssen?

W. P.

# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von  
Wisconsin und anderen Staaten.

---

---

Jahrgang 19.

Juli 1922.

No. 3.

---

---

## Die Synodalkonferenz in der Geschichte der amerikanisch-lutherischen Kirche.

---

Die Feier des 75 jährigen Bestehens der Missouri-Synode und des 50 jährigen Bestehens der Synodalkonferenz lenkt die Aufmerksamkeit des Beobachters, der Gottes Walten in der Geschichte der Menschen erkennen möchte, auf die Frage nach der Bedeutung der Synodalkonferenz und ihrer Synoden in der Geschichte der amerikanischen Kirche.

Die Antwort muß auf die Art erfolgen, daß man die Wirkungsweise des Evangeliums, die wir aus der Schrift kennen, als Maßstab an die Vorkommnisse der Gründung und des Fortgangs der in Frage kommenden Synoden und der Synodalkonferenz, wie sie vor Augen sind, legt.

Ein Synodalkörper ist nicht nur etwas, was Menschen, Christen, gemacht haben in menschlicher Freiheit, sondern es sind da immer Triebkräfte des Evangeliums tätig, durch die Gott dem werdenden Menschengebilde seine Aufgabe stellt für die Vollendung seines einen großen Ziels, seine erwählte Gemeinde durch die Verkündigung des Heils zur Herrlichkeit zu führen. Das ist selbst dann der Fall, wenn ein solches Gemeinschaftswesen schief gegangen ist; wieviel mehr gilt das, wenn man sagen darf, daß eine Synodalverbindung den Heilswirken Gottes in positiver Weise gedient hat. Diese Aufgabe erkennt man in ihrem vollen Umfang erst, nachdem die Geschichte verlaufen ist.

Für einen evangelischen Christen ist es kaum nötig hinzuzufügen, daß er bei solcher Betrachtung finden wird, daß auf seiten der Menschen, der Christen, eigentlich nur Fehler und Gebrechen zu finden sind, und daß alles Heil, auch wie es sich vor unsern Augen her-

ausbildet, allein auf Rechnung der Gnade Gottes kommt. That goes without saying. Es ist aber wertvoll, daß die Erkenntnis uns in der Geschichtsbetrachtung tatsächlich vor Augen tritt und nicht nur so eine dogmatische These bleibt.

Die Gründung der Synodalkonferenz am 10. Juli 1872 in der St. Johannes-Kirche zu Milwaukee war der vorläufige Abschluß einer Gruppenverschiebung innerhalb der lutherischen Kirche Amerikas, die auf Absonderung und Zusammenschluß der bekenntnismäßigen Elemente abzielte.

Schon vorher war eine derartige Gruppierung vor sich gegangen. Noch ehe die deutschen Lutheraner in den Jahren von 1838 bis Mitte der fünfziger Jahre kamen und hier Synoden bildeten, hatten sich aus den vielfach verworrenen Verhältnissen der altamerikanischen lutherischen Kirche verschiedene Elemente im Osten von der großen Masse gesondert, um sich in bekenntnismäßiger Arbeit gegenseitig zu stärken. So entstand unter anderen die Ohio-Synode 1818, die später der Synodalkonferenz beitrug.

In dieser Entwicklung handelte es sich zwar um den Gegensatz der bekenntnisbewußten Elemente gegen den bis dahin allgemein herrschenden Unionismus. Aber dieser Gegensatz hatte doch seine Spitze in der Verurteilung des Rationalismus, der sich aus dem XVIII. Jahrhundert her noch gerade in den unierten Verhältnissen fand, trotzdem diese sich zum Teil eben gegen den Rationalismus der alten kirchlichen Kreise gebildet hatten.

Diese Bewegung stand in Verbindung mit einer Geistesentwicklung, die über die ganze Welt ging und alle menschlichen Verhältnisse durchdrang, der Romantik. Diese war ein Protest gegen den blasierten Verstandeskultus des XVIII. Jahrhunderts, der sich zunächst kund tat durch ein Übersprudeln des Gefühls auf allen Gebieten, dann aber auch durch ein Zurückgehen auf die Zeit vor der Revolution und vor der Periode, aus der die Revolution resultierte. Aus der Vorzeit wollte man sich geistige Nahrung und Erhebung beschaffen.

Auf kirchlichem Boden schuf das Evangelium eine Erweckung, indem es seine Kraft in diese rein menschliche Form der Romantik ergoß. Daraus wurde zuerst der volkstümliche Pietismus des XIX. Jahrhunderts, der nicht zu verwechseln ist mit dem Pietismus des XVII. Jahrhunderts. Beide hatten mit einander gemein eine Überschätzung der Heiligung vor der Rechtfertigung und des Bußschmerzes vor der Glaubensfreudigkeit, eine Sinnneigung zum Chilias-

mus und eine Gleichgültigkeit gegen kirchliche Fassung der Lehre und dergleichen. Aber während der Pietismus des XVII. Jahrhunderts aus dem Gegensatz gegen tote Kirchlichkeit und Orthodoxye hervorging und dazu half, in Rationalismus zu führen, wendete sich der Pietismus des XIX. Jahrhunderts gegen Unkirchlichkeit und Rationalismus. So kam dieser Pietismus auf Rechnung des Evangeliums, das in den Gefühlsaufschwung der Romantik jener Zeit einging.

Gleichzeitig führte das Zurückgehen der Romantik auf die Vorzeit in diesem volkstümlichen Pietismus dazu, daß man auf Luther und die Kernlieder der Reformation zurückgriff. Diese Bedeutung haben die Haugianer in Norwegen, die Laesare in Schweden und viele Stundenhalter in Deutschland.

Auf dieser Linie liegt die Bewegung in der lutherischen Kirche Amerikas, die unter anderem die Home Mission der Pennsylvania-Synode, die Bildung der Ohio-Synode und die schließliche Übersetzung der Bekenntnisschriften ins Englische durch die Senkelschul.

In Amerika machte sich die Separation und die Bildung bekenntnismäßiger Gemeinden und Synoden leichter und schneller als in Europa, weil die Amerikaner nicht durch das Schwergewicht alt-historischer Bildungen und durch die Verbindung mit dem Staate gehindert waren. Nachdem daher der allgemeine Gefühlsaufschwung sich in der Bildung der Methodistenkirche und ihrer deutschen Abzweigungen, der Abrechtsbrüder und der Vereinigten Brüder, und in manchen unierten Vereinigungen von Lutheranern und Reformierten ausgewirkt hatte, strebte die Bewegung in volkstümlicher Form in deutschen Kreisen, wo sie von dem gebildeten englischen Kirchenwesen unabhängiger waren, in den Pioniergegenden Ohios und Tennessees den Quellen genuinen Luthertums zu, einerseits im Gegensatz zum Rationalismus, andererseits aber auch im Gegensatz zu dem äußerlichen Bußwesen der Methodisten.

Nun dehnte sich eine zweite Bewegung in Deutschland, die in der Arbeit Sartorius', Rudelbachs und Scheibels im Kampf gegen den staatlichen Unionismus kulminierte, auch nach Amerika aus. In dieser kam die gelehrte Theologie, und zwar in hochkirchlicher Form, zur Aussprache. Seit 1838 kamen zuerst die Pommern und Sachsen, die den Kern zu den spätern Synoden von Buffalo und Missouri bildeten, und dann in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre die Gründer der Synoden von Wisconsin und Iowa. In dieselbe Zeit fällt das Herzukommen der Norweger und Schweden nach Illinois, Wisconsin

**Theologische Quartalschrift**, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879.

Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

und Minnesota. Von den deutschen Einwanderern waren das erste Paar Verfolgte, die hier eine Stätte suchten, da sie ihrem Glaubensbekenntnis ungehindert von obrigkeitlicher Bedrängnis leben konnten; das andere Paar kam aus Missionstrieb. Die Wisconsiner, um überhaupt unverorgten Deutschen das Evangelium zu verkündigen; die Zowaer schon mehr mit klarbestimmten dogmatischen Zielen, die dem lutherischen Kirchenwesen hierzulande galten. Die Norweger und Schweden kamen in derselben Weise wie die Wisconsiner nach Amerika. So bildeten sich hier 1845 die Buffalo-Synode, 1847 die Missouri-Synode, 1849 die Wisconsin-Synode, 1853 die Norwegische evangelisch-lutherische Kirche in Amerika, und die aus Norwegern und Schweden bestehende Nord-Illinois-Synode, welche letztere sich der Generalsynode anschloß, 1854 die Zowa-Synode, 1860 die schwedische Augustinasynode.

Die beiden ersten und die letzte deutsche Gruppe standen in bewußtem Gegensatz gegen die Union und vertraten entschieden das lutherische Bekenntnis. Aber sie kamen aus hochkirchlichen Kreisen und Verhältnissen und mit den entsprechenden Anschauungen. Diese Kreise brachten aus Europa auch die Formen der gelehrten Theologie mit, wodurch ihnen naturgemäß hierzulande die Aufgabe zufiel, zu zeigen, was genuine lutherische Lehre ist. Das geschah durch den Lehrstreit.

Die Sachsen wurden bald in schwerer Not aus den hochkirchlichen Ideen herausgerissen, und sie stellten den Satz von den Gemeindefreirechten auf; die Pommern dagegen hielten mit norddeutscher Zähigkeit an ihren hochkirchlichen Ideen fest und bildeten sie in den neuen amerikanischen Verhältnissen noch weiter aus. Das führte zu dem heftigen Konflikt zwischen Buffalo und Missouri seit 1840, der zur Folge hatte, daß der größere Teil der Buffalo-Synode zu Missouri ging, während die übrigen zehn Pastoren und Gemeinden sich in zwei Teile trennten. Damit schied die Buffalo-Synode als entscheidender Faktor aus dem Lehrstreit aus.

Mit ihr hatte schon seit zehn Jahren die Zowa-Synode die Missouri-Synode bekämpft. Zunächst drehte sich der Streit um die



Fassung des Amtsbegriffs, die die Missourier in ihrer Übertragungslehre gaben; sodann dehnte er sich aber auch aus auf die Stellung zu Schrift und Bekenntnis.

Die Führer der Zowaer standen mit den Erlangern unter Hofmann in Verührung. Hofmann war der Ereget großen Stils im neunzehnten Jahrhundert. Seine Methode mit dem ganzen großen Gehalt des Evangeliums zu fassen und zu füllen, dazu waren die Führer der Zowaer zu sehr Dogmatiker, wie die amerikanischen Verhältnisse jener Zeit sie entwickelten. Daher hat ihre Stellung in den offenen Fragen etwas Unbestimmtes. Es scheint, daß sie gegen mechanischen Dogmenzwang und für tiefere Eregeje eintreten wollten; dabei war es ihnen am Klarwerden hinderlich, daß sich ihre Gedanken an eine Quasiverteidigung des Chiliasmus und eine besondere Stellung zum Antichrist und dergleichen hefteten, an Dinge, die doch ganz abseits und zugleich auf dogmatischer Linie liegen. So kam also gar kein eigentlich eregetisches Moment zur Geltung, was sehr wünschenswert gewesen wäre, und die missourische Stellung mußte auf dogmatischem Boden siegen, da sie dafür eintraten, daß alle Lehrfragen in der Schrift erledigt sind, daß also auf keine neue Lehre durch wissenschaftliche Forschung zu rechnen ist, und daß ein Lutheraner auf den Bekenntnisschriften stehen soll, weil sie die in Gottes Wort offenbarte Lehre enthalten. Das wollten die Zowaer schließlich doch auch, und deshalb hatte der diesbezügliche Streit etwas Unfruchtbares an sich.

Dazu wurde das Streiten dieser Zeit in der schweren Waffenrüstung des XVII. Jahrhunderts geführt; das entsprach der rückläufigen romantischen Bewegung der Deutschen, da sie in der Theologie an dem Punkte einsetzten, wo die Lehrdarstellung unter Loescher stehen geblieben war. So bekam die ganze Arbeitsweise dieser streitenden Parteien einen stark dogmatisch-polemischen Einschlag, und der Streit kam nicht zu einem befriedigenden Austrag, der die Kämpfer um rechtes Luthertum vereinigt hätte. Zugleich wurden allerlei Keime für späteres Auseinandergehen gelegt. Auf der andern Seite bedingte diese Kampfweise aber auch eine intensive Arbeit und bot eine tüchtige Geistesbildung, die dem Ausschwärmen in allen möglichen Richtungen, das durch die neuen Verhältnisse und deren zugelfreie Art erzeugt werden konnte, Maß und Einhalt gab.

Die Gründer der Wisconsin-Synode kamen aus unierten Kreisen des westlichen Deutschland, da das Hochkirchentum nicht zuhause

war. Sie standen dazu in der ersten Zeit ihrer amerikanischen Entwicklung mit der unierten preussischen Landeskirche in Verbindung, aber sie hatten in Barmen eine zwar nicht gelehrte, aber doch eine tüchtige lutherische theologische Erziehung bekommen. Ihre Führer traten darum in diesem Lande mit lutherischer Unbefangenheit in ihre Arbeit und überwandten in den ersten fünfzehn Jahren in gradliniger Folgerichtigkeit die unierten Ketten, die sich hier aus individuellen, persönlichen und landsmannschaftlichen Motiven her an ihre synodalen Kleider hefteten. Auch sie kamen in Konflikt mit der Missouri-Synode, aber es handelte sich meistens um die pastorale Praxis, und der Streit war auf den Staat Wisconsin beschränkt und wogte mehr nur zwischen einzelnen Pastoren und Gemeinden, wenn gleich die ganzen Synoden durch ihre Veröffentlichungen sich mit ihren Synodalgenossen identifizierten. In den eigentlichen Kämpfen jener Zeit waren die Wisconsiner kein ausschlaggebender Faktor und behielten daher eine unbefangene Art, die wertvoll war für die späteren Kämpfe innerhalb der Synodalkonferenz.

Das Resultat dieser ersten Kämpfe war, daß der Druck solcher besonderen Anschauungen, die durch die geschichtliche Entwicklung der europäischen Verhältnisse geschaffen waren, gebrochen und damit dem Evangelium der Lauf frei gelassen und dem Geist der amerikanisch-lutherischen Kirche die Frische bewahrt wurde für den späteren Streit.

Wo sich Menschen außerhalb des Evangeliums bewegen, da kennen sie, wenn sie nicht bloß an Essen und Schlafen denken, nichts höheres als das Verfassungswesen, das mit Gesetz und Regel die Verhältnisse der Menschen bestimmt. Der Staat ist das Höchste. In dieser Anschauung ist das Quentlein Wahrheit enthalten, daß Gott ein Gott der Ordnung ist; aber alles übrige an der Anschauung ist mechanisch, äußerlich, und muß das Wesentliche an geistiger Entwicklung töten. Es gibt unter Menschen keine heilsame Ordnung, wenn sie nicht aus innerer Freiheit geboren ist. Als freies Wesen hat Gott den Menschen geschaffen, und nur als freies Wesen kann er seiner göttlichen Bestimmung entgegengeführt werden. Nun hat aber die Sünde alles Wesen des Menschen verknechtet, und darum spielt das Gesetz in allen menschlichen Verhältnissen eine solch große Rolle. Selbst gerade da, wo viel von der Freiheit gemacht wird, kommt es doch meist darauf hinaus, daß die Majorität die Minorität ver-gewaltigt.

Ist es nun ein Wunder, wenn man in der Kirche vom ersten Anfang an sieht, daß da, wo das Evangelium von der eigentlichen Freiheit erschallt, der Begriff der Ordnung sofort in der Gestalt des Gesetzes auftritt und man gleich ein menschliches Oben und Unten schaffen und dann Gott dafür in Anspruch nehmen will, so daß Paulus immer wieder zeigen muß, wie nur durch freie Unterordnung, durch freies Dienen, Ordnung bestehen kann?

Es war daher durchaus der Wirkungsweise des Evangeliums gemäß, daß die deutsch-lutherische Kirche Amerikas diese Verfassungsstreitigkeiten durchmachen mußte, wenn sie das Evangelium rein haben und behalten sollte. Es war dies aber auch um der äußeren Lagen willen das natürlich Gegebene.

Alle Geschichte zielt auf persönliche Freiheit ab. Die Geschichte des XIX. Jahrhunderts hat besonders diese Bedeutung. Amerika ist das Land, da diese Gedanken am ungehindertsten sich ausbilden konnten. In diesem Lande kann kein mittelalterliches Gebilde bestehen, ohne daß in dem Organismus etwas als tote Materie liegt und das Leben des Organismus stört. Wer in Amerika ein Verfassungsgebilde schaffen will, das jeder amerikanischen Auffassung von der Stellung des Individuums in der Gemeinschaft widerspricht, und wer dafür Gottes Stiftung und Segen in Anspruch nimmt, der hängt noch viel zu sehr an äußerlichen irdischen Dingen, als daß er sollte das Evangelium in seiner überweltlichen Tiefe und Höhe verstanden haben.

Wessen Auffassung von äußerlichen Ordnungen aber nicht weiter geht als die landläufigen amerikanischen Gedanken von individueller Freiheit, der hat das Evangelium in diesem Stück auch nicht verstanden. Dieses ist doch nicht so zu verstehen, daß das Evangelium auf eine demokratische Verfassung hinzielt, wie man diese Auffassung von unsrer Kirchenordnung jetzt überall in Europa äußern und von hier aus vertreten hört; denn eine demokratische Verfassung ist doch auch etwas, das in seinem Parteeiregiment der Tyrannei Tor und Tür offen läßt. Das letzte Ziel des Verständnisses in diesen Verfassungsfragen mußte doch das sein, daß das Evangelium überhaupt keine bestimmte Verfassung als die gottgewollte kennt, und daß es die Menschen innerlich frei macht, so daß sie unter irgendeiner Verfassung als freie Christen leben können um der äußeren Ordnung willen, so daß bei dieser inneren Gesinnung und Geistesverfassung die äußere Verfassung eine äußere Form bleibt, die durch die innere

Freiheit der unter ihr Lebenden Individuen ihre Elastizität behält, die nötig ist, daß dem Wirken des Evangeliums kein Hindernis bereitet wird.

Es ist mir fraglich, ob die Kämpfe in den Jahrzehnten vor der Gründung der Synodalkonferenz diese letzten Gedanken klar herausgestellt haben. Eben deshalb kam auch der Kampf nicht zum prinzipiellen Austrag. Praktisch wurden diese Gedanken wohl ausgeführt im Leben der Synoden, die im Kampf gegen einander standen. Das kann man sehen an dem auffälligen Unterschied zwischen der Behandlungsweise der deutschen und der vorwiegend englischen Synoden, der bis in die Gegenwart hereinragt. Synodalresolutionen und Majoritätsbeschlüsse spielen bei den letzteren im Sinne von demokratischer Verfassung eine vornehmere Rolle, als es dem Evangelium gemäß und dienlich ist. Daß das bei den deutschen Synoden in jener Zeit nicht der Fall war, kommt auf Rechnung der Wirkung des Evangeliums, die ihnen das Bemühen um das Verständnis des Heils in ihren Lehrverhandlungen immer die große Hauptsache sein ließ.

Gerade darum könnten die Synoden, die sich in jenen Kämpfen gegenüberstanden, das Kampfheil in Bezug auf die Verfassungsfragen begraben, weil ja die Unterschiede der Auffassung praktisch überflüssig geworden sind, und sich lieber darin einigen, daß es noch etwas Höheres gibt als solche äußere Formdinge, nämlich die Freiheit des Evangeliums, durch die wir selig werden, die darum doch wohl auch zuwege bringen kann, daß Menschen hier auf Erden ordentlich mit einander verkehren.

Eine weitere Frage ist die: Warum traten die neuen deutschen Synoden nicht in nähere Beziehung zu den alten amerikaniſch-lutherischen Synoden? Das hat mehrere Gründe.

Verfolgte haben immer eine klar und scharf ausgeprägte Art, und es verbindet sich damit, besonders wenn sie Deutsche sind, leicht eine ablehnende Haltung gegen alles andere, was dieser besonderen Art nicht entspricht. Das ist ein Vorwurf, der den Sachsen und Pommeren in jener Zeit von der andern Seite gemacht wurde, während z. B. die Gründer der Wisconsin-Synode mit den östlichen Synoden in näherer, wenngleich loser, Beziehung standen, so daß sie von der Pennsylvania-Synode manche selbstlose Förderung erfuhren.

Diese Bemerkung soll jetzt nicht entscheiden, wo im einzelnen das Rechte und das Unrechte liegt. Dazu ist der Rahmen dieser Abhandlung zu eng. Sie soll nur die Frage anregen, ob nicht bei uns

Ursache zum Tadel vorliegt. Und dann sollen wir das klar und bewußt auf unsere Rechnung setzen. Das wird dann auch die Einsicht fördern, daß wenn bei uns ein rechtes Element vorlag, das später zu heilsamer Entwicklung diente, dieses rein auf Rechnung der Gnade Gottes kommt.

Auf der andern Seite hat das englische Wesen, besonders wenn es bei ursprünglich Deutschen Eingang gefunden hat, einen Ton der Geringschätzung, der sich mit einem Gefühl der Selbstverteidigung verbindet gegen die deutsche Art, die ihm entgegentritt. Besonders die Missourier waren in klarer Lehrdarstellung den alten amerik.-lutherischen Synoden überlegen, und es mußte diesen letzteren schwer werden, sich von den neuen Ankömmlingen, die vorläufig äußerlich noch nicht viel vorstellten, zurechtweisen zu lassen. Dies ist ein Gegensatz, der bei der damaligen plötzlichen großen Einwanderung auf allen Gebieten des Lebens eine große Rolle spielte, und der in den alten Synoden bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz überwunden ist. Hier ist auf unsrer Seite wohl manches verfehlt worden, wenn auch ohne Absicht.

In diese Streitigkeiten fiel nun die Veröffentlichung der Definite Synodical Platform von Samuel S. Schmucker im Jahre 1855. Schmucker war der geistige Leiter der Generalsynode und des theologischen Seminars in Gettysburg. In seiner Schrift vertrat er a modified Lutheranism, indem er aus der Augsburgerischen Konfession besonders fünf Lehren ausmerzte; Anerkennung von Zeremonien, Privatbeichte und Absolution, Wiedergeburt durch Taufe, Sonntagslehre, reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl. Gegen diese Richtung hatten in der Generalsynode schon seit längerer Zeit konservative Elemente gestanden und hatten seit 1849 in der von Dr. W. M. Reynolds und später von Dr. C. F. Krauth Sr. redigierten Evangelical Review ihren Ausdruck gefunden.

Nun richtete sich die Aufmerksamkeit der ganzen amerik.-luth. Kirche auf diesen Gegenstand, und das hatte zur Folge, daß im Jahre 1864 das theologische Seminar in Philadelphia unter der Führung von Dr. C. F. Krauth Jr. gegründet wurde, und daß 1866 eine Trennung der Pennsylvania-Synode von der Generalsynode stattfand, und daß nun dreizehn Synoden im Dezember 1866 in Reading, Pa., durch Delegaten zusammenkamen, um eine Vereinigung on a true Lutheran basis zu bewerkstelligen. An dieser Ver-

Sammlung hatten außer mehreren Synoden, die früher zur Generalsynode gehört hatten, darunter Minnesota, auch Iowa, Michigan, Missouri, Norweger, Ohio und Wisconsin teilgenommen. Im November 1867 kamen in Fort Wayne wieder dreizehn Synoden zur ersten Versammlung des General Council. Missouri war nicht dabei, statt dessen aber die Augustana-Synode.

Auf dieser Versammlung legten die Ohioer eine Schrift vor über die sogenannten vier Punkte: Chiliasmus, geheime Gesellschaften, Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft, über welche man Einigung zu erzielen suchte. Darüber zogen sich Ohio 1868, Wisconsin 1869, Minnesota 1871, Michigan 1887 zurück. Iowa blieb immer in regster Verbindung mit dem Council bis zum Merger. Im Council bestand der Gegensatz zwischen den Konservativen, die bei der alten Unbestimmtheit bleiben wollten, und den neuen Elementen, die einer klareren Lehrstellung und Praxis zustrebten. Bei allem diesem spielte offenbar auch der Gegensatz zwischen Englisch und Deutsch, vielleicht mehr unbewußt, eine Rolle.

Das Council kam aber nicht dazu, in diesen Fragen eine ganz klare Stellung zu gewinnen. Freilich wurde in der eigentlichen Lehrstellung mancherlei Fortschritt gemacht, wie es die Arbeiten von Dr. Krauth erwarten ließen, und der entsprechende Einfluß hat sich auch später auf die Generalsynode ausgedehnt, so daß man in den Kreisen der vorwiegend englisch-redenden Synoden glaubte, 1918 zum Merger fortschreiten zu können; aber in Bezug auf die Fragen der Praxis, besonders was das Logenwesen anbetrifft, bleiben Council und Generalsynode hier im Westen ein Gegenstand des Ärgernisses für das Volk. Besonders jetzt, da das Logenwesen einen neuen Anstoß macht, sich Geltung zu verschaffen, wird das auch für die Rechtstehenden im Council ein schweres Ärgernis bleiben und manche einzelne Seele hindern, zur rechten evangelischen Freiheit durchzudringen.

Die deutschen Körper, die sich vom Council zurückzogen, strebten nun einander zu. Zuerst trafen sich Iowa und Missouri in einem Kolloquium im Jahre 1867 in Milwaukee, aber konnten nicht zusammenkommen. Im nächsten Jahre einigten sich Missouri und Wisconsin auf einem Kolloquium ebenfalls in Milwaukee. Im Jahre 1869 traten Minnesota und Wisconsin einander näher, da sie vorher schon mancherlei Beziehungen zu einander hatten. Ebenso ging die Illinois-Synode, die vorher auch in der Generalsynode gewesen war,

mit Missouri zusammen; Ohio hatte längst vorher durch Söhler und Wyneken Verbindung mit Missouri gehabt. Im Jahre 1872 endlich traten die Synoden von Missouri, Ohio, Wisconsin, Minnesota und die Norweger in der Synodalkonferenz zusammen. Der unmittelbare Grund war, daß sie sich zu einander bekennen und sich gegenseitig in Lehre und Praxis fördern wollten. Dieser Grund ist mit dem Glauben an sich gegeben und erstreckt sich überhaupt auf alles, was aus dem Evangelium geboren ist in der ganzen Welt. Nichts ist natürlicher und unmittelbarer christlich als dies. So kann man dieses Zusammengehen ohne weiteres als ein Werk des Heiligen Geistes und der Gnade Gottes in Anspruch nehmen.

Zu der Vereinigung halfen aber auch andere Gründe, die aus äußeren Verhältnissen herkamen. Da war zunächst der natürliche Zug zu dem starken Körper der Missouri-Synode. Hier hatte sich ein starkes geistliches Leben ausgesprochen in der klaren Durcharbeitung der Lehre und hatte auch in straffer Zucht in Lehre und Leben seine Lebenskraft bewiesen. Dahin neigte alles, was schwach war. Viele aus dem Council und aus der Generalsynode und ein sehr großer Teil aus der Buffalo-Synode hatten sich der Missouri-Synode angeschlossen.

Auch bei ganzen Körpern machte sich dieses Motiv geltend. Die Wisconsin-Synode und die Norwegische Synode sahen sich nicht stark genug, alle Arbeit, die zur selbständigen Erhaltung eines Synodalkörpers in Ausbildung von Lehrern und Predigern nötig ist, zu tun. Die Norweger sandten ihre theologischen Studenten nach St. Louis, wo sie einen theologischen Lehrer stellten. Missouri hatte mit Wisconsin das Abkommen, den Gebrauch von Gymnasium und Seminar auszutauschen und stellte in Watertown einen Lehrer. Das diente zugleich dazu, einen festeren Kitt zwischen diesen beiden Synoden in der Einmütigkeit der Auffassung und in persönlichen Beziehungen zu schaffen. Unabhängig standen die Ohioer; die hatten ihre eigenen Schulen und bedurften der Missourier nicht, aber aus früheren Verhältnissen her war manche intime persönliche Verbindung zwischen diesen Synoden.

Für den Geschichtskundigen ist nach diesem die Gründung der Synodalkonferenz ein vorläufiger Abschluß der Gruppenverschiebung, die durch das Herzukommen der Deutschen in der amerikanischen Kirche entstanden war. Das Drausbleiben der Fomaer aus der Synodalkonferenz hat etwas Krankhaftes, insofern, als die deut-

schen Kreise, aus denen die Iowaer und Missourier herkamen, doch zusammengehörten. Dazu hatte vor dem Auseinandergehen ein besonders liebes Verhältnis zwischen den Vätern bestanden. Daher war der jetzige Zustand den persönlich Beteiligten sehr bedauerlich. Die Iowaer kamen mit dem Council auch nie recht zu Fach. Aber eben wegen der in gewissem Sinn unnatürlichen Lage entstand eine womöglich noch heftigere gegenseitige Befehdung der beiden Synoden in den nächsten Jahren, die eine weitere Entwicklung erwarten ließ. Vorläufig waren die Synoden der Synodalkonferenz mit sich selbst beschäftigt.

Als nun auf der ersten Synodalkonferenz-Versammlung die Frage aufkam, wie sich das Zusammenarbeiten des größeren Körpers gestalten sollte, da stand gleich im Vordergrund das Ziel, auf Staatensynoden hinzuwirken. Es war ein natürlicher Wunsch, der hinter diesem Ziele stand. Unter Staatensynoden verstand man zunächst dies, daß alle Gemeinden, die sich in einem Gebiet wie z. B. das eines Staates befinden, zu derselben unmittelbaren Körperschaft gehören sollten, statt, wie es durch Gründung der Synodalkonferenz wurde, zu verschiedenen Körperschaften, nämlich Wisconsin und Missouri, Minnesota und Missouri, Ohio und Missouri auf demselben Boden. Sparsamkeit mit Geldmitteln, mit geistigen und sonst persönlichen Kräften und die Gefahr der Friedensstörung bei dem Durcheinanderwohnen von Gemeinden verschiedener Synoden erzeugten den Wunsch, durch Zusammenwerfen der Synoden diesem Übel abzuweichen.

Es war aber nicht festgestellt, wie man sich das Weitere dachte. Es scheint, daß der Gedanke obenauf war, daß man eine große Synode bilden wollte, denn es war zugleich von einem einzigen großen allgemeinen Seminar die Rede. Auch dieser Wunsch liegt auf der Hand aus den obengenannten Gründen der Sparsamkeit und des Friedens. Das liegt zugleich auf der Linie der dogmatischen Geistesrichtung, die sich herausgebildet und in den Streitigkeiten ausgesprochen hatte. Es muß nicht notwendig Großmannsucht sein, wenn jemand den Sieg der Wahrheit in solchem Abschluß dokumentiert sieht, sofern dieser Abschluß nicht künstlich oder gewaltmächtig gemacht ist. Es gibt aber auch eine andere Auffassung vom Leben, die in anderer Richtung denkt und fühlt aus ganz anderer Geistesdisposition heraus. Diese mißtraut den weit vorgesteckten Zielen, weil sie unbesangen mehr in objektiver Wirklichkeit lebt und deshalb mehr von Fall zu Fall wirkt und die Dinge werden läßt.



Beide Richtungen können im Leben wohl neben einander bestehen und dienen dazu, sich gegenseitig zu klären und vor Einseitigkeit zu bewahren, aber gewöhnlich treten sie durch persönliche Motive in feindseligen Gegensatz zu einander. Die erste Richtung ist dann meistens die siegreiche, weil sie nicht die hohe Forderung an den Einzelnen stellt wie die zweite. Diese dagegen behält mit ihrem Urteil über die Dinge gewöhnlich Recht, wenn sie von den großen Gebildeten glaubt, daß sie das individuelle Vertiefen zu hindern, ja vielfach zu töten und einem äußerlichen mechanischen Wesen den Weg zu bereiten geneigt sind.

Es war wieder nach dem Lauf der Dinge auf Erden natürlich, daß nicht die große Allgemeine Ohio-Synode, sondern die kleine Wisconsin-Synode über diese Frage in Gegensatz zu Missouri geriet. Ihre eigentümliche Zusammensetzung, ihr eigentümliches Werden und sogar die Tatsache, daß sie eine selbstlose Gastfreundschaft der Missouri-Synode genoß, brachten den Gegensatz, der gleich bei der Gründung der Synodalkonferenz vorlag, in solcher Weise heraus, daß darüber das Zusammengehen hätte gestört werden können. Es waren nicht die Fragen an sich, sondern persönliche und synodale Interessen, die in den Gegensatz hineinspielten und ihn verschärften, die jetzt aber nicht wieder aufgewärmt werden brauchen. Ein indirektes Resultat dieses Streits war, daß Wisconsin zum zweiten Mal ein eignes theologisches Seminar gründete.

Die hier entgegenstehenden Gedanken, losgelöst von persönlichen Wünschen, haben sich schließlich so konsolidiert, daß man in Missouri die Erfüllung der jenen Fragen zugrundeliegenden Wünsche in der Bildung einer großen Synode sieht, während man es in Wisconsin für besser hält, daß die Staatensynoden nicht größer sein sollten, als daß alles Werk, das eine Synode zur Ausbreitung des Evangeliums in ihrem Kreis an Ausbildung von Predigern und Lehrern und Mission tun muß, übersichtlich und mit möglichst allgemeiner individueller Teilnahme getan werden kann. Es kommt auf Rechnung des Evangeliums allein, daß die Gefahr des Auseinanderfallens, die in diesen äußerlichen Dingen lag, überwunden wurde. Dazu half auch der Gnadenwahlstreit, der jetzt einsetzte.

Walther hatte schon lange vor 1877 seinen Studenten seine Zustimmung zu Luther in der Gnadenwahllehre gegenüber dem intuitu fidei des XVII. Jahrhunderts ausgesprochen, war aber noch nicht dazu gekommen, die Lehre in extenso und in breiterer Öffentlich-

keit zu behandeln. Er hatte schon in den oben angedeuteten Auseinandersetzungen mit den Zowaern die Lehre von der Befehrung dargestellt, und daraus war ihm die Notwendigkeit erwachsen, die Gnadenwahllehre herauszustellen.

Es liegen aber in der Verkündigung des Evangeliums an und für sich gewisse Gründe für die Herausstellung der Gnadenwahllehre, die nicht sogleich klar ins Bewußtsein kamen, und die dadurch zeigen, wie der Segen im Resultat des Gnadenwahlstreit auf keines Menschen Rechnung kommt. Luther macht mit Recht gelegentlich in seiner Psalmenauslegung die Bemerkung, daß die Auslegung der Schrift nie abgeschlossen wird, weder beim Individuum, noch bei der Kirchengemeinschaft. Dieser Gedanke scheint den Zowaern vorge-schwebt zu haben in ihrer Stellung zu den offenen Fragen, da sie, wie es scheint, noch auf neue Lehrdarstellung warteten. Der Gedanke, den Luther aussprach, dreht sich aber nicht um neue Lehren, sondern zielt dahin, daß gerade in den Lehren des Heils, in der Lehre von Sünde und Gnade, der einzelne Christ so wenig wie die ganze Kirche zu einer bestimmten Zeit je auslernen wird. Dieser Gedanke, der der eingehenden Erörterung wert gewesen wäre, lag wohl im Gemüte beider Seiten, kam aber bei der dogmatischen Einstimmung nicht zur Verhandlung.

Daneben äußert Luther gleich einen andern Gedanken, der auch nicht beachtet wurde: daß keine Schriftlehre durch rein intellektuelle Tätigkeit erfaßt, dargelegt oder vermittelt wird, sondern daß die Offenbarung der Gottesgerechtigkeit eine Offenbarung aus Glauben für Glauben ist. Auch das lag auf beiden Seiten im Gemüt, kam aber bei der Darstellung nicht in wünschenswerter Weise zum Ausdruck.

Dazu kamen nun noch mehrere geschichtliche Umstände, die in jener Zeit wohl nicht so klar erkannt wurden, wie wir sie heute sehen können. Das intuitu fidei der späteren Dogmatiker erscheint leicht als eine vorsichtiger Darstellung der Gnadenwahllehre als die, welche Luther in *De servo arbitrio* hat. Man kam sogar auf den Gedanken, daß die Ausleger der Bekenntnisse im XVII. Jahrhundert den Sinn der Konkordienformel mit dem intuitu fidei wiedergegeben hätten. Später redete man von zwei Tropen der Gnadenwahllehre; der eine sei der Luthers und der Heiligen Schrift, der andere der der Konkordienformel und der späteren Dogmatiker. Das Resultat war, daß der sogenannte erste Lehrtropus in der lutherischen Kirche fast

ganz außer Gebrauch geriet, auch in den Kreisen der Synodalkonferenz vor dem Gnadenwahlstreit.

Demgegenüber sollte dem Geschichtskenner heute klar sein, daß es nur eine Lehrweise nach Schrift und Bekenntnis gibt, und daß das intuitu fidei entweder bei einzelnen Lehrern ganz etwas anderes als Gnadenwahllehre bedeutet, oder aber bei andern wirklich eine falsche Darstellung ist, die nicht nur die Schrift nicht hat, sondern die auf ganz schriftwidrigen Grundanschauungen ruht, und deswegen gerade die Lehre von der Befehrung oder de servo arbitrio entstellt.

Ferner ist es Tatsache, daß das Vorherrschende der Dogmatik in den letzten Jahrhunderten vor dem in Frage kommenden Gnadenwahlstreit das zusammenhängende Studium der Schrift vielfach außer Gebrauch gesetzt hat. Die in derselben Zeit viel geforderte Hausandacht war nicht ein Ersatz dafür, und selbst wo dieses Studium geübt wurde, stand es so unter dem Bann der aus der Dogmatik gewonnenen Anschauungen, daß das unmittelbare Leben aus der Schrift heraus gestört oder gar gehindert wurde.

Es sollte nicht nötig sein zu betonen, daß es auch ein falsches Schriftstudium geben kann. Das ist ja im vorletzten Satze gesagt worden. Ja, es kann sogar bei intensivem Schriftstudium allerlei falsche Lehre sich breit machen, wie die ausgedehnte exegetische Literatur des XVIII. und des XIX. Jahrhunderts zeigt. Es ist auch nicht nötig, erst noch zu sagen, daß jemand auch ohne das zusammenhängende Schriftstudium bei der rechten Lehre bleiben kann. Es ist aber nötig zu betonen, daß es ein ungesunder Zustand im Leben des einzelnen Christen und der christlichen Gemeinschaft ist, wenn das zusammenhängende Schriftstudium bei all der intensiven Leserei der Gegenwart so in den Hintergrund gerät, daß keine Anschauungen direkt aus der Schrift heraus, keine Gesamtanschauungen aus der Schrift heraus entstehen, sondern nur einzelne Lehrsätze, für die die Schrift nur einzelne Beweisstellen liefern muß.

Das ist nun die eigentliche Bedeutung der Synodalkonferenz, daß die Gnadenwahllehre von denen behandelt wurde, die bis dahin geglaubt hatten, daß sie in Bezug auf Schrift und Bekenntnis eines Sinnes seien, und es auch, soweit ihre Erkenntnis reichte, waren; daß durch diesen Streit eine deutlichere Herausstellung der in Betracht kommenden Lehren nicht nur, sondern vielmehr auch der allgemeinen Anschauungen und zwar nicht nur in Bezug auf einzelne Lehren,

sondern besonders in Bezug auf die Weise, wie man mit diesen Dingen umgehen muß, herausgestellt wurde. Das geschah wieder gerade so, daß niemandem ein besonderer Ruhm zufällt, sondern daß man aus dem Schaden einer falschen Weise heraus in den rechten Weg gewiesen wurde durch die harte Nötigung des Kampfes, in der die Wirkung des Evangeliums fruchtbar wurde.

Es waren besonders zwei Schüler Walthers, die seiner Darstellung von der Gnadenwahllehre entgegentraten. Da der eine von ihnen in den Dienst der Ohio-Synode trat, so kamen die Ohioer, die in jenem Streit um die Staatenynoden näher mit Missouri als mit Wisconsin gestanden hatten, in Gegensatz zu Missouri, während die Wisconsiner in dem Lehrstreit zu Missouris Lehrdarstellung standen.

Da die Führer der Wisconsiner gerade nicht aus Walthers Schule waren, bekam der Kampf, der im ersten Anfang mit der Sestigkeit austrat, wie man sie aus der Zeit der Philippisten und Gnesiolutheraner kennt, einen objektiveren Ton, und es wurden manche Seiten der Betrachtung herausgestellt, die sonst wohl kaum gestreift worden wären. Auch die Iowaer und die Norweger nahmen an dem Streit teil. Die sorgfältigere exegetische Arbeit, die jetzt gegen früher einsetzte, hatte noch nicht befriedigenden Erfolg.

1882 trennten sich die Gegner Walthers von der Synodalkonferenz, und der Streit setzte sich fort in einem unfruchtbaren gegenseitigen Refriminieren. 1903—1906 setzte eine zweite Verhandlung ein auf intersynodalen Konferenzen in Watertown, Milwaukee, Detroit und St. Wayne. Diese wurden bedeutend ruhiger geführt. Dabei waren auch jüngere Kräfte beteiligt, die den alten Streit nicht mitgemacht hatten. Wenn auch hier noch kein Näherkommen erzielt wurde, so setzte doch durch den persönlichen Kontakt eine bedeutend ruhigere Stimmung ein. Nach einigen Vorarbeiten in St. Paul wurden 1917 von Ohio, Iowa, Buffalo, Missouri und Wisconsin Vertreter zu einem intersynodalen Komitee abgeordnet, das die Streitfragen rein aus Schrift und Bekenntnis ohne Hereinziehung der Dogmatiker und des verflochtenen Streits besprach. Es wäre verfrüht, von einem abgeschlossenen Resultat zu reden. Es sind aber Thesen über Bekehrung und Gnadenwahl von den Kolloquenten angenommen und werden den Synoden vorgelegt werden, aus denen hervorgeht, daß die Kolloquenten darin einig sind, daß die Lehrweise, wie sie in Schrift und Bekenntnis vorliegt und oft der erste Lehrtropus

genannt wurde, die rechte Weise ist, von der Gnadenwahl zu reden.

Jetzt darf man wohl Folgendes von der Bedeutung des Gnadenwahlstreits und seines Abschlusses sagen und damit die entsprechende Gesichtsbetrachtung mit einiger Aussicht auf allgemeinere Annahme aussprechen, daß im Gnadenwahlstreit die höchste Blüte lutherischer Lehrentwicklung seit Luthers *De servo arbitrio* zur Reife kam.

Bei Luther setzte ein intensives zusammenhängendes Schriftstudium im Gegensatz zu philosophisch-dogmatischer Betrachtung und im Gegensatz zu humanistisch-grammatischer Betrachtung ein aus der Nötigung der Anfechtung über sein Seelenheil, in die die Erkenntnis von der Gottesgerechtigkeit direkt aus der Schrift wie ein Wunder Gottes fiel. Daher konnte Luther schon auf dem katholischen Lehrstuhl in seinen Palmen und Römervorlesungen eine klare Darlegung von der rechten Methode der Schriftauslegung geben. Da stand der vom Heiligen Geist gewirkte Glaube ganz im Vordergrund und überragte nicht nur alle wissenschaftliche Betätigung, sondern stimmte sie auch erst recht ein. Darum konnte Luther, nachdem er auch äußerlich mit Rom gebrochen hatte, in seinem *De servo arbitrio* aller Vorherrschaft einseitig logischer Begriffsentwicklung und damit jeglichem Synergismus den Laufpaß geben, ohne in Determinismus zu fallen. Durch Melancthons und Kalvins Einfluß bekam die logische Begriffsentwicklung in der Theologie wieder eine ihr nicht zukommende Stelle und hat sie auch behalten, sodaß sie bei den Calvinisten den Determinismus, bei lutherischen Theologen den Synergismus wieder einschmuggeln konnte.

Als im XIX. Jahrhundert die gläubige Theologie wieder da einsetzte, wo die Orthodogie mit Lösscher aufgehört hatte, da bekam die abgeflaute Weise des XVIII. Jahrhunderts den Vorrang, und die rechte Weise ist erst wieder durch den Gnadenwahlstreit des XIX. Jahrhunderts in Amerika voll herausgestellt worden. Das ist's, wozu unsere Erkenntnis durchdringen muß, wenn nicht vieles wieder verloren gehen soll. Damit ergibt sich eine rechte bewußte Würdigung der Gnade Gottes. Damit ergibt sich auch eine ernste Erkenntnis davon, daß das Heil nicht in großer Zahl liegt, wenngleich die Verbreitung der Erkenntnis des Heils zu vielen ein Grund des Zuels ist. Wir dürfen jetzt nicht wieder nur damit anfangen, wie es nach dem Dreißigjährigen Kriege geschah, daß man die bisherigen Leistungen der Theologie registrierte und kompilierte, als ob

die rechte Lehre jetzt abgeschlossen und gesichert wäre. Es kommt jetzt fast mehr als sonst darauf an, daß wir den Ruf beachten: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme, und dadurch zur Vertiefung unserer Erkenntnis durch intensives Schriftstudium geführt werden.

Soweit ist von der theologischen Bedeutung der Synodalkonferenz die Rede gewesen. Die bezieht sich auf die Stellung zu Schrift und Bekenntnis. Diese Stellung ist in gewissem Sinn eine äußere Form, in welcher sich ein inneres Leben der Kirche, das Leben vom Heiligen Geist gewirkt, ausdrückt. Daher wird auch das äußere Leben der Kirche der theologischen Stellung entsprechen. Kirchliche Zucht und Sitte ist verschieden je nach der verschiedenen Stellung zu Schrift und Bekenntnis.

Diese Verschiedenheit wird man daran messen, ob vorwiegend Gesetz oder Evangelium walten, ob die fremden Einflüsse, z. B. die des Calvinismus und des Sektentums und die der uns umgebenden Welt, mehr oder weniger Eingang gefunden haben. Das wird sich dem Beobachter immer so darstellen, daß die klarere Stellung zur Schrift und zum Bekenntnis in dem äußeren Leben in den genannten Fragen zum Ausdruck kam. Auch daran hat man ein Zeichen, daß, wo etwas Rechtes vorliegt, es unmittelbar auf die Wirkung des Evangeliums zurückgeführt werden muß.

Aber auch dieses praktische Leben der Kirche, soweit es vor Augen liegt, ist gewissermaßen die äußere Form, in welcher sich das persönliche innere Leben der Einzelnen ausdrückt. Dieses persönliche Christentum ist aber die eigentliche Sache, auf die des Heiligen Geistes Werk abzielt. Da kann wohl die Form noch zu Recht bestehen, während schon der Geist anfängt zu schwinden, und das prägt sich wieder im Gesamtleben der Kirche aus. Hier muß zur Vervollständigung des Bildes, in welchem die Bedeutung der Synodalkonferenz erscheint, noch einiges gesagt werden.

Die Synodalkonferenz ist schon nicht mehr eine Frucht der ersten Liebe. Dreißig Jahre war die deutsch-amerikanische Kirche vorher an der Arbeit. In dem Lehrstreit bleibt nicht die Unmittelbarkeit und die scheinbare Unberührtheit der ersten Glaubensfrische bestehen. Die Diskussionen des Streites mischen ein intellektuelles Moment in die Auffassungen und Darstellungen auf beiden Seiten, das nicht ganz stimmt mit den ersten inneren Anschauungen, wie sie aus der Fülle eines großen Gedankens, der frisch die Seele füllt, kommen. Die

praktischen Folgen und Folgerungen im Widerstreit der Menschen, auch der Christen, lassen die Seele nicht unbefangen in der keuschen Züchtigkeit, die der Heilige Geist schafft. Das ist eine Entwicklung, die im Gesamtleben der kirchlichen Kreise auf Erden vorliegt und mit der Gesamtentwicklung der Welt in unmittelbarer Verbindung steht. Wir dürfen nicht meinen, daß, weil Gottes Gnade uns eine tiefere Erkenntnis seines Heils in unsrer Gesamtlehرداریstellung gegeben, wir deshalb nicht von der Welt berührt wären.

Schon die Tatsache, daß im Streit zwischen Wisconsin und Missouri um die Staatsynoden solch verhältnismäßig äußere Dinge, die vorher aus dem Spiel blieben, zum Unfrieden führen konnten, ist ein Zeichen für die Richtigkeit der obigen Beobachtung. Dazu kommt die weitere Tatsache, daß eben seit der Zeit auch die äußeren Manieren unter uns andre geworden sind.

Wenn wir bei unsern Vätern im theoretischen und praktischen Lehrstreit eine gewisse Härte und Rücksichtslosigkeit sehen, dann muß man beachten, daß die damit in Verbindung stehen, daß das intensive Heilsinteresse in der ersten Glut steht. Corra Harris, eine amerikanische Schriftstellerin, drückt das so aus: "She (the church) not only renounced the world, the flesh and the devil, and especially all the latter's 'works', she denounced them." Unfre heutige größere Ruhe und Vorsicht ist nicht ganz Geist, sondern zum Teil Manier. Das intensive persönliche Heilsinteresse ist aber doch die Hauptsache, die in der Beurteilung der vorliegenden Dinge den Ausschlag geben muß.

In der in Frage kommenden Zeit haben wir einen Wandel durchgemacht, zuerst unbewußt, dann aber immer bewußter, der heute ein ganz andres Bild sehen läßt als vor fünfzig Jahren. In diese Zeit fällt das Aufkommen des Vereinswesens in den Gemeinden, das sich jetzt zum Vereinswesen in den Synoden ausgewachsen hat. In der ersten Zeit war eine harmlose Geselligkeit die Form dieser Zusammenkünfte, die die zusammengehörenden Kreise enger verbinden sollte. Später wurde die Geselligkeit organisiert und damit zum eigentlichen Ziel der Verbindungen gemacht. Erst in der allerletzten Zeit ist das Studium der Heiligen Schrift in dieser Verbindung genannt worden.

Gleichlaufend damit ging das Bestreben, unsern geschäftlichen Maßnahmen mehr und mehr die Form zu geben, die derartige Dinge in der Welt haben. Heute hat sich das mit dem Vereinswesen zusammengetan, und es will aussehen, als ob die Welt uns lehren soll,

wie wir uns in diesen Dingen zu halten und unser Werk zu führen haben. In den widerstreitenden Äußerungen darüber während dieser ganzen Zeit lag immer ein Quentlein Wahrheit auf beiden Seiten vor. Während aber früher der gesunde evangelische Sinn immer noch die Oberhand behielt, befinden sich heute die führenden Kreise in einer geistigen Unsicherheit, die einschlägigen Dinge unmittelbar am Evangelium und dessen Triebkräften zu messen, so daß allgemeine Lethargie die natürliche Folge ist. Damit steht endlich auch in Verbindung, daß ernstere Dinge, mit denen man früher durch klares Urteil und entschiedenes Handeln fertig wurde, heute vielfach nicht mehr zum Austrag gebracht werden.

Hier scheinen mir die Sendschreiben in der Offenbarung Johannis einzuschlagen wie kaum je zuvor. Die rufen zur Buße. Buße ist aber nicht mit einem schwächlichen Bedauern abgetan, mit dem man die Dinge gehen läßt, sondern sie ist eine Umwandlung in Anschauung, Urteil und Willensentschluß. Gott hat doch durch die furchtbaren Weltläufte, die wir zusammen mit der Welt heraufgeführt haben, und die auch unser kirchliches Leben berühren, ein Gericht vermerkt, das uns aufwecken soll. Nur wenn wir den eben ausgesprochenen Satz in jedem Punkt verstanden haben, so daß wir hier den in der Lehre von der Befeuerung in Frage kommenden Satz von der gleichen Schuld aus innerstem Leben heraus aussprechen können, hat das harte Gericht Gottes an unsern Herzen seine Wirkung getan. Dann sind wir imstande, an die weitere Arbeit zu gehen. Wir sind doch Gottes Kinder. Laßt uns nun doch Gott unsern Heiland hören und verstehen!

Es werden die gegenwärtigen verwirrten Verhältnisse der Welt uns vor Aufgaben stellen, von deren Größe wir uns jetzt noch keinen adäquaten Begriff machen können. Aber Gott hat uns auch durch den bisherigen Abschluß des Gnadenwahlstreits mit Kräften ausgerüstet, die man am Ende des Dreißigjährigen Krieges nicht so hatte. Nur, wenn wir dieses Pfund erkennen, werden wir Gott recht dankbar sein, und nur so kann eine rechte Jubiläumfreude entstehen. Dann wird sich der Dank auch dadurch erweisen, daß wir mit dem Pfund treu umgehen. Darum paßt in die gegenwärtige Lage kein lautes Hurra, sondern ein heiliger stiller Ernst, der mit Gottvertrauen fest auf das Werk gerichtet ist, das vor uns liegt. Das alte Lutherlied scheint mir der rechte Ausdruck für die Stimmung der Gegenwart zu sein:



Nun bitten wir den Heil'gen Geist  
Um den rechten Glauben allermeist,  
Daß er uns behüte an unserm Ende,  
Wenn wir heimfahr'n aus diesem Glende.

Du wertest Licht gib uns deinen Schein;  
Lehr uns Jesum Christ kennen allein,  
Daß wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland,  
Der uns bracht hat zum rechten Vaterland.

Du süße Lieb schenk uns deine Gunst,  
Laß uns empfinden der Liebe Brunst,  
Daß wir uns von Herzen lieben  
Und in Frieden auf einem Sinn bleiben.

Du höchster Tröster in aller Not,  
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod;  
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,  
Wenn der Feind will das Leben verflagen. Kyrieleis.

J o h. P h. R ö h l e r.

---

## Der erste Petribrief.

(Fortsetzung.)

### Die zweite Ermahnung.

Kapitel 2, 11 bis Kapitel 4.

Diese zweite Ermahnung des Apostels geht, wie bereits in der Einleitung gezeigt wurde, von dem Gedanken aus, daß der Christ sich in einer Welt befindet, die ihm um seines Glaubens willen feindlich gesinnt ist, indem sie von seinem Glauben nichts hält. Der Christ ist sowohl seiner himmlischen Berufung als auch seinem Wesen, dem Glauben, nach ein Fremdling in dieser Welt und hat als solcher das Los eines jeden Fremdlings zu tragen, nämlich daß er mit seiner Sache verächtlich behandelt wird und man ihm mit großem Mißtrauen begegnet. Da ist es auch seine Pflicht, wie jeder Fremdling sie unmittelbar empfindet, für seine Heimat und für ihre Art einzutreten und für dieselbe zu zeugen, damit die, welche nichts von ihm halten, eine günstigere Meinung von seiner Heimat und dem Leben darin bekommen. Der Christ soll ganz besonders dies tun, da ja seine Heimat über alles steht und alles daran liegt, daß andere durch ihn für dieselbe gewonnen werden. Das ist der Gedanke dieser Ermahnung, den auch der Apostel bei den einzelnen Stücken immer wieder hervorkehrt.

Was die **Disposition** dieser Ermahnung betrifft, so gibt Petrus zuerst Vers 11 und 12 den eben ausgeführten Gedanken an. Dies ist jetzt das Thema. In den einzelnen Stücken, die nun Petrus vorführt und worin der gute Wandel der Christen sich besonders den Heiden gegenüber zu einem Zeugnis über sie betätigen soll, macht er eine klare doppelte Teilung. Der **erste Teil** geht von 2, 13 bis 3, 7, der zweite von 3, 8 bis Kap. 4. Im ersten Teil bringt Petrus solche Ermahnungen, die sich auf besondere Stellungen der Christen im bürgerlichen Leben beziehen: Kapitel 2, 13—17, der Christ als Bürger; Vers 18 bis Kapitel 3, der Christ als Knecht; Kapitel 3, 1—6, der Christ in der Ehe. Es handelt sich also hier um das Leben des Christen nach außen. Der **zweite Teil**, Kapitel 3, 8 bis Kapitel 4, richtet sich an alle Christen ohne Unterschied. Hat der erste Teil den Christen in seinem Leben nach außen, im bürgerlichen Leben, behan-

delt, so behandelt der zweite Teil das Leben der Christen untereinander.

Man könnte die Frage aufwerfen: Warum erwähnt der Apostel für den guten Wandel unter den Heiden gerade diese Stücke? Es sind einmal die Stücke, die dem Heiden am meisten vor Augen sind und von ihm zuerst gemerkt werden: der Gehorsam im bürgerlichen Leben und das Leben der Christen untereinander. Zum andern sind es auch die Dinge, auf die der Heide besonders viel hält: bürgerlicher Gehorsam. Ferner ist es gerade das Gegenteil dieser Dinge, die der Heide dem Christen vorwirft. Und endlich ist das Leben der Christen das Stück, auf welches der Heide besonders scharf achtet. Infolgedessen sind diese von Petrus genannten Stücke gerade die, mit denen der Christ am ersten und auch am meisten einen Eindruck auf die Heiden machen kann. Es liegt auf der Hand, daß der Christ, wenn er in diesen Stücken fehlt, auf den Heiden den ungünstigsten Eindruck macht. Wiederum muß der Eindruck ein günstiger sein, wenn der Christ sich auch in diesen Dingen ordentlich hält und darin wandelt. Es ist aber auch not, den Christen zum Halten dieser Dinge ernstlich zu ermahnen. Nur zu oft ist ja von Christen das Wort Freiheit falsch aufgefaßt worden. Die christliche Freiheit, soweit es sich um Autoritäten handelt, ist nicht ein Befreien von diesen Autoritäten, sondern die Aenderung der Herzensstellung unter allen Autoritäten, daß der Christ nicht mehr mit Zwang, sondern mit Lust ihnen gehorcht. Aber nur zu oft haben Christen gemeint, die Freiheit des Christen bedeute Befreiung von allen Autoritäten, selbst der göttlichen. Dazu kommt, daß wohl der christliche Bürger unter einer heidnischen Obrigkeit wie auch der christliche Knecht eines heidnischen Herrn und das christliche Weib eines heidnischen Mannes dachten: Es ist unwürdig, daß wir, die wir nun erleuchtet sind, denen gehorchen sollen, die noch in Finsternis wandeln. Wie dürfen die Kinder des Reiches Gottes sich noch von solchen regieren lassen, die draußen stehen? Deshalb war es ungemein not, daß Petrus ernstlich zum Wandel in diesen Stücken ermahnte.

Indem wir nun auf die einzelnen Stücke in dieser Ermahnung eingehen, haben wir

#### Kapitel 2, 11. 12.

das, was schon gesagt worden ist, den eigentlichen Gedanken dieses Teils, um der Ehre Gottes und um der Heiden willen einen guten

Wandel unter diesen zu führen. Vers 11: „**Enthaltet euch der fleischlichen Lüfte, welche wider die Seele streiten, habt euren Wandel unter den Heiden als einen guten, damit, so sie von euch reden als von Übeltätern, sie wegen eurer Werke, die sie sehen, Gott preisen am Tage der Heimführung.**“ Nur einige kurze Erklärungen hier.

Wir haben in dem eben zitierten Verse zuerst Petri Ermahnung allgemein gehalten. Nach diesem geht dieselbe Ermahnung in Einzelheiten über. Wie es den Christen als Fremdlingen und Pilgrimen geziemt, sollen sie von dem neuen Leben in ihrer Heimat, in welcher Gerechtigkeit wohnt, Zeugnis ablegen vor denen, die diese Heimat nicht kennen, ja sie verspotten, nämlich den Heiden. Sie sollen das tun durch einen guten Wandel, damit die, so von ihnen aßerreden als von Übeltätern, durch ihren guten Wandel überzeugt, ja gewonnen werden. Damit aber dieser gute Wandel **zustande kommt**, müssen die Christen beständig in ihnen selber ein Hindernis beseitigen, welches sonst den guten Wandel verhindern wird. Sie müssen sich der fleischlichen Lüfte enthalten, welche wider die Seele streiten. Zu diesen Lüften gehören, wie Petri weitere Ausführungen klar zeigen, vor allem: Dünkel, Zorn, Ärger und die Rachsucht, die teils an dem Übergewicht des Christentums über das Heidentum, teils an der Feindschaft der Heiden wider das Christentum sich entfachen. Diese sind jetzt in den Christen unter allen andern Lüften die brennendsten. „Seele“ ist das ganze persönlich geistige Wesen des Menschen, das sich durch Gottes Gnadenwirkung nun allen Tröstungen, Verheißungen, Ermahnungen, Warnungen usw. willig unterordnet, sie annimmt und befolgt, ob diese von außen kommen oder aus dem Bewußtsein, in das sie von außen her aufgenommen wurden. Wider dieses Sich-willig-Gott-unterordnen streiten die fleischlichen Lüfte. Sie tun es alle. Die Worte „welche wider die Seele streiten“ unterscheiden nicht unter den fleischlichen Lüften, sondern kennzeichnen sie. Der Nachdruck liegt auf dem Wort „streiten“. Die fleischlichen Lüfte richten ihre ganze Energie wider die Seele, indem sie versuchen, das persönlich-geistige Wesen des Menschen aus der Unterordnung unter Gottes Wort und Geist heraus in den Gehorsam unter sich zu bringen. Würde nun den fleischlichen Lüften dieses gelingen, dann könnte es unmöglich zu einem guten Wandel der Christen unter den Heiden kommen, vielmehr zu einem sehr bösen, denn die Christen würden dann den Willen des Fleisches tun. Das Ermahnen stärkt die Seele und festigt sie in ihrer Unterordnung und in ihrem Gehorsam. Es tritt ja das

kräftige Wort Gottes an sie heran, das lebendig ist und lebendig macht. Da will die Seele in ihrem Gehorsam ferner beharren und wird sich demzufolge den fleischlichen Lüsten widersetzen. Dadurch ist der gute Wandel unter den Heiden gesichert.

Wenn nun die Christen diesen guten Wandel führen, dann hat das ein feines Ziel und einen feinen Erfolg. Die Heiden sehen diesen guten Wandel, der das Wort in die Tat umgesetzt ist und darum zeigt, predigt. Das wird sie beeinflussen, günstig umstimmen, gewinnen, heranziehen, bis sie **Gott preisen**.

Dies „Gott preisen“ ist ein beachtenswertes Wort. Wir begegnen diesem Wort verschiedentlich in der Apostelgeschichte. Aus der Apostelgeschichte sehen wir, daß das „Gott preisen“ den Aposteln das **Zeichen** ist, an dem sie erkennen, daß bisher Unbefehrte die Gabe des Heiligen Geistes nach vorausgegangener Predigt empfangen haben und also zu Christo bekehrt wurden. Das „Gott preisen“ ist die notwendig folgende Frucht der Befehung. Ja, wer das Wort gehört hat, den Heiligen Geist empfangen, Christum erkannt und glaubt, der kann wahrhaftig nicht anders als Gott preisen. Und eben darum, weil das „Gott preisen“ die Frucht, die Endstufe in der Befehung zu Christo ist, darum ist es Zeichen derselben. Somit betrachten die Apostel mit Recht das „Gott preisen“ als Zeichen des Befehrteins. Doch die Apostel gehen noch weiter. Insofern ihnen das „Gott preisen“ die notwendige Frucht, der **Schlussakford** ist, in welchen die Befehung ausklingt, und darum das Zeichen erfolgter Befehung, so wird ihnen das „Gott preisen“ auch **Ausdruck und Bezeichnung** für die Befehung selbst. Darum, wenn sie davon reden, daß bisherige Heiden Gott preisen, wollen sie damit sagen, daß jene das Wort gehört, den Heiligen Geist empfangen, Christum erkannt, bekehrt worden sind. So ist auch dieser Ausdruck an unserer Stelle zu verstehen. „Daß sie eure guten Werke sehen und Gott preisen“, d. h. zu Christo bekehrt werden.

Wann? „Am Tage der Heimfuchung“, en hemera episkopes. Dieses Wort, von dem Verbum episkeptomai abgeleitet, findet sich unter anderem zweimal in dem Lobgesang des Zacharias, z. B. Luk. 1, 68: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat heimgesucht und eine Erlösung gemacht seinem Volk.“ Es ist klar, daß das Verbum bedeutet: jemanden, der der Hilfe bedarf, gnädig ansehen und mit seiner Hilfe zu ihm kommen. Der Tag der Heimfuchung der Heiden ist der Tag, die Stunde, da Gott sie gnädig an-

sieht und mit seiner Gnadenhilfe zu ihnen kommt durch sein Wort. In dem Tag der Heimführung liegt auch der Gedanke, daß Gott seine Zeit und Stunde dafür hat. Damit nun am Tage der Heimführung Gottes die Heiden Gott preisen, d. h. bekehrt werden, darum sollen die Christen unter den Heiden einen guten Wandel führen. Der gute Wandel selbst bekehrt sie demnach nicht; das macht die Stunde der Heimführung Gottes. Aber der gute Wandel bereitet den Weg, indem er Voreingenommenheit, Argwohn, Mißtrauen, Feindschaft beseitigt und ein gewisses Interesse, ein gewisses Wohlmeinen dem Christentum gegenüber in den Heiden erweckt. Das ist notwendig und zugleich auch viel wert.

Wir kommen nun auf die einzelnen Stücke, in denen sich der gute Wandel der Christen erweisen soll, zuerst auf die das äußere, bürgerliche Leben betreffenden.

### Kapitel 2, 13—17.

Bers 13: „Seid aller menschlichen Ordnung untertan um des Herrn willen, es sei dem Könige als dem Obenanstehenden, es sei den Landpflegern als den durch ihn Gesandten zur Bestrafung der Übeltäter, den Gutes tuenden aber zum Lob.“

Das erste, was bei den eben zitierten Worten Petri zu betrachten ist, ist das „menschliche Ordnung“. Im Text steht das Wort ktisis, von ktizo = schaffen, gründen, anordnen. Das griechische ktizo, wie das lateinische creo und das deutsche schaffen, ist nicht ein Ausdruck, der für all und jedes Machen und Bereiten gebraucht wird und auch nicht dafür paßt. Man findet vielmehr, daß dieses Wort für ein ganz bestimmtes Machen und Bereiten gebraucht wird. Gegenüber dem Machen und Bereiten, das durch die physischen Kräfte, durch der Hände Werk oder auf irgendeinem mechanischen Wege geschieht, bezieht sich dieses Wort auf jedes solches Bereiten, das in der Hauptsache durch die geistigen Kräfte zustande kommt. Es scheint, daß dieses Wort ein solches Bereiten bezeichnet, wobei ein Intellekt eine bestimmte Idee erzeugt, durchdringt und diese Idee dann mit der Kraft des Willens verwickelt. Das wäre das Schaffen. In erster Linie fände dieser Ausdruck nur Anwendung auf Gott, der in seiner Weisheit den Gedanken dieser Welt in seiner Fülle erzeugt, bis in die kleinsten Einzelheiten durchdacht und dann durch seinen allmächtigen Willen vollendet hat. Zum andern darf, wie es hier von Petrus geschieht, dieser Ausdruck auch Anwendung finden auf jedes

menschliche Bereiten, wobei die entsprechenden menschlichen geistigen Kräfte die wirksamen sind, der Verstand, der etwas plant, und der Wille, der mit kräftiger Energie es durchsetzt. Der Gegenstand mag ein verschiedener sein: ein Kunstwerk, ein gewaltiger Bau, eine Verfassung oder Ordnung für einen größeren oder kleineren Kreis, für einen Besitz, Fabrik, für das Haus, für ein Land. Woimmer eins der genannten Dinge von irgendjemandem durch die bereits angeführten geistigen Kräfte verwirklicht wird, wäre das ein menschliches Schaffen.

Soweit nun unsere Petristelle in Betracht kommt, haben wir es nicht mit allem menschlichen Schaffen zu tun, sondern nur mit einem solchen, dem man untertan sein kann, also mit dem menschlichen Schaffen, welches Ordnungen schafft, sei es in einem größeren oder in einem kleineren Kreise.

In bezug auf dieses menschliche Schaffen sagt uns Petrus nun weiter: „Seid untertan allem menschlichen Schaffen“, Anordnen. Es ist hier ein ganz allgemeiner Grundsatz ausgesprochen. Wir sollen all und jeglichem menschlichen Schaffen nach der genannten Richtung hin untertan sein, vorausgesetzt natürlich, daß dieses menschliche Schaffen mit Recht und Beruf geschieht. Was ist nach Recht und Beruf? Wenn ein Mensch sich einen Wirkungskreis schafft, den er mit gutem Gewissen sich schaffen durfte, oder von anderen in einen Wirkungskreis gestellt wird, dann ist die Ordnung, die er darin schafft, mit Recht und Beruf. Wer Ordnung schaffen will in einem Kreis, der mit den genannten sich nicht deckt, greift immer in den Wirkungskreis eines andern hinein. Ein solcher ist ein, wie Petrus ihn nennt, Allotrioepiskopos, der in ein fremd Amt greift. Sein Ordnen, weil er wider Gottes Wort handelt, ist ohne Recht und Beruf. Ihm braucht niemand untertan sein. Woimmer Menschen nach ihrem guten Recht Ordnung schaffen, sollen wir uns willig darunter fügen. Die Obrigkeit des Landes schafft eine Ordnung, der Lehrer in der Schule, der Vorstand im Auftrage der Gemeinde, der Herr in seiner Fabrik, der Geschäftsmann in seinen Verkaufsräumen, der Hausvater in seinem Hause. Diese alle faßt Petrus in seine Worte und spricht: Seid ihnen untertan.

„Um des Herrn willen.“ Gott ist ein Gott der Ordnung. Gott will, daß auch in der Welt alles ordentlich zugehe. Ja, Gott hat dem Menschen diesen Ordnungssinn eingepflanzt, daß, woimmer er sich befindet, er das Bedürfnis hat, eine Ordnung zu schaffen, dazu auch

in dem eingeschriebenen Gesetz, dem Gewissen und dem Verstand, die Mittel verliehen, eine Ordnung nach seinem Wohlgefallen und den Menschen zum Nutzen aufzurichten. So schafft Gott Ordnungen in der Welt. Nicht tut Gott das durch ein besonderes Gebot, sondern so, daß er den Menschen den Ordnungssinn, das Bedürfnis dazu und die Richtlinien dafür ins Herz eingießt. Darum ist auch keine Obrigkeit, überhaupt keine Ordnung in der Welt ohne von Gott; wo immer sie besteht, ist sie von Gott geordnet. Sie ist direkt, viel direkter als durch ein Gebot, auf Gott zurückzuführen. Gott hat sie geschaffen; sie ist Gottes Werk. Und darum, weil Gott nicht nur Ordnung in der Welt haben will, sondern sie auch in der ausgeführten Weise direkt herbeiführt, sie also von Gott ist, — um des Herrn willen, der selbst diese Ordnung will und macht, sollen wir uns willig derselben unterordnen.

Petrus greift nun aus der großen Zahl menschlichen Schaffens zur Ordnung besonders die heraus, deren Erfüllung von seiten der Christen auf die Heiden einen starken Eindruck machen muß.

Vers 13: **„Es sei dem Könige als dem Obenanstehenden, es sei den Landpflegern als den durch ihn Gesandten zur Bestrafung der Übeltäter, den Gutes tuenden zum Lob.“** Aller Obrigkeit sollen die Christen untertan sein, der hohen wie auch der niederen; nicht nur einer christlichen, sondern auch einer heidnischen Obrigkeit sollen sie untertan sein, denn gerade in bezug auf letztere redet Petrus hier. Petrus zeigt auch an dieser Stelle, was eigentlich Amt und Aufgabe der Obrigkeit ist. Er tut das mit den Worten: „Zur Bestrafung der Übeltäter, den Gutes tuenden zum Lob.“ Unter den Übeltätern sind selbstverständlich solche zu verstehen, die sich an den obrigkeitlichen Gesetzen vergehen, während die Gutes tuenden solche sind, die die obrigkeitlichen Gesetze befolgen. Der König oder der von ihm gesandte Landpfleger bestrafen ja die einen und beloben die andern, und zwar das, was beide für Übeltäter oder Gutes tuende ansehen. Solche sind aber in ihren Augen die, welche ihre Gesetze entweder übertreten oder befolgen. Somit handelt es sich hier nur um Übeltäter oder Gutes tuende in Beziehung auf Landesgesetze; es ist hier nicht die Rede von Übeltätern oder Gutes tuenden in Beziehung auf Gott. Die einen zu bestrafen, die andern zu loben ist Aufgabe und Amt der Obrigkeit. Der Zweck dabei ist der, durch Bestrafung der Übeltäter und Belobung der Frommen die einen von der Übertretung der Landesgesetze abzuschrecken, die andern zu deren Befolgung zu



ermuntern. Der Hauptzweck dabei ist der, die Ordnung herbeizuführen, die durch die Landesgesetze aufgerichtet werden soll. Und das ist der eigentliche Zweck der Obrigkeit von Seiten Gottes, daß sie, so gut es gehen mag, in dieser von der Sünde verderbten Welt eine einigermaßen erträgliche Ordnung aufrecht hält. Dabei hat Gott besonders das ruhige Gedeihen seiner Kirche im Auge. Wie weit die Obrigkeit mit ihren Gesetzen und mit ihrem Ordnen zu gehen hat, ist hier nicht am Platze, sondern nur dies, daß es ihr Amt ist, besonders um der Erbauung der Christen willen, eine Ordnung aufzurichten und diese theils durch Bestrafung, theils durch Belobung durchzusetzen.

Da nun die Christen aller menschlichen Schöpfung untertan sein sollen und die Obrigkeit eine solche menschliche Schöpfung ist, darum sollen sie auch der Obrigkeit untertan sein. Nun ist aber die Obrigkeit, der die Christen unterstellt sind, nicht nur eine heidnische, sondern auch eine den Christen feindlich gesinnte, die immerfort Partei gegen die Christen nimmt, für alle Angebereien ein offenes Ohr hat und nur auf die Gelegenheit wartet, die Christen zu bedrücken. Infolgedessen fällt es den Christen schwer, der Obrigkeit untertan zu sein. Schon der Umstand, daß die Obrigkeit eine heidnische ist, erschwert innerlich den Gehorsam, noch weit mehr aber die Feindseligkeit der Obrigkeit. Die Christen möchten viel lieber den Gehorsam verweigern, wenigstens gehorchen sie unter den obwaltenden Umständen nur mit Widerwillen und beugen sich nur aus Furcht vor der Gewalt. Da aber dadurch die Heiden nicht gewonnen, sondern vielmehr abgestoßen werden, muß Petrus den Christen etwas Kräftiges sagen, damit sie willigen Gehorsam leisten. Er spricht: **„Denn so ist der Wille Gottes, daß ihr, indem ihr Gutes tut, zum Schweigen bringt die Unwissenheit der unverständigen Menschen.“** Gottes Wille ist der, daß Christen mit Wohltun und nicht mit Bösestun, wie sie es wohl oft möchten, die Unwissenheit der törichten Menschen, die in ihren grundverkehrten Gedanken über das Christentum besteht, zur Ruhe bringen. Auch der Christ, wenn er wie leider oft von seinem Fleisch beherrscht wird, möchte am liebsten dreinschlagen und auf diese Weise die törichten Menschen zum Schweigen bringen. Das soll der Christ nicht tun. Vielmehr soll er durch Wohltun seine Widersacher zum Schweigen bringen. Warum? Das ist die Art der Barmherzigkeit Gottes, daß sie, woimmer ihr Widerstand entgegentritt, der aus der Unwissenheit kommt, diesen der Liebe gemäß auf dem Wege der Überzeugung durch das sanfte und liebevolle Argument des Wortes

und der Tat überwindet. Gottes Barmherzigkeit handelt nicht durch furchterregende Gewalt, weil das ihr widerspricht. Das wäre Vergeltung und Rache, darum gesetzlich und paßt nicht zu der Barmherzigkeit. Weil das der Geist der Barmherzigkeit Gottes ist, darum sollen die Christen, die Kinder Gottes, ebenso handeln, und nicht in gesetzlicher Weise durch furchterregende Gewalt, durch Vergeltung, ihre Widersacher zum Schweigen bringen; sie sollen barmherzig sein, gleichwie ihr Vater im Himmel barmherzig ist, und demgemäß handeln, so daß auch sie durch Wohlthat ihre Widersacher überwinden, indem sie diese dadurch eines besseren überzeugen. Dies ist das erste Argument, welches Petrus vorlegt, um seine Christen zu einem willigen Gehorsam unter ihrer Obrigkeit zu bewegen.

Es folgt nun ein anderes Argument. Vers 16: **„Als die Freien und nicht als solche, die die Freiheit zum Vorwand (Deckel) der Bosheit haben, sondern als Diener Gottes.“** Unter Freiheit verstehen viele nur eins, nämlich das Freisein von jeglicher Autorität. Eine solche Freiheit existiert nur in Gott, aber für den Menschen ist sie wenigstens als absolute ein Ding der Unmöglichkeit. Der Mensch vermag wohl, sich teilweise der Autorität zu entziehen, sei es der göttlichen oder einer menschlichen, aber nie gänzlich. Es bleibt z. B. die Autorität der Naturgesetze, der Verhältnisse, der Zufälle, der er sich schlechterdings nicht entziehen kann. Die Freiheit, von welcher so viele träumen, ist eine Utopie. Sieraus ist völlig klar, daß die Schrift, wenn sie von Freiheit redet und sogar in der Weise, daß Christen sie wahrhaft haben, nicht das eben gezeigte Unmögliche darunter versteht. Was denn? Worin mag sie bestehen? Die Schrift unterstellt den Christen jeglicher Autorität, wie wir von Petrus lernen, nicht allein der göttlichen, sondern auch jeder menschlichen. Und doch nennt sie den überall und von allen Seiten her gebundenen Christen einen Freien. Demnach kann die Freiheit im Sinne der Schrift nur in einem inneren Zustand den Autoritäten gegenüber bestehen. So ist es. Sie besteht darin, daß der Christ durch das Verdienst Jesu Christi frei ist von dem Zwang des Gesetzes, der darin bestand, daß das Gesetz mit seiner Verheißung sowohl als auch mit seinem Fluch ihn zum Gehorsam trieb, falls er leben wolle, und nun willig jeder Autorität sich unterordnet: Ich habe Lust an deinen Geboten und rede von deinem Gesetz Tag und Nacht. Das ist die wahre Freiheit, die dem Christen gegeben ist, daß er mit Lust an Gottes Geboten hanget. Die Liebe ist die wahre Freiheit. Und in derselben allein

fühlt der Christ sich wahrhaft wohl. Nun aber kann gerade hier bei dem Christen eine Verirrung einsetzen. Diese Verirrung findet ihren Anlaß in dem Gefühl des Freiseins von dem Zwang des Gesetzes. Sie lautet so: Bin ich frei vom Zwang des Gesetzes, daß mir das Gesetz nicht mehr drohen darf, dann darf ich tun, was ich will. Daß die Christen der damaligen Zeit wirklich in eine solche Verirrung geraten waren, läßt sich schließen aus Pauli Frage im Römerbrief: Wie nun? Sollen wir sündigen, dieweil wir nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade sind? Auch Luther hatte zu seiner Zeit, wie wir wissen, viel gegen diese Verirrung zu kämpfen. Und heute meinen viele Christen, es sei ihnen wahrhaftig alles erlaubt. Das gerade heißt die Freiheit zum Vorwand der Bosheit brauchen. Sünde ist Bosheit. Und das Sündigen durch die in der Gnade geschaffene Freiheit rechtfertigen wollen, heißt die Freiheit zum Vorwand der Bosheit machen. Petrus bezieht dieses hier ganz besonders auf das „der Obrigkeit nicht gehorchen“, daß die Christen meinten, da sie doch nun frei geworden seien von dem Zwang des Gesetzes, brauchten sie der Obrigkeit, gar einer feindseligen, nicht mehr zu gehorchen. Darum sagt ihnen Petrus, sie sollen die Freiheit nicht zum Vorwand der Bosheit machen, sondern wie es Freien, die aus dem gezwungenen Gehorsam in den willigen gebracht worden sind, zukommt, nun auch demgemäß handeln und willig gehorchen. Das allein zielt den Freien. **Als Diener Gottes.** Sie sollen handeln, wie es Dienern Gottes zukommt. Das aber schließt eins völlig aus, nämlich dies, daß man wieder der Sünde Knecht werde. Dies sind die beiden Argumente, mit denen Petrus seine Christen willig machen will, der Obrigkeit untertan zu sein. Es sind kräftige Argumente.

Wir kommen nun zu den Schlußworten dieses Unterteiles. Vers 17: „**Chret alle, liebet die Bruderschaft, fürchtet Gott, ehret den König.**“ Es wäre gewiß verkehrt, wenn man diese Worte als nur Anhängsel ansehen wollte; sie haben ohne Zweifel eine Beziehung zu dem Vorhergehenden und sind von Petrus gesagt, um gewisse Mißbräuche und Mißverständnisse abzustellen, die sich infolge des Untertanenseins einstellen könnten und nun im Geiste dem Apostel vorschweben. Könnten die Christen das Vorhergehende nicht etwa so auffassen, als beschränke sich das Gute rein auf den Gehorsam gegen die Obrigkeit, die nicht nur heidnisch, sondern ihnen auch feindselig gesinnt ist, um eben den unwissenden Menschen den Mund zu stopfen, als sei das Christentum landesfeindlich, dagegen wäre es

erlaubt, denen gegenüber, die nicht Obrigkeit sind, den Nachbarn, vorigen Freunden und Verwandten, sich anders zu verhalten, an diesen nämlich, wenn sie die Christen hassen und verleumdern, Rache zu üben. Darum sagt ihnen Petrus: „Ehret alle.“ Dieses kurze Wort verwirft alles Bösestun und fordert das Gutestun gegen jedermann. Ferner: Wenn die Christen nun der apostolischen Ermahnung folgen, der Obrigkeit gehorchen und jedermann ehren, dann könnte dies, besonders dann, wenn sie von der anderen Seite her etwas Entgegenkommen finden, dahin ausarten, daß sie sich mehr zu den heidnischen und mächtigen Kreisen hinneigen und die Bruderschaft vernachlässigen. Darum ermahnt Petrus sie: Habt die Bruderschaft lieb. Der Gehorsam gegen die Obrigkeit darf nicht in Ungehorsam gegen Gott ausarten. Darum sagt Petrus: Fürchtet Gott. Sollte aber die Obrigkeit etwas fordern, das wider Gottes Gebot ist, dann muß der Christ zwar in diesem einen Stück den Gehorsam verweigern, aber deshalb nicht überhaupt. Darum: „Ehret den König.“

### Kapitel 2, 18 bis Kapitel 3.

Bei diesem Abschnitt müssen wir wieder den Hauptgedanken dieses ganzen Abschnittes im Auge behalten, daß nämlich die Christen unter den Heiden einen guten Wandel führen sollen, damit die Heiden dadurch gewonnen werden. Demzufolge müssen wir annehmen, daß sich Petrus in dem vorliegenden Stück besonders an solche Knechte, wohl in der großen Mehrzahl Leibeigene, richtet, die einem heidnischen Herrn angehörten. Wenn solche Knechte ihrem Herrn, der als Heide gegen das Christentum eingenommen ist, den billigen Gehorsam leisten, das kann auf den heidnischen Herrn nur einen günstigen Eindruck machen, ja, dann erst recht, wenn der christliche Knecht noch williger gehorcht als der heidnische. Das Gegenteil aber würde den Herrn und in der Folge viele andere nur noch in ihrem Haß wider das Christentum bestärken. Darum muß der christliche Knecht gehorchen. Freilich nicht darum allein. . . . Vers 18: **„Die Hausdiener, daß sie in aller Furcht den Hausherrn untertan seien.“** Das „in aller Furcht“ bezieht sich darauf, daß die Knechte nicht nur mit der Tat, sondern auch mit dem Herzen untertan sein sollen. In aller Furcht heißt hier so viel als in aller Ehrfurcht, in aller Demut, mit der Gesinnung, die den Herrn auch wirklich als Herrn anerkennt. Nur dadurch wird der Gehorsam zu einem wirklichen Gehorsam; ohne diese Herzensstimmung ist der geleistete Gehorsam ein verdeckter

Ungehorsam, Ungehorsam und Heuchelei zugleich. So sollen die Knechte gehorchen. Nun setzt Petrus hinzu: „Nicht nur den guten und menschenfreundlichen, sondern auch den mürrischen.“ In diesen Worten liegt nicht notwendig, wie manche Ausleger es haben, eine Beziehung auf das Christentum, daß die Ausdrücke „gut“ und „mürrisch“ etwa dem „duldsam“ und „unduldsam“ gleichkämen, sondern es ist einfach von der gang und gäben Behandlungsweise der Herren die Rede. Der eine Herr ist gut, freundlich, nachsichtig, fürsorglich usw., der andere mürrisch (skolios von skello = trocken, dann durch trocken krumm, moralisch gleich unredlich, tückisch, dann mürrisch). Und das ist dem Apostel, wie auch die Folge zeigt, hier die Hauptsache bei dem mürrischen Herrn, daß er je nach seiner Laune den Knecht mit Wort und Tat behandelt, wie dieser es nicht verdient hat. Er schilt und schlägt den Knecht, wenn auch der Knecht nichts verschuldet hat. Das ist der mürrische Herr.

Auch unter diesem soll der Knecht in demselben willigen und treuen Gehorsam bleiben wie unter dem gelinden Herrn. Petrus braucht hierfür in dem Folgenden die Ausdrücke hypophero und hypomeno. Hypophero = unter einer Last tragen, tragen unter widrigen Verhältnissen, hier die Mißhandlungen; hypomeno = bleiben unter etwas, eben unter etwas Widrigem wie unverdienten Leiden. Beide Ausdrücke bezeichnen also das Verharren und Ausharren im Dienste, wenn auch die Behandlung des Herrn eine unverdientermaßen üble ist. Aber wie immer ist die Hauptsache auch hier das Motiv. Bei dem Knechte, der unter einem gelinden Herrn steht, ist das Motiv seines Gehorsams die Dankbarkeit für die empfangene gute Behandlung. Welches soll das Motiv sein bei dem Knechte, der unter einem mürrischen Herrn steht? Das gibt Petrus an mit den Worten: „Durch das Bewußtsein von Gott“, Gottes eingedenk. Also nicht kluge Erwägungen sollen es sein, die den Knecht zum Ausharren bewegen, als: Was nützt es, wenn du dich auflehnt gegen deinen Herrn? Er hat die Gewalt. Und durch Auflehnen wirst du deine Lage nur noch verschlimmern. Oder: Es wird noch einmal besser kommen. Meine Zeit kommt auch einmal. Das Bewußtsein von Gott soll ihn zum Gehorsam unter dem bösen Herrn treiben. Gottes eingedenk, der gesagt hat: Rächet euch selber nicht, meine Liebsten! Gebet Raum dem Zorn! Liebet, die euch hassen und verfolgen! soll der christliche Knecht ausharren. Das ist der Gehorsam, den der Knecht leisten soll.

Das ist sehr schwer. Darum hält Petrus es auch für nötig, seinen christlichen Knechten einige kräftige Argumente vorzulegen. Denn es ist not, daß der Knecht diesen Gehorsam leiste; es ist not um Gottes willen, auch um des Herrn willen, daß dieser durch den guten Wandel gewonnen werde.

Das erste Argument ist in Vers 19 und 20 enthalten: „Denn das ist Gnade, wenn jemand durch das Bewußtsein von Gott Kränkungen verträgt, ungerechterweise leidend. Denn was ist das für ein Ruhm, wenn ihr sündigend und mißhandelnd ausharrt? Aber wenn ihr Gutes tut und darüber leidend ausharrt, das ist Gnade bei Gott.“ Der Hauptgedanke in diesem Argument ist: Das ist Gnade bei Gott. Was? Das Ausharren Gottes eingedenk. Die Worte: „Das ist Gnade bei Gott“ sind hier nicht in dem Sinne zu verstehen, daß das eine Gnade von Gott ist, eine Gnadenwirkung Gottes, wenn ein Christ in der Weise leidet, wie Petrus hier vorgestellt hat, miemohl ein solches Leiden allein durch Gottes Gnade in uns verwirklicht wird. Der Zusammenhang: Was ist das für ein Ruhm? . . . aber das ist Gnade bei Gott, bestimmt, hier das Wort charis, Gnade, in einem Sinne zu brauchen, der dem Ruhm, kleos, entspricht. Also: das, was Gott rühmt, was lieblich und angenehm vor Gott ist. Das ist etwas Liebliches vor Gott, wenn der christliche Knecht Gottes eingedenk ausharrt. Gott hat eben Wohlgefallen an der Barmherzigkeit. Hat aber der Knecht gesündigt, wird dafür geschlagen, leidet also verdienster- und gerechterweise, und harret dabei aus, das ist vor Gott kein Ruhm. Der Knecht ist in seinem Ausharren einer, der unter einem Leiden ausharrt, das ihn verdienstermaßen trifft. Wenn er aber Gutes getan hat, nämlich seinem Herrn gegenüber, dafür mißhandelt wird und ausharrt, das ist angenehm vor Gott. Dies ist das erste Argument.

Das zweite Argument geht von Vers 21—25. Der Gedanke dieses zweiten Argumentes ist: Ihr seid dazu berufen, nämlich dazu, auszuharren in der Liebe und Barmherzigkeit, wenn ihr über Gutes tun mißhandelt werdet. Dieses stellt Petrus in den folgenden Versen klar. Erstens (Vers 21): Christus hat gelitten und in seinen Leiden uns ein Vorbild hinterlassen, daß wir sollen seinen Fußstapfen nachfolgen. Welches ist dieses Vorbild? Vers 22: Christus hat keine Sünde getan, noch ward Betrug in seinem Munde erfunden (Jesaja 53, 9). Er war ein ganz Unschuldiger, der nur jedem wohlgetan hat. Er wurde geschmäht; er litt also ungerechterweise. Aber (Vers 23)

er schalt nicht wieder, da er gescholten ward; er drohte nicht, da er litt, sondern stellte es dem gerecht Richtenden anheim. Christus harrte unter den ihm ungerechterweise zugefügten Leiden aus, aber eben Gottes eingedenk, ohne Rache, in der Barmherzigkeit. Das ist das Vorbild, welches er uns in seinen Leiden hinterlassen hat. Zweitens: Christus hat unsere Sünden selbst erduldet an seinem Leibe auf dem Holz, damit wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben. In diesen Worten betrachtet Petrus Christi Leiden von dessen Hauptseite aus, nämlich als ein Leiden für unsere Sünden, als ein Straßleiden, in dem Christus unsere Strafe trägt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet hat Christi Leiden den einen Zweck, Gott zu versöhnen mit der Sünderwelt, d. h. den Zorn Gottes von uns ab- und die Freundlichkeit Gottes uns zuzuwenden und das nicht allein in der Gesinnung, sondern auch in der That, wozu auch die gehört, daß Gott uns tüchtig mache, der Sünde abzusterben und der Gerechtigkeit zu leben. Gerecht aber ist das, was dem Vorbilde entspricht. Christus ist also für unsere Sünden gestorben, damit er Gott mit uns versöhne und wir die Frucht, den Nutzen der Versöhnung erlangen, Gottes Beistand und Hilfe, Gottes erneuerndes Schaffen, ein neues Herz, das im Sündigen immer schwächer wird, dagegen dem Vorbild Christi, der Barmherzigkeit, immer entsprechender, d. h. gerecht wird.

Drittens: Wir sind durch Christi Wunden geheilt worden. Wie? Christus hat Gott mit uns versöhnt; Gott aber, wie es Christi Absicht war, hat als der mit uns Versöhnte uns seine ganze Freundlichkeit zugewandt und uns, die wir wie die irrenden Schafe waren, befehrt zu dem Hirten und Bischof unserer Seelen. Gott hat unsere Herzen Christo zugewandt. In welchem Sinne hier? Darauf weisen die Worte Hirte und Bischof. In beiden Bezeichnungen liegt hauptsächlich der Gedanke, daß Christus der ist, der uns vorangeht, auf den wir achten und dem wir nachfolgen sollen. Der Sinn der Befehring ist hier der, daß Gott uns, die wir ein jeder seinen Weg gingen, nämlich nach dem inwendigen Willen des Fleisches, dem Herrn, unserm Hirten und Bischof, zugewandt hat, daß wir auf ihn achten und willig seinem Vorbild nachfolgen. So sind wir durch seine Wunden heil worden, daß er Gott mit uns versöhnt hat und Gott unsere Herzen ihm zugewandt hat in williger Nachfolge. Mit dem „heil worden“ betont also Petrus hier nicht das Heilwerden von

der Sündenschuld, sondern das von der Sündenherrschaft. In beiden aber ist dieselbe neue Kraft, der Glaube.

Das ganze Argument: Hat Christus uns das Vorbild hinterlassen, in unverschuldeten Leiden Gottes eingedenk auszuharren, ist er darum für unsere Sünden gestorben, damit wir durch die große Freundlichkeit des mit uns durch ihn versöhnten Gottes Leute werden, die seinem Vorbilde nachfolgen, hat der durch Christum versöhnte Gott uns bereits geheilt dahin, daß er unsere Herzen durch den Glauben zu williger Nachfolge Christo zugewandt hat, dann ist es wahrlich unser Beruf, in unverschuldeten Leiden auszuharren, wohlverstanden als solche, die Gottes eingedenk sind, d. h. dessen bewußt, was Gott will, nicht Rache, sondern Barmherzigkeit allewege, wie Christi Vorbild Barmherzigkeit war. Wandelt allewege in der Liebe! Handelt in allen Tagen der Liebe gemäß nach dem Vorbilde Christi! Davon geht Petrus aus.

### Kapitel 3, 1—7.

Wir kommen hier auf ein weiteres Stück christlichen Wandels, den Heiden zum Zeugnis, was der Apostel in diesem Abschnitt auch ausdrücklich wiederholt. Es ist das letzte der bürgerlichen Dinge, die Petrus den Christen vorlegt. Hier handelt es sich um den Gehorsam des Weibes dem Manne gegenüber. Petrus richtet sich besonders an solche Weiber, deren Männer noch heidnisch sind (siehe Vers 1). Als Zeugnis den Heiden gegenüber ist dieses wieder ein wichtiges Stück, denn der Heide, unter dem die Stellung des Weibes noch eine sehr untergeordnete ist, fordert von dem Weibe strikte Unterwürfigkeit. Wenn nun das christliche Weib sich ihm widersetzen wollte, dann würde ihn das mit einem starken Vorurteil dem Christentum gegenüber erfüllen und er würde dasselbe in seiner Beurteilung weit hinter das Heidentum zurückstellen. Anders aber, wenn das Weib in rechter Weise untertan ist. Somit ist der Gehorsam des Weibes wichtig.

Es ist aber auch wichtig, daß sie recht dazu ermahnt werde. Das Christentum hat ihre Stellung dem Manne gegenüber in gewisser Beziehung verändert. Das Christentum erklärt das Weib für eine Miterbin der Gnade des Lebens und stellt sie in geistlicher Beziehung dem Manne so völlig gleich, daß kein Unterschied mehr obwaltet. Darauf folgend sucht nun das Weib, deren Fleisch Ursach nimmt an dem Gebot der Untertänigkeit und nun wegen der geistlichen Gleich-



stellung die Zeit zu völliger Gleichstellung, ja zur Beherrschung des Mannes für günstig hält, sich auch diese zu verschaffen, die Gleichstellung, noch mehr die Übermacht im Hause und in der Politik. Das aber ist das Gegenteil von Unterordnung, die völlige Verkehrung der von Gott geordneten Verhältnisse. Eine Ermahnung nach dieser Richtung hin ist darum für das Weib sehr not. Wir gehen nun auf den Text über:

Vers 1: „Desgleichen die Weiber, daß sie untertan seien den eigenen Männern, damit, wenn auch einige dem Worte ungehorsam sind, sie durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, sehend euren züchtigen Wandel in der Furcht.“ Mit dem Wort „desgleichen“ knüpft Petrus an das Vorhergehende an und zwar nicht nur an das Vorhergehende im allgemeinen, sondern auch an das, was Petrus den Knechten in bezug auf ihren Gehorsam unter den verschiedenartigen Herren, den gelinden und mürrischen, gesagt hat. Desgleichen soll das Weib nicht nur dem gelinden, sondern auch dem mürrischen Manne untertan sein. Ist es auch durchaus ungerecht, wenn der Mann dem Weibe gegenüber den Tyrannen spielen will, der sein Weib unverdienterweise mißhandelt, so ist es wiederum vom Weibe aus ein Unrecht, das Gott richten wird, wenn sie meint, durch ihres Mannes übles Betragen sei sie vom Gehorsam ihm gegenüber entbunden, ja auch ihres Eheversprechens und habe das Recht, wegen grausamer Behandlung die Ehe auflösen zu lassen. Wir müssen allewege in der Liebe wandeln, in der Liebe gegen Gott und den Nächsten. Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. Das Weib sündigt an der Liebe gegen Gott, wenn sie in der angegebenen Weise handelt, weil sie dann den Willen Gottes nicht achtet, auch nicht Gottes Rechte, der gesagt hat: Die Rache ist mein. Sie nimmt das Gericht selbst in die Hand. Ebenso sündigt sie an der Liebe dem Manne gegenüber, die durch des Mannes Unrecht nicht aufgehoben wird. Eines andern Unrecht gibt uns kein Recht zum Unrecht; das Böse berechtigt nicht zum Bösen. Die Rache ist Gottes. Unsere Sache bleibt unverändert das Wohltun nach der Liebe. Das Weib sündigt an der Liebe dem Manne gegenüber, daß sie ihn straft, wo sie ihm wohltun sollte; denn so, wie sie handelt, handelt sie aus dem Zorn. Wenn aber das Weib spricht: Ich trenne mich von meinem Manne, bis es besser wird; ich trenne mich von ihm, damit er nicht in die Versuchung komme, Ärgeres zu tun, als er schon getan hat; ich trenne mich von ihm, weil meine Kinder unter diesem Leben verderben; ich

trenne mich von ihm, damit meine Seele nicht auch verkomme, dann handelt sie richtig. Sie folgt der Liebe.

Noch einiges über die vorliegenden Textesworte. Einmal wiederholt Petrus hier das, worauf es ihm in diesem ganzen Abschnitt ankommt: „Damit, wenn auch einige dem Worte ungehorsam sind, sie gewonnen werden.“ Es handelt sich also darum, daß die Männer, die dem Worte noch ungehorsam sind, solche werden, die sich dem Worte unterwerfen. Das hatten ja die christlichen Weiber bisher schon reichlich versucht mit dem Worte. Sie hatten ihren Männern das gesagt, was sie selbst erkannt hatten; sie hatten ihnen das Wort gesagt. Aber die Männer hatten sich geweigert, dem Worte zuzufallen; sie hatten es mit Spott von sich gewiesen, besonders die Hoffnung der Auferstehung. Darum ermahnt Petrus die Frauen, daß sie ihren Männern nicht weiter predigen, sondern ohne Wort, durch ihren Wandel, den sie führen, durch ihre Untertänigkeit, suchen sollen, ihre Männer zu gewinnen. Das „ohne Wort“ ist also nicht eine nähere Bestimmung zu „Wandel“, sondern ist so zu verstehen: Die Männer sind nun einmal dem Worte widersetzlich, darum sollen die frommen Weiber von weiterem Predigen ablassen und ihre Männer allein durch ihren Wandel zu gewinnen suchen. Kann der Wandel aber die Männer gewinnen? Der Wandel ist des Wortes Frucht und Ausdruck; er zeugt von dem Geiste und der Kraft des Wortes. Der Wandel bewirkt nicht eine tiefe Erkenntnis des Wortes, zumal nicht des Evangeliums, darum auch keine Buße, sondern durch sein Zeugnis bricht er die das Wort verkennende und nichtachtende Meinung und verwandelt diese in ein günstiges Urteil über das Wort; er lockt zum Wort. Zudem nun die Weiber der Ermahnung Petri folgen, ihren Männern gegenüber in aller Untertänigkeit wandeln: ihnen treu, dienstbereit, fürsorglich, gehorsam, und das um Gottes willen in der Liebe tun, ist ihr Wandel ein züchtiger Wandel in der Furcht.

Doch das Weib ist durch die Sünde auch verderbt. Man darf getrost sagen, daß sich im Weibe die Sünde wider kein Gebot mehr regt als wider das Gebot der Untertänigkeit. Das Weib mag sonst fromm sein; sie trägt Schmerzen ohne Murren, ist mitleidig, sparsam, opfert sich für die Ehren, ist bewundernswert in ihren Tugenden, aber nach einem strebt sie vom ersten Augenblick ihrer Ehe an, nach der Herrschaft über ihren Mann. Diese Herrschaft macht sie überglücklich; wird ihr diese versagt, daran trägt sie schwerer als an der größten Not. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, warum in

dem Weibe sich die Sünde gerade wider das Gebot der Untertänigkeit wendet. Doch, wenn man bedenkt, daß jeder zuerst nach dem trachtet, dessen Erreichung mit den geringsten Schwierigkeiten verbunden ist, so könnte man darin eine Erklärung finden. Daß auch die Sünde sich am ersten dahin wendet, wo die günstigsten Aussichten sich ihr bieten, ist durch die Erfahrung erwiesen. Die Sünde im Weibe hat am meisten Aussicht auf Erfolg wider das Gebot der Untertänigkeit und zwar durch die zumeist ganz unwürdige Verehrung von seiten des Mannes, die vielfach aus der Lust entsteht. Angefichts dieses Verhaltens des Weibes dem vorliegenden Gebot gegenüber, das dem Apostel wohlbekannt ist, findet er es mit Recht für nötig, in dem Folgenden das Weib durch kräftige Argumente im Geiste willig zu machen.

Das erste Argument Vers 3 und 4: „**Welcher Schmuck nicht soll der äußere sein des Haarflechtens, des Anlegens goldener Geschnaide oder Anlegens von Kleidern, sondern der verborgene Mensch des Herzens in dem unvergänglichen (Schmuck) des sanften und stillen Geistes, welcher vor Gott köstlich ist.**“

Die Worte „das ist köstlich vor Gott“ weisen uns auf den Gedanken dieses Arguments. Das Weib soll darnach trachten, wie sie Gott gefalle. Demzufolge soll sie auch nach dem Schmuck trachten, womit sie Gott gefallen kann, nach dem inneren, verborgenen und unvergänglichen Schmuck des sanften und stillen Geistes, womit die Untertänigkeit gemeint ist so, wie sie eben nur aus der Liebe fließt. Das Weib soll nicht trachten, durch Anlegen äußeren Schmucks, Geschnaides, Kleider, Haartracht, Menschen, besonders den Männern, gefallen zu wollen. Petrus wehrt hier keinesfalls dem Weibe, Kleider und Schmuck zu tragen, die Haare ordentlich zu halten, sondern er wehrt der Gefallsucht des Weibes, daß sie durch äußerliches, auffälliges, oft nicht einwandfreies Sichschmücken den Menschen gefallen will, während ihr Trachten das sein sollte, durch den inneren Schmuck des Herzens Gott zu gefallen.

Das zweite Argument: „**Denn so haben einst sich die heiligen Weiber, welche auf Gott hofften, geschmückt, daß sie ihren Männern untertan waren, wie Sarah gehorchte dem Abraham, ihn Herrn nennend, welcher Töchter ihr geworden seid, Gutes zu tun und keinerlei Schrecknis zu fürchten.**“ Gerade darum, weil sie heilige Frauen waren, indem sie auf Gott hofften, wie z. B. Sarah, schmückten sie sich mit dem vor Gott köstlichen Schmuck, daß sie ihren Männern

untertan waren. Die auf Gott hoffen, wandeln allewege in der Liebe. Deshalb sind die Weiber nun rechte Töchter jener heiligen Weiber geworden, wenn sie auch in der Liebe wandeln, Gutes tun, ihren Männern untertan sind und keinerlei Schrecknis fürchten. Zu dem Letzteren noch das Folgende: Das Weib denkt: Wenn ich immer meinem Manne untertan bin, dann wird er tyrannisch und wird mich mißbrauchen. Dieses schwebt ihr vor Augen als ein Schrecknis, das Furcht in ihr erregt und sie bewegt, nicht immer untertan zu sein, sondern auch zuweilen dem Manne gegenüber etwas fester aufzutreten. Das Schrecknis also, welches dem Weibe vor Augen steht, hindert sie am Gutes tun, in diesem Falle am Untertansein. Demnach ist Petrus hier so zu verstehen: Der heiligen Weiber, die darum, weil sie durch ihre Hoffnung auf Gott geheiligt waren, nun auch einem heiligen Wandel nachstrebten und sich durch keinerlei Schrecknis daran hindern ließen, rechte Töchter seid ihr dann geworden, wenn ihr ebenfalls Gutes tut, euren Männern untertan seid und durch kein Schrecknis euch daran hindern lasset.

An das Letztere anknüpfend, wendet sich Petrus Vers 7 an die Männer und sagt ihnen: „**Desgleichen die Männer, wohnet zusammen mit dem weiblichen als dem schwächeren Gefäß mit Vernunft, ihnen Ehre gebend als den Miterben der Gnade des Lebens, auf daß eure Gebete nicht verhindert werden.**“ Wenn auch Gott den Mann zum Herrn gemacht hat, so ist doch für den Mann zu bedenken, daß dieses „Herr sein“ der Liebe untergeordnet ist und sich in den Bahnen der Liebe bewegen muß. Der Liebe nach muß der Mann sein „Herr sein“ so ausüben, daß er sein Weib, den schwächeren Teil, rücksichtsvoll, schonend behandelt und ihr nicht zumutet, was über ihr Vermögen geht, daß er sein Weib, die Gott hoch geehrt hat, indem sie auch Miterbin der Gnade des Lebens ist, gleichfalls achte und ehre. Wenn der Mann seinem Weibe gegenüber nicht die ihr schuldige Liebe übt, wie will er selbst Liebe von Gott erwarten, sooft er zu Gott betet? Darum soll der Mann sich hüten, daß er nicht durch Lieblosigkeit seine Gebete hindere.

#### Kapitel 3, 8 bis Kapitel 4.

Wir kommen nun zu dem letzten Stück des Apostels, worin er die Christen zu einem guten Wandel unter den Heiden, den Heiden zum Zeugnis, ermahnt. Daß dies noch zu diesem Abschnitt gehört, aber auch diesen Abschnitt abschließt, kennzeichnet Petrus gleich am Anfang

mit dem "to telos" = endlich. Dieses Stück, beginnend mit Vers 8, umfaßt den ganzen übrigen Teil des dritten Kapitels. Während die vorigen Ermahnungen sich an einzelne bestimmte Personen richteten, ergeht diese Ermahnung gleichmäßig an alle. Während die vorigen Ermahnungen das in Betracht zogen, worin die Christen, Erben des ewigen Lebens, noch immer mit irdischen, bürgerlichen Verhältnissen in Verührung treten, bezieht diese letztere Ermahnung sich auf das innere Leben der Christen untereinander. Um noch einmal auf den Hauptgedanken zurückzukommen: Was der Apostel hier den Christen sagt, ist ihnen gesagt wegen des Zeugnisses unter den Heiden, damit die Heiden nicht noch mehr lästern, sondern gewonnen werden.

Vers 8 und 9: „**Seid allesamt gleichgesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, demütig, bezahlet nicht Böses mit Bösem, Scheltwort mit Scheltwort; im Gegenteil segnet.**“ Die Welt achtet ungemain auf die Christen, wie sie untereinander leben. Das Christentum ist hier in der Zeit das Weltgericht; die Welt fühlt das, und es ist ihr sehr unbequem. Das Christentum ist ihr aber auch der dringliche Mahner zur Umkehr von ihrem bösen Wesen zum Herrn, aber sie möchte von ihrem bösen Wesen nicht lassen. Infolgedessen möchte die Welt das Christentum als Richter und Mahner los werden. Wenn sie nun unter den Christen Tadelnswertes fände, würde sie das so gleich ausnützen als willkommenere Rechtfertigung dazu, das Christentum zu verwerfen und in dem zu bleiben, was die Welt hat. Darum werden die Christen von ihr scharf beobachtet. Welch ein müßtes Schauspiel nun, wie es leider oft am Tage ist, bietet das Christentum der Welt, wenn die Christen einen unter sich gespaltenen, zankenden, einander beschimpfenden, verurteilenden, erkommunizierenden Haufen bilden, kein Mitleid mit der Not anderer haben, unbrüderlich handeln, indem einer dem anderen Übles nachredet, verklagt usw., unbarmherzig einander richten, wie die Aufgeblasenen umherlaufen. Rache üben, sich beschimpfen, Nachbargesänke, Prozesse usw.! Mit anderen Worten: Welch ein Jammerbild bietet die Christenheit, wenn sie die Liebe Gottes predigt, die Liebe zu Gott und untereinander rühmt, und wandelt schlechthin im Gegenteil, wandelt fleischlich! Wenn die Welt, die sehr auf die Christen achtet, das sieht, dann verstockt sie sich nur noch mehr und spricht: Der Christen Lehre von der Versöhnung ist ein Traum. In ihrem Wort ist keine Gotteskraft, denn es vermag sie nicht zu bessern. Darum bleiben wir, was wir sind und glauben. Folgen die Christen aber der Ermahnung

Petri und wandeln allewege in der Liebe untereinander, dann wird das eine Befräftigung des Wortes als Wahrheit und Gotteskraft und darum ein immer dringlicher Richter und Mahner, der die Gefühle und das Urteil der Welt immer mehr zu Gunsten des Christentums wendet. Das will Petrus jetzt.

Wenn wir nun die vorliegende Ermahnung näher ansehen, dann müssen wir bedenken, daß die von Petrus aufgezählten Einzelheiten nicht etwas nebeneinander, Unabhängiges voneinander sind, sondern eine Beschreibung der Liebe in ihrer mannigfaltigen Kraft und Tätigkeit. Die Liebe suchet nicht das Ihre, sondern sie drängt zur Unterordnung, vorerst schlecht hin unter Gottes Gedanken und Urteile, zum andern unter den Willen, Meinung, Urteil und Anordnung der Brüder in bezug auf alle Dinge, die das kirchliche und häusliche Leben betreffen, soweit es sich mit dem Gewissen verträgt. Demnach ist der Liebe Art und Streben auf das „gleichgesinnet sein“ hin, auf das „eines Sinnes sein mit Gott und den Brüdern“, das ja nichts anderes ist als das Aufgeben der eigenen Meinung und sich gerne dem Urteil Gottes und der Brüder unterordnen. Rechthaberei, Verwirrung, Spaltung, Zwist kommen nicht aus der Liebe. Mit dieser ihrer Tätigkeit schafft die Liebe, wenn sie nur nicht gehindert wird, die Christenheit um zu einer festen und kompakten Einheit, die vor Gott köstlich ist und nach innen wie auch gegen draußen stärkt. Die Liebe, die auf das des andern sieht, mit aller Teilnahme, hat die Art, daß sie des andern Not und Leiden empfindet als die eigenen; sie klagt und weint mit den Brüdern, sie leidet mit ihnen. Die Liebe ist mitleidend, mitleidig. Die Liebe, indem sie nicht nach Schaden trachtet, sondern wohltun will, sucht mit Wort und Tat den Brüdern zu dienen, aber alles zu meiden, was ihnen Gut, Ehre, Leben, Recht usw. beeinträchtigen könnte. Sie ist brüderlich. Wie sie mitleidig ist, drängt sie auch dazu, alle Not, Trübsal, Sünden der Brüder zu lindern und zu heilen. Sie ist harmherzig. Indem es der Liebe Art ist, sich nicht erbittern zu lassen, sich nicht ungebärdig zu stellen, vielmehr alles Übel zu dulden und zu vergeben, vergilt sie nie Böses mit Bösem, Scheltwort mit Scheltwort, sondern sie tut Gutes für alles Böse; sie flucht nicht, sondern sie segnet. Wir haben also hier ohne ausdrückliche Nennung in den einzelnen von Petrus aufgezählten Stücken eine Beschreibung und Darstellung der Liebe nach ihrer mannigfaltigen Art und Kraft. Und somit ist die Ermahnung Petri hier zu verstehen als eine Ermahnung an die Christen, untereinander

die Liebe in ihrer vielseitigen Art und Kraft, in ihrem mannigfaltigen Treiben und Streben ungehindert walten zu lassen.

Ihren Gipfelpunkt der Vollendung erreicht die Liebe in dem letzten Stück, in der Liebe zum Feinde. Es gibt keine größere Liebe denn die, daß Gott uns, von Natur seine Feinde, solch Gutes getan hat, daß er seinen Sohn für uns gab und daß Jesus Christus sein Leben für uns ließ. Es ist keine größere Liebe denn diese. Erst in diesem Stück kommt die Liebe in uns nach dem Vorbilde der göttlichen Liebe zur Vollendung. Zu dieser Vollendung muß auch unsere Liebe sich ausbilden, weil wir dazu erlöst, berufen und bekehrt worden sind, daß wir dem Ebenbilde des Sohnes gleich werden, und selbst an uns diese Liebe erfahren haben von seiten Gottes. Es steht auch so, daß, wenn wir in diesem Stück fehlen, und dem Feinde fluchen, anstatt ihn zu segnen, Gott uns gleich also tun wird. Böses mit Bösem vergelten, Rache üben, ist angeichts dessen, daß die Liebe Gottes uns alle Schulden erlassen hat, nicht nur greulich, sondern führt auch schlechterdings und unmittelbar zum Verlust der ganzen Gnade Gottes. „Also wird euch mein himmlischer Vater auch tun, so ihr nicht vergebet von Herzen einem jeglichen seine Fehle.“

Aber gerade dieses Stück fällt auch dem Christen immer am schwersten. Das ist so zu erklären: Im Menschen befinden sich zwei herrschende Kräfte, denen er sich nicht entziehen kann, die Sünde und das Gewissen. Unter dem Einfluß der Sünde ist der Mensch wider das Gesetz; unter dem Einfluß des Gewissens fügt sich der Mensch unter das Gesetz, soweit noch eine Kenntnis desselben vorhanden ist, und tut das den Ideen des Gewissens und Gesetzes entsprechend theils aus Furcht, theils in Erwartung eines Lohnes. Diese beiden Ideen nun, die aus dem Gesetz und Gewissen fließen, werden, da der Mensch von früh auf mit denselben verwachsen ist, ein solch fester Bestandteil seines Denkens, daß nicht nur Gott, sondern auch seinen Mitmenschen gegenüber sein Erwarten und Handeln sich ganz in denselben bewegt. Wer ihm Gutes tut, den muß er belohnen; wer ihm Böses tut, den muß er bestrafen. Wiederum glaubt er, andern nur Gutes getan zu haben, und erwartet deshalb von ihnen Gutes als Belohnung. So muß vergolten werden, wie es die Tat verdient hat. Erfährt der Mensch nun Böses, wo er nach seiner Meinung nur Gutes verdient hat, dann ist das ihm innewohnende Rechtsbewußtsein, Gutes für Gutes, Böses für Böses, verlezt. Er spricht: Das habe ich nicht verdient; das war nicht recht. Er handelt darauf seinem Rechts-

bewußtsein gemäß und vergilt das Böse, böse, weil es unverdient war, mit Bösem. So ist und handelt der Mensch unter dem Gesetz und die Rache stammt beim Menschen aus den ihm angeborenen Rechtsideen des Gesetzes und Gewissens, die des Menschen Rechtsbewußtsein bilden. Daß der Mensch kein Recht hat, für sein Handeln und Erwarten die Rechtsideen des Gesetzes zum Maßstab zu machen, ist ja offenbar. In dem Maße, wie die Gedanken des Evangeliums den Christen beherrschen, wird er auch dem gesetzlichen Wesen in ihm widerstehen oder nachgeben.

Die Christen zur Zeit Petri waren, indem sie fort und fort allerlei Verdächtigungen, Verleumdungen und Beschimpfungen ausgesetzt waren, in der Gefahr, gesetzlich und nicht evangelisch zu handeln, Rache zu üben, zu fluchen anstatt zu segnen. Da Petrus sich dessen voll bewußt ist, wie nahe die Christen daran sind, aus dem Geiste des Evangeliums, der Liebe, zu fallen, will er die Christen stärken. Diesem ist alles gewidmet bis zum Schluß dieses Kapitels. In diesem Schlußteil bringt Petrus drei kräftige Argumente, um die Christen in der Liebe auch in diesem Stück zu stärken, daß sie der Liebe gemäß ihren Feinden nicht fluchen, sondern sie segnen. Nebenbei bemerkt sehen wir hier, daß Petrus über die wörtliche wie auch sonst gebräuchliche Bedeutung von eulogein hinausgeht, Gutes von andern reden, andern Gutes wünschen. Da Petrus dieses Wort hier im Gegensatz zu Böses mit Bösem und Scheltwort mit Scheltwort vergelten braucht, also zu der Rache, faßt er das Segnen so, daß es auch das Wohltun auf allerlei Weise einschließt. Es folgt sodann auch, daß Rache gleich fluchen ist. Seelen verderben und erhalten ist fluchen und segnen. Das sollte auch richtig sein, da in der Tat wie auch im Wunsche, sowohl beim Fluchen als auch beim Segnen, sich dieselben Intentionen geltend machen, das verderben und erhalten wollen, und darum bei beiden Tat und Wunsch aus einer Wurzel herauswachsen.

Die drei Argumente, welche nun Petrus zur Stärkung der Christen vorlegt, finden wir im 9., 10. und 17. Vers. Das erste Argument: „Denn dazu seid ihr berufen, daß ihr den Segen beerbet.“ Da die Christen dazu berufen sind, den Segen zu beerben, Gott ihnen nicht flucht, sondern sie segnet, sie, die von Natur Gottes Feinde waren, sollen sie gleichfalls nicht fluchen, sondern segnen.

Das zweite Argument, Vers 10—13: „Denn wer will Leben lieben und gute Tage sehen, der halte ab seine Zunge vom Bösen und die Lippen, daß sie nicht Falschheit reden; er wende sich vom



**Böses und tue Gutes, suche Frieden und jage ihm nach. Denn die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Gebet, das Angesicht aber des Herrn auf die, so Böses tun. Und wer wird euch Böses tun, wenn ihr Racheiferer des Guten werdet?"**

In diesem Argument berührt Petrus das gute Verhältnis gegen unsere Mitmenschen, während er in dem letzten, Vers 17, das gute Verhältnis gegen Gott berührt. Das nun vorliegende Argument hat Petrus aus Psalm 34, 13—17 genommen. Mit den Worten „denn wer Leben lieben und gute Tage sehen“ gibt Petrus Ps. 34, 13 wieder: „Wer ist, der gut Leben begehret und gerne gute Tage hätte?“ Die Frage ist nun die: Was ist mit dem Leben und guten Tagen gemeint? Das Leben hier ist gemeint, aber nicht ein Leben und gute Tage im Sinne der gottlosen Welt nach den Lüften des Fleisches in Wohlstand, Wohlleben, Unzucht und Völlerei, sondern das geruhige und stille Leben, wo Christen ihres Glaubens leben können in aller Ruhe, ungestört einander erbauen können durch Gottesdienst und Schule und was sonst aus dem Glauben fließt, ohne daß sie von außen durch drückende Gesetzgebung, durch Anfeindungen und sonstige Gehässigkeiten in ihrem Glaubensleben gehindert und gestört werden. Ein solches Leben hier zu haben, ist immer der Christen Wunsch und Sehnsucht gewesen. Darnach sehnten sich die Christen zur Zeit Petri, die von allen Seiten her durch Verleumdungen und Schmähungen beunruhigt wurden und noch Schlimmeres erwarteten.

Ihnen sagt Petrus: Wer nach einem solchen Leben im Frieden strebt (Vers 10 und 11), der halte ab seine Zunge vom Bösen und die Lippen, daß sie nicht Falschheit reden; er wende sich vom Bösen und tue Gutes. Er suche Frieden und jage ihm nach. Der Sinn ist dieser: Wenn ihr unter den Heiden, die euch jetzt bedrücken und verschmähen, ein solches Leben in Ruhe haben wollt, dann müßt ihr dem Frieden nachjagen, suchen und das tun, was solche Tage des Friedens euch bringen kann, indem ihr eure Zunge und Lippen abhaltet davon, Böses und Falschheit zu reden, indem ihr euch hütet, wieder zu schelten, Rache zu üben, indem ihr euch vom Bösestun abwendet und euren Feinden Gutes tut.

Wie wird es denn dadurch zu solch guten Tagen kommen? Petrus gibt zweierlei an. Erstens (Vers 10): „Denn die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Gebet, aber das Angesicht des Herrn auf die, so Böses tun.“ Zudem die Christen Zunge und Lippen schweigen, daß sie nicht Falschheit reden,

nicht Rache üben, dagegen Gutes tun und somit in der Liebe Höchstem wandeln, wandeln sie dem Vorbilde Christi nach, sind demselben ähnlich. Dann sind sie Gerechte, weil sie gerecht wandeln. Dann gefallen sie Gott. Seine Augen sehen auf sie und seine Ohren merken auf ihr Gebet. Er gibt ihnen das, was sie begehren, auch den Frieden, den sie erfliehen. Es kommt also erstens so zum Frieden, wenn die Christen in der ausgeführten Weise den Frieden suchen, daß Gott, der Herzenslenker, ihnen geben wird, was sie suchen. Zweitens (Vers 13): **„Und wer wird euch Böses tun, wenn ihr Nachseiferer des Guten werdet?“** Ist es doch so: Mit welchem Maß ihr messet, wird man euch wieder messen. Wenn ihr ihnen, anstatt Böses zu tun, Gutes tut, dann werden sie doch gewiß aufhören, euch ferner Böses zu tun und euch in Ruhe lassen. Es geht doch immer so in der Welt, selbst bei den unvernünftigen Kreaturen. Dies ist das erste Argument.

Ehe nun Petrus das letzte Argument bringt, fügt er etwas ein, wozu er bewogen wird durch das, was er eben den Christen gesagt hat darüber, wie der Friede, den sie suchen, zustandekommt. Petrus ist sich dessen bewußt, daß, obgleich das, was er über die Erlangung des Friedens gesagt hat, der Regel nach, zutrifft, es doch auch nach den besonderen Gedanken und Wegen Gottes trotz der Friedensliebe der Christen so kommen kann, daß die Anfeindung von seiten der Welt nicht nur nicht abnimmt, sondern sich vielmehr steigert und aufs schwerste die Christen bedrückt. Wenn das geschieht, dann werden sich den Christen zwei Gedanken mächtig aufdrängen. Erstens: Was hat man davon, daß man christlich lebt? Wie bringt uns nun Gutes-tun mehr ein als Bösestun? So kann ich ebensogut Böses tun wie Gutes. Dazu sagt ihnen Petrus Vers 14: **„Aber wenn ihr auch um der Gerechtigkeit willen leidet, selig! Ihr seid doch selig. Wenn auch euer Zagen nach dem Frieden durch Gutes-tun vergeblich sein sollte, so seid ihr doch selige Leute, denn Gottes Auge sieht mit Wohlgefallen auf euch. Wenn es auch um euch her stürmt, blitzt und donnert, ihr wandelt doch auf dem Wege der Gerechtigkeit und seid darin Gott wohlgefällig. So ist es gewiß nicht umsonst.“**

Der andere Gedanke, der den Christen jetzt so recht klar wird, wo nicht einmal das Segnen die Widersacher beruhigen will, wo sie sozusagen ihr Letztes gegen ihre Widersacher ausgespielt haben, ist der unabwendbare Haß der Welt und daß Christen nun einmal mit demselben rechnen müssen. Dazu dies, daß dieser Haß, wie er unab-

wendbar ist, auch tief unverzöhnlich, zu allem fähig sein muß, wenn selbst Gutes ihm nicht mehr beschwichtigen kann. Über diese Erkenntnis können die Christen nur erschrecken, daß sie befürchten: Wir sind mit Gut und Leben der Hand unserer Feinde verfallen. Die Furcht wieder kann sie veranlassen, daß sie, um diesem Schrecken zu entgehen, ihren Herrn verleugnen. Deshalb mahnt sie Petrus Vers 14: **„Fürchtet ihr Furchterregendes nicht noch erschrecket.“** Dann fügt er hinzu Vers 15: **„Heiliget aber den Herrn Christum in euren Herzen,“** d. h. daß sie mit tiefster Ehrfurcht und Scheu den Herrn Christum in ihren Herzen fürchten. Wie? Vers 15b: **„Bereit allezeit zur Verteidigung gegen jeden, der von euch ein Wort fordert über die Hoffnung in euch.“** Anstatt daß die Christen sich vor der Welt, die ihnen Gut, Ehre und Leben rauben kann, fürchten, wobei sie in schwere Mißachtung ihres Herrn geraten, indem sie ihn verleugnen, sollen sie vor ihrem Herrn, der sie teuer erkauft hat mit seinem Blute, die tiefste und innigste Ehrfurcht und Hochachtung haben, so daß sie allezeit freudig eintreten für die Hoffnung in ihnen, die Hoffnung der Auferstehung durch Jesum Christum, den Auferstandenen. Dazu gibt Petrus noch folgende Bestimmung: **„Mit Sanftmut und Furcht, ein gut Gewissen habend.“** Die Christen sollen nicht mit harten Worten aus Rache und Zorn bekennen, sondern mit herzlicher Freundlichkeit, als die zur Erbauung und Besserung reden, auch nicht mit gleichgültiger Miene, sondern mit Ehrfurcht, als die etwas Großes und Heiliges in den Mund nehmen. **„Ein gut Gewissen habend“**; eben dann, wenn sie nicht in Zorn und Rache, sondern mit Sanftmut und Furcht bekennen, handeln sie mit gutem Gewissen, weil das nach dem Willen des Herrn ist. Dieses (Vers 16b): **„Damit, worin sie verleumdend, sich schämen müssen, die euren guten Wandel in Christo Schmähenden.“** Mit diesen Worten kommt Petrus wieder auf die eigentliche Absicht in diesem Abschnitt. Ja, wenn die Christen mit aller Sanftmut und heiliger Scheu vor dem Großen, davon sie zeugen, reden, das wird nicht seinen Eindruck auf die, welche sie geschmäht haben, verfehlen. So redete und zeugte Paulus (Apg. 26, 28) vor dem König Agrippas. Und Agrippas sprach zu Paulus: „Es fehlet nicht viel, du überredest mich, daß ich ein Christ würde.“

Mit Vers 17 beginnt das zweite Argument, durch welches Petrus die Christen darin kräftigen will, daß sie nicht ihren Feinden fluchen, sondern sie segnen. Vers 17: **„Denn besser ist, wenn es der Wille**

Gottes sollte wollen zu leiden, ein Gutestuender zu sein als ein Bösestuender.“ Zu dieser Überetzung ist folgendes zu sagen: Das „leiden“ wird hier mit „so es der Wille Gottes sollte wollen“ verbunden, während es sonst mit Gutes und Böses tun verbunden wird in dem Sinne: um Gutes oder Böses willen leiden. Die erstere Überetzung ist darum die richtige, weil sie mit dem, wovon Petrus jetzt redet, im Zusammenhang steht. Wenn die Christen nach Gottes Willen leiden müssen, nämlich um des Namens Christi willen, dann ist Gutes tun besser als Böses tun, das Segnen besser als das Fluchen. Diese Überetzung zwingt auch nicht dazu, daß man zu dem „wenn es Gott sollte wollen“ etwas einfügen muß. Das Einfügen sollte immer vermieden werden, solange wie hier mit dem Vorhandenen ein guter Sinn erzielt wird. Aber wie schon gesagt: Diese Weise, Vers 17 zu überetzen, führt den großen und wichtigen Gedanken Petri fort: die Liebe, die dem Feinde nicht Böses, sondern Gutes tut. Das will er jetzt treiben.

Mit dem „es ist besser“ will Petrus keineswegs zwischen Gutes und Bösestum im moralischen Sinne unterscheiden, als wäre Bösestum, Rache üben, nicht gerade schlecht, aber Gutestum, segnen, doch besser. Das ist ja ausgeschlossen. Petrus redet so angesichts der Folgen, die das Bösestum für die Christen haben muß, welche Folgen er ihnen auch in den folgenden Worten nahe legen will. „Es ist besser“ sind darum **Worte ernster Warnung**. Das fühlt man dem Apostel ab. Wenn das beachtet wird, löst sich auch leicht die Frage, was Christus in der Hölle gepredigt habe, wovon die jetzt folgenden Worte reden. Natürlich will man nicht um einer etwaigen Lösung willen Worten eine bestimmte Prägung geben. Die schon genannte Auffassung der Worte „es ist besser“ kommen aus dem Eindruck, den der ganze Zusammenhang macht.

Warum es nun besser ist für die Christen, daß sie, wenn sie nach Gottes Willen leiden müssen und Gott den Haß der Heiden entbrennen läßt, dann Gutestuende sind und nicht Bösestuende, nicht fluchen, dagegen segnen, zeigt Petrus in dem Folgenden, wobei er es den Lesern überläßt, selbst den richtigen Schluß zu machen.

Vers 18: „**Eben weil Christus einmal gelitten hat für die Sünden, der Gerechte für die Ungerechten, damit er uns Gott zuführte, getötet zwar für das Fleisch, aber lebendig gemacht für den Geist.**“ Sogleich fällt in diesem Verse das Wort einmal auf. Auf diesem Wort liegt jetzt der Nachdruck. Es ist ein Wort ernster War-

nung. Christus hat einmal gelitten für die Sünden, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß er uns Gott zuführete. Das Wort *prosago*, hinzuführen, bezieht Cremer auf die Versöhnung und beruft sich dabei auf den Zusammenhang. Fassen wir den Sinn von hinzuführen als nahebringen, zwei zuvor voneinander Getrennte wieder in Gemeinschaft miteinander bringen, dann stellt sich das Zustandekommen des Nahetretens und der Gemeinschaft in bezug auf Gott und Menschen, durch das Leiden Jesu Christi herbeigeführt, so, daß einmal durch die Genugtuung, die Christus durch sein Leiden für die Gott von uns trennenden Sünden leistet, er **Gott uns** wieder zuführt, nahe bringt, indem er Gott dadurch mit uns versöhnt, gnädig, freundlich, liebeich gegen uns stimmt: ich will euer Gott wieder sein. Zum andern bringt Christus **uns Gott** nahe, indem er durch sein Leiden uns Glaube und Liebe erwirkt und gibt, die Befehrung, Hinkehrung zu Gott, wodurch wir in Gemeinschaft mit Gott treten. Das Zuführen zu Gott kann man, wenn man es in seiner Vollendung fassen will, nur so fassen, daß es die Versöhnung und Befehrung zugleich einschließt.

**Einmal** hat Christus durch Leiden für die Sünden Gott uns zugeführt; er wird es nicht zum zweiten Male tun. Ein nochmaliges Leiden Jesu Christi ist ausgeschlossen. Das bezeugt Petrus damit, daß er hinzufügt: „**Getötet zwar für das Fleisch, aber lebendig gemacht für den Geist.**“ Die Worte: *Thanatotheis men sarki, zoopoietheis de pneumat* haben verschiedenartige Erklärungen gefunden. Man hat, worauf man ja durch den Wortlaut zuerst fallen könnte, diese Worte so erklärt, daß Christus nach seiner menschlichen Natur ist getötet worden, nach seiner göttlichen Natur lebendig gemacht. Diese Auslegung ist aber nicht haltbar, weil eine solche Scheidung ja die beiden Naturen in Christo voneinander trennt, indem sie die eine Natur von der Teilnahme an der Tätigkeit der andern ausschließt. Das innige, ungeteilte Zusammenwirken der beiden Naturen in Christo ist zwar für uns ein tiefes Geheimnis, aber nach der Schrift ist es vorhanden und darf nicht zerstört werden. Es befriedigt aber auch eine andere Erklärung nicht, nämlich die, daß Christus nach der menschlichen Natur getötet wurde, woran die göttliche Natur teilhat, daß er aber lebendig gemacht ist nach dem Geist, nämlich so, daß Christus durch seine Lebendigmachung in einen, seiner göttlichen Natur angemessenen Zustand, in eine neue Daseinsweise, eintritt, in die Verklärung, woran auch seine menschliche Natur teil-

hat. Diese Erklärung befriedigt darum nicht, weil man dabei einen Gegensatz vermisst, wie doch die Textworte ihn fordern. Denn nun heißt es: Getötet nach der menschlichen Natur, lebendig gemacht gemäß, in der der göttlichen Natur angemessenen Weise. Es ist gewiß, daß Petrus auch hier, wie er das öfter tut, sich eines Ausspruchs aus dem Römerbrief bedient und diesen Ausspruch in anderen Worten wiedergibt. Röm. 6, 10 jagt Paulus: „Er ist der Sünde gestorben, das er aber lebet, das lebet er Gott.“ Petrus kannte die Briefe Pauli sehr gut, wie er das selbst bezeugt. Christus ist für die Ungerechten gestorben, aber für Gott lebendig gemacht. Wir haben hier den Dativ des Interesses, für wen etwas geschieht. Christus ist für die sündige Menschheit, das Fleisch nach der Schrift, gestorben, aber lebendig gemacht für den Geist, für Gott, damit er Gott lebe in der ihm von Gott verheißenen und gegebenen Herrlichkeit in Ausübung aller Gewalt im Himmel und auf Erden. Aber damit ist ein für allemal ein zweites Leiden für die Sünde ausgeschlossen, denn das Leben für Gott ist Christo als ein unaufhörliches von Gott verliehen worden. Somit tritt Christus durch seine Lebendigmachung in eine **unendliche** gottgeweihte Herrlichkeit und kann darum nicht wieder in ein Leiden für das Fleisch zurückkehren.

Das jagt Petrus den Christen zur Warnung. Wenn sie Böses tun, zumal wenn sie wider den in ihnen zeugenden Geist Gottes nun voller Rache sind und ihren Feinden Böses mit Bösem vergelten, anstatt sie zu segnen, bewußterweise dem Liebeshandeln Gottes zuwiderhandeln, während Gott sie, von Natur seine Feinde, gesegnet hat, ihren Feinden fluchen, dann zerstören sie damit die Gemeinschaft mit Gott, zu der sie gekommen sind. Sie selbst wenden sich damit von Gott in Sinn und Wandel ab; Gott aber wendet sich von ihnen ab, wie Christus spricht: „Also wird euch mein himmlischer Vater auch tun, so ihr nicht vergebet von Herzen einem jeglichen seine Fehler.“ Nun ist aber fürder kein Opfer mehr, sie zu Gott zurückzuführen, wie es im Hebräerbrief heißt: „Denn so wir mutwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben, haben wir fürder kein ander Opfer mehr für die Sünden.“ Christus hat **einmal** gelitten. Es ist wahrlich besser, wenn es Gott sollte wollen, daß sie leiden, daß sie dann nicht Böses- sondern Gutes tuende sind. Das sollen sie bedenken.

Mit Vers 19 und 20 kommen wir auf ein Weiteres, womit Petrus das „es ist besser“ begründen will. Vers 19, 20: „In

welchem er auch hingegangen den Geistern im Gefängnis gepredigt hat, die einst nicht glaubten, als die Langmut Gottes zuwartete in den Tagen Noahs, als die Arche hergestellt wurde.“ Wir haben hier die Kardinalstelle für die Höllenfahrt Christi. Zwei Schwierigkeiten treten uns hier entgegen: Was hat Christus gepredigt? Wem hat Christus gepredigt? In bezug auf die erste Frage ist ja bekannt, daß solche, die an die Wiederbringung aller und an eine Gelegenheit zur Bekehrung im Jenseits glauben, meinen, in dieser Stelle die passende Begründung gefunden zu haben und darum annehmen, Christus habe in der Hölle das Evangelium zur Buße gepredigt. Daß aber Christus nicht das Evangelium zur Buße, sondern das Gesetz zur Verdammnis gepredigt hat, ist sogleich klar, wenn man bedenkt, daß Petrus dieses alles den Christen zur Warnung vorhält.

Was die zweite Frage betrifft, warum Christus nur einem Teil der Geister im Gefängnis und nicht allen gepredigt habe, so wird sich diese Frage von selbst beantworten aus der folgenden Texterklärung. Die Zeit bis zur Sintflut bezeichnet Petrus selbst in seinem zweiten Briefe als die *erste* (Luther: vorige) Welt. 2. Petri 2, 5: „Gott hat der alten, ursprünglichen Welt nicht verschonet.“ 2. Petri 3, 5: „Aber mutwillens wollen sie nicht wissen, daß der Himmel vorzeiten auch war usw.“ . . . . Dann Vers 7: Hoi de nyn ouranoi kai he ge, die jetzigen Himmel und Erde. In der Weise Petri ist demnach die Zeit bis zur Sintflut die vorige Welt, durch Wasser vernichtet; unsere Welt ist die jetzige, die einmal durch Feuer vernichtet werden wird. Somit entstammen die Geister, denen Christus in der Hölle predigte, jene, die einst nicht gehorchen wollten, der vorigen, ersten Welt.

Petrus beginnt dieses Stück mit den Worten: „In welchem er auch“. Das bezieht sich auf das Vorhergehende, nämlich auf die neue Daseinsweise, in die Christus durch seine Lebendigmachung eingetreten ist, daß er nun für Gott da ist, Gott lebt, sein Leben Gott geweiht ist in der Ausübung der unendlichen Herrlichkeit, die ihm der Vater gegeben hat, alle Gewalt im Himmel und auf Erden, Herr und Richter aller Dinge, daß vor ihm alles im Himmel und auf Erden sich beugen muß. In diese Daseinsweise ist Christus nunmehr eingetreten und sogleich übt er sie aus. Zuerst tut er das, was nachzuholen ist. Die vorige Welt, die nicht mehr besteht, mit der Gott abgeschlossen hat durch die Sintflut, ist nun auch ihm, dem zum Richter der Leben-

den und Toten bestellten Gottmenschen, unterstellt. Sie hat ihren Lauf vollendet und ist behalten worden zum Gericht, bis der von Gott verordnete Richter, Jesus Christus, wahrer Mensch und Gott, komme. Die Zeit ist gekommen. Sobald Christus zu seiner Herrlichkeit eingegangen ist, vollzieht er die erste Handlung seiner Macht und Gewalt und geht hinab zur Hölle, zu den Geistern aus der vorigen Welt und spricht über sie das endgültige, entscheidende Urteil aus.

Was sollen die Christen daraus entnehmen? So, wie Christus die erste Welt gerichtet hat, wird er auch, wenn die Zeit der jetzigen Welt zuende ist, die richten kraft seiner Macht und Herrschaft, die auf der jetzigen Welt der Wahrheit nicht haben gehorchen wollen. Das sollen die Christen zu Herzen nehmen. Es ist besser, so es Gottes Wille ist zu leiden, daß sie Gutes tuende sind als Böses tuende.

Wir kommen nun zu dem letzten Teil dieses Abschnitts. Vers 20b bis 22: **„In welche wenige, das ist acht Seelen gerettet wurden durch das Wasser. Welches auch uns, ein Abbild, nun rettet als Taufe, nicht das Abtun des Schmutzes am Fleisch, sondern der Bund, der ein gutes Gewissen auf Gott hin schafft durch die Auferstehung Jesu Christi, welcher ist zur Rechten Gottes, in den Himmel gekommen, indem ihm untertan sind die Engel und Kräfte und Mächte.“** Es ist klar, daß die Worte: „In welche wenige, das ist acht Seelen gerettet wurden durch das Wasser“ zu diesem Stück gehören, weil Petrus in seinen Worten über die Taufe sich gerade darauf bezieht. Noah und seine Familie wurden durch das Wasser gerettet. Man muß das „di hydatos“ instrumental fassen, sonst fällt der Vergleich, den Petrus macht, fort. Also nicht so ist es zu verstehen, daß Noah mit seiner Familie durch das Wasser hindurchgerettet wurde, sondern so, daß das Wasser sie rettete, indem es sie trug. Das ist (Vers 21) Abbild der Wassertaufe, die jetzt uns rettet. Sie ist nicht das Abtun des Unflats am Fleisch; sie ist nicht den alttestamentlichen Waschungen gleich, die nur die äußere Unreinigkeit am Fleisch, durch die Berührung von etwas Unreinem hervorgerufen, abtaten. Die Taufe ist der Bund eines guten Gewissens zu Gott durch die Auferstehung Jesu Christi. Das Wort *eperotema*, das einmal eine Frage bedeutet, ist ein Wort, das in den Gerichtsverfahren der Griechen viel gebraucht wurde, und hat dann die Bedeutung von Bund, Abkommen. So an unserer Stelle. Die Taufe ist der Bund eines guten Gewissens auf Gott hin durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Im Gegensatz zu den äußeren Waschungen im Alten Testament schafft



die Taufe eine innere Reinigung, die Reinigung des Gewissens von den toten Werken. Dies tut sie aber nicht in einer physischen Weise, sondern so, daß in der Taufe der Herr einen Bund macht, der von aller Schuld der Sünde freispricht und damit ein gutes Gewissen auf Gott hin schafft. Dieser Bund hat seine Grundlage in der Auferstehung Jesu Christi von den Toten, nämlich so, daß Christus durch dieselbe zur Rechten Gottes erhoben, in den Himmel eingegangen, ihm nun die Engel, Kräfte und Mächte untertan sind, und nun vermöge der ihm durch die Auferstehung verliehenen Gewalt auch diesen ein gutes Gewissen auf Gott hin schaffenden Bund machen kann. Vers 22 ist nicht etwa ein bloßes Anhängsel, sondern zeigt, wie durch die Auferstehung Jesu Christi dieser Bund in der Taufe zustandekommt, nämlich so, daß durch die Auferstehung Gott unserm Herrn alles übergibt, alle Gewalt und Macht, auch die, durch die Taufe mit der Vergebung die Gewissen von den Sünden zu reinigen und dadurch ein gutes Gewissen auf Gott hin zu schaffen. Paulus sagt: „Er hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort.“

Warum erinnert Petrus die Christen daran? Sie haben nun durch die Taufe ein gutes Gewissen, einen köstlichen Schatz, und sollen sich um diesen nicht bringen durch Bösestun, daß sie ihren Feinden fluchen, anstatt sie zu segnen. Darum ist, wenn sie nach Gottes Willen leiden müssen, Gutestun besser als Bösestun, denn sie bewahren dabei das gute Gewissen.

(Fortsetzung folgt.)

W. S ö n e c k e.

---

## Luthers Tapferkeit. \*

„Luther verließ am 26. April Worms. Dies geschah nach des Kaisers Befehl. Über jene Tage zu Worms läßt sich D. Waltherr (Kostock) in seinem Buche ‚Luthers Charakter‘ folgendermaßen aus:

„Was mochte er (Luther) beim Rückblick auf diese stürmischen Tage empfinden? Ein Gefühl grenzenloser Vereinsamung muß ihn ergriffen haben. Nicht einen einzigen hatte er gehabt, der ganz mit ihm eines Sinnes gewesen wäre. Nicht einer hatte ihm geraten, so zu reden und zu handeln, wie er getan. Gerade die, die es am besten mit ihm meinten, hatten ihm ganz anderen Rat erteilt. Er hatte die Hoffnungen Unzähliger betrogen, die ein wenig Nachgeben sehnlichst gewünscht hatten, um ihn für den weiteren Kampf gegen Rom zu erhalten. Hohe Fürsten und Bischöfe und Herren hatten mit unglaublicher Geduld ihn umzustimmen gesucht. Er mußte ihnen allen als ein starkköpfiger, undankbarer Mensch erscheinen. Wohl niemals sonst hat jemand unter so vielen so mutterseelenallein gestanden.

Und was hatte er mit seiner eisernen Festigkeit angerichtet? Er, er allein trug die ganze Verantwortung dafür, wenn nun alles, was er gesät hatte, wieder vernichtet würde. Seine Schuld war es, wenn die Tausende, die schon durch ihn zum evangelischen Glauben gekommen waren, in sein furchtbares Geschick verflochten wurden. Er trug die Schuld, wenn die anderen Tausende, die noch zwischen Wahrheit und Unwahrheit schwankten, jetzt vor des Papstes Bann und des Kaisers Acht zitternd, für immer dem Evangelium den Rücken kehrten. Er trug die Schuld, wenn die Ausjauger Deutschlands, die herrschsüchtigen geistlichen Tyrannen, durch den zu Worms gewonnenen vollen Sieg mächtig erhoben, mit triumphierender Rücksichtslosigkeit ihr altes Treiben fortsetzten.

\*) Dieser Aufsatz erschien vor einem Jahre in der „Ev.-Luth. Freikirche“ aus der Feder von P. — Er ist in diesem Jubiläumsjahr unsrer Synodalkonferenz höchst zeitgemäß. Wir sehen uns heute vor die schwierigsten Aufgaben gestellt, und jeder verkehrte Schritt, den wir etwa tun, wird die weitrtragendsten Folgen haben. Ebenso werden wir scharf beurteilt und oft falsch verstanden werden. Wie ist es da möglich, sichere und gewisse Tritte zu tun, es sei denn das Herz fest geworden durch Gnade? Luthers Beispiel mag uns zu Trost und Ermunterung dienen. M.

Mit welcher niederschmetternden Wucht mußte das alles auf ihn einstürmen! Wir staunen, daß er, durch Überarbeitung und Krankheit so sehr geschwächt, es körperlich hat überstehen können. Wir staunen noch mehr, daß sein Gemüth nicht darunter zusammengebrochen ist. Aber nichts von Unsicherheit, ob er recht gehandelt, ist an ihm zu bemerken, da er auf der Reise, von Heidelberg aus, an den Kaiser und die Reichsstände ein Schreiben richtet. Auch kein Gedanke an die Folgen quält ihn. Nur das eine weiß er, daß er nicht anders konnte noch durfte, als das Wort Gottes über alle Ansichten und Forderungen der Menschen stellen: „Weil das Wort Gottes über alles geht, soll und muß es über alle Dinge völlig frei und ungebunden sein. Niemals steht es in eines Menschen freiem Willen, etwas davon nachzulassen oder ihm vorzuziehen, wie groß und gelehrt und heilig die Menschen immer sein mögen. In zeitlichen Sachen sind wir schuldig, einander Glauben zu schenken, aber in den Dingen Gottes und der Ewigkeit kann und will Gott nicht leiden, daß man sich auf einen oder viele Menschen verlasse, sondern allein auf ihn selbst, der allein die Ehre und den Namen hat und haben soll, daß er wahrhaftig und die Wahrheit selbst ist.“ Diese Gewißheit, in Worms Gott die ihm gebührende Ehre gegeben zu haben, macht ihm das entsetzliche Allein stehen, seine vollendete Selbständigkeit möglich. (S. 117 f.)

Welcher Art diese Tapferkeit Luthers war, das zeigt ein Ausspruch von ihm aus der Zeit des Bauernkrieges. Damals predigte er: „Wenn die Leute von mir abfallen, wenn mich alle anspeien und mich verachten, — ich hoffe auf Gott, man lobe mich oder schände mich, man falle hin oder falle her. Laß mich nicht, o Gott, Lust an meiner Ehre haben, sondern slechts also sagen: Deine Ehre meine ich und des Nächsten Seligkeit suche ich.“ (N. a. D. S. 121.)

Luthers Tapferkeit hat nichts zu tun mit der Rechthaberei, der Erscheinung unserer kleinen Zeit, sondern ist gottgewirkte Demut und Zuversicht, die niemals und nirgends sich selbst sucht und will, sondern nur Gott und Gottes Ehre. Der Herr schenke uns solche Tapferkeit! Unsere Zeit hat's nötig.“

## Kirchengeschichtliche Notizen.

**Schulbedrängnis in Canada.** — Wie zu erwarten stand, ist der in der vorigen Nummer der Quartalschrift (vgl. S. 140) erwähnte Fall der Gemeinde in Stony Plain, Alberta, Canada, die Tüchtigkeit und Gesetzmäßigkeit ihrer Schule betreffend, gegen diese entschieden worden. Es möge hier der Bericht Prof. Feuerbringers folgen, wie er kürzlich im Lutheraner erschien. — So bedauerlich der Ausgang an sich auch ist, so hat er doch dazu gedient, eine höchst erfreuliche Tatsache ans Licht zu bringen. Trotz der ungünstigen Entscheidung des Richters und trotz der auferlegten Strafen führt die Gemeinde ihre Schule fort. Das zeigt, wie hoch sie ihre Erziehungsaufgabe schätzt. Das zeigt, von welchem Zeugenmut sie beseelt ist. Ein jeder Christ kann sich über dieses Zeugnis der Brüder in Stony Plain nur freuen. Und unser Heiland, der uns zu seinen Zeugen auf Erden ernannt hat, wird dieses Zeugnis segnen, daß viele dadurch im Glauben gestärkt und in ähnlicher Verfolgung ermutigt und getrieben werden, ein gleich standhaftes Bekenntnis zu tun.

„Über die Gemeindefschule in Stony Plain, Alberta, Can., die schon wiederholt von uns erwähnt worden ist, wird uns nun folgendes von dort geschrieben:

Endlich ist der Gerichtsfall in unserer Schulsache entschieden worden. Leider hat der Friedensrichter gegen uns entschieden. Die Eltern wurden mit einer Geldstrafe belegt, weil sie ihre Kinder nicht in die Schule geschickt haben. Als Ankläger war der Chief Attendance Officer erschienen. Bloß ein Fall wurde vorgenommen. Das Urteil des Chief Inspector über unsere Schule, daß sie untüchtig (inefficient) sei, hat sich als unantastbar und somit als Gesetz erwiesen. Mat hat auch vor Gericht gar keinen Versuch gemacht, dies Urteil zu rechtfertigen oder zu verteidigen. Durch unsern Anwalt bekamen wir aber Gelegenheit, vor Gericht auszusagen, daß des Inspector's Aussagen über Zeiteinteilung in unserm Stundenplan nicht auf Tatsachen beruhen. Man hatte behauptet, daß wir zwei Drittel unserer Zeit auf Deutsch und Religion verwendeten, während tatsächlich es doch bloß ein Fünftel der regelrechten Schulzeit ist.

Die Fragen, die im Kreuzverhör von den Gegnern gestellt wurden, ließen erkennen, daß die Regierungsbeamten noch immer nicht zur Genüge über den Zweck unserer Schulen unterrichtet sind oder aber es nicht sein wollen. Man war darauf aus, eine Aussage von uns zu bekommen, wonach der Zweck der Schule sei, deutsche Ideale zu fördern. Es wurde jedoch unter Eid ausgesagt, daß die Schule da ist um der Religion willen, die darin gelehrt und gelebt wird. Anscheinend hatten die Gegner auch erwartet zu hören, daß die Schule nicht von den Leuten hier, sondern von sonstwo finanziell unterstützt werde. Auch hierin fanden sie sich getäuscht.

Unser Anwalt stützte seine Verteidigung im wesentlichen auf zwei Punkte. Erstens: Unsere Schule ist gesetzlich berechtigt. Eben das Gesetz, demzufolge wir überführt wurden, gibt unserer Schule diese Berechtigung. Die Kinder müssen in die Staatschule gehen, es sei denn, daß sie im Hause oder sonstwo einen guten Unterricht (under efficient instruction) genießen. Daraufhin nehmen wir für unsere Schule gesetzliches Recht in Anspruch. Zweitens: Im Fall eine Schulbehörde nicht zufrieden ist mit dem Urteil des Inspector's, so ist es Pflicht des Ministers, ein Untersuchungskomitee zu ernennen, um die Sache in Ordnung zu bringen. Dies hat man nicht getan. Trotz wiederholter Anfrage unsererseits ist uns noch nicht einmal in ordentlicher Weise gesagt worden, was man an der Schule auszusetzen hat.

Die auferlegte Geldbuße samt den Kosten wurde alsbald bezahlt, aber unter Protest. Der Richter machte weiter keine Bemerkungen. Es ist aber beachtenswert, daß er nicht die von den Gegnern beantragte und übliche Geldstrafe von \$10, sondern nur \$2 auferlegte. Auch die Kosten, die doch nicht weniger als \$5 hätten betragen sollen, beliefen sich nach dem Urteil des Richters nur auf \$1.50. Diese Zahlen zeigen wohl die persönlichen Ansichten des Richters. Der Fall wird appelliert. Voraussichtlich wird er im Mai wieder vorkommen. Unsere Schule wird einstweilen weitergeführt. Bis hieher hat uns Gott gebracht.“

Ob die Appellation schon verhandelt worden ist, und welchen Ausgang der Handel genommen hat, ist mir zur Stunde nicht bekannt. M.

\* \* \* \* \*

**Schulkämpfe in Holland.** Die Erfahrung ist der beste Lehrmeister, sagt man. Wir stehen im ganzen Lande in heftigen Kämpfen um unser Schulwesen. Allenthalben werden Gesetzesvorlagen eingereicht, Verfassungszusätze zur Abstimmung unterbreitet, oder Petitionen um solche in Umlauf gesetzt, die darauf abzielen, alle Kinder in die öffentliche Schule zu zwingen und damit der Kirchenschule den Garaus zu machen. Es will uns zuweilen der Mut sinken, und in Augenblicken der Schwäche sind wir bereit, mit den Staatsgewalten unheilvolle Kompromisse abzuschließen, um wenigstens etwas von unserem Schulwesen zu retten. „Heimatgrüße“ (Monatsblatt für die Kirchengemeinden der Inspektion Verden) brachte kürzlich einen Artikel von Pastor Willenbrock (Daverden) „Für unsre evangelische Schule“, der auf den Ton eingestimmt war: „Wir Christen müssen alles daran setzen, daß wir unsre evangelische Schule behalten“. Ein kurzer Abriss der Geschichte von Hollands Schulkämpfen, der in dem Artikel enthalten ist, dürfte auch für uns von Interesse sein.

„Bezeichnend ist, daß vor einiger Zeit der Verein christlicher Lehrer und Lehrerinnen Hollands' sich in einer Kundgebung an die evangelischen Eltern Deutschlands unter der Ueberschrift ‚Durch Freiheit zum Frieden‘ gewandt hat. In dieser Kundgebung werden auf Grund der ergreifenden, jahrzehntelangen großen und bitteren Erfahrungen, die die christlichen Lehrer Hollands im Ringen um ‚die Schule mit der Bibel‘ gemacht haben, die christlichen Eltern Deutschlands aufgefordert, an dem kostbaren Erbe ihrer

Väter, der evangelischen Schule, festzuhalten und nicht vor der ungestümen Forderung der Simultanschule (das heißt für uns die Gemeinschaftsschule) zurückzuweichen, die nur zum Bankerott der christlichen Erziehung geführt und bitter enttäuscht habe. Als im Jahre 1789 die Revolution von Frankreich her auch über Holland schlug, da entstand dort derselbe Schulkampf, den Deutschland jetzt durchzufechten hat. Mit den gleichen Schlagwörtern, mit denen man heute Stimmung zu machen sucht, wurde in Holland im Namen des ‚wahren Christentums‘ und der ‚nationalen Einheit‘ die staatliche Simultanschule (Gemeinschaftsschule) eingerichtet und zunächst den Kindern aller Konfessionen geöffnet, zugleich aber in dieser Schule alles ‚Dogmatische‘ (Bekenntnismäßige) und die ‚Kirchenlehre‘ ausgefloßen, um in einer konfessionslosen Schulreligion nur das Einigende zu betonen und zum ‚wahren Volksschul‘ zu führen. Aber diese vermeintliche Einigungs- und Gemeinschaftsschule, die der evangelischen Erziehung Fesseln anlegte und die Elterngewissen vergewaltigte, wurde zu einem Werkzeug schlimmer religiöser Unterdrückung, ja der nationalen Entzweiung; und schon sehr bald vollzog sich der Wandel dieser konfessionslosen in eine religionslose Schule. Mit Rücksicht auf die ‚andersdenkenden‘ Kinder, die ja in ihren Empfindungen nicht ‚verlezt‘ werden dürfen, wurde der Gebrauch der Bibel und das Gebet im gemeinsamen Unterricht untersagt und das biblische Christentum für diese Schule und als Erziehungsgrundlage ins Grab gelegt. Alle religiöse Färbung des Schullebens schwand. Bald kam in keinem Lehrbuche der Name Gottes mehr vor. Der Geist unter der Lehrerschaft dieser Schule war dementsprechend und wurde immer christus- und kirchenfeindlicher. Gehörte doch diese Feindschaft bald zum guten Ton, so daß sich alle kirchenfeindlichen Elemente dieser Simultanschule angeschlossen, dadurch aber den inneren religiösen Bankerott herbeiführten und auch den äußeren Zerfall nicht aufhalten konnten. Denn der erhoffte Friede und die ersehnte nationale Einheit blieben aus. In der Politik, besonders bei den politischen Wahlen, spielte bald die Schulfrage die wichtigste Rolle. Immer heftiger wurde der Widerstand der christlich gesinnten Kreise gegen diese Gemeinschaftsschule und führte trotz aller Bekämpfung zur Gründung christlicher Privatschulen. Ein Kampf auf Leben und Tod begann. Aber trotz aller feindlichen Willkür und allen Widerstandes hielten die christlichen Eltern und Lehrer aus, scheuten auch nicht die ungeheuren finanziellen Lasten — denn der Staat bezahlte keinen Pfennig — bis endlich das Gesetz von 1857 die Freiheit der Schulgründung festlegte und damit der christlichen Privaterziehungsschule Bahn brach und ihr langsam zum Siege verhalf. Die Wahlen von 1888 brachten den Freunden der christlichen freien Schule eine Mehrheit im Parlament; neue Schulgesetze setzten allmählich die Forderungen für die christliche Schule in die Tat um, und mit dem Jahre 1889, wo die christlichen Privatschulen grundsätzlich als gleichberechtigt anerkannt wurden, war die Hauptschlacht gewonnen. Aber erst im Oktober 1920 — also nach 31 Jahren — war nach unendlich viel äußeren und inneren Leiden der volle Sieg erfochten: die vollständige, nunmehr auch finanzielle Gleichstellung der christlichen Schule mit der staatlichen Simultanschule. Und

nun geht der Siegeszug der christlichen Schule Hollands, die heute mit zu den besten der Welt gehört, unaufhörlich weiter. Durch schließlich anerkannte Freiheit kam man zu gegenseitiger Duldung und zu friedlichem Wettbewerb. — Hollands Schulkämpfe aber mögen, das ist auch die in jener Rundgebung ausgesprochene Bitte, Deutschland zur Lehre und zur Warnung dienen.“

In Holland mußte die Gründung christlicher Privatschulen erst mühsam erkämpft werden; wir haben solche, und gedenken sie auch künftig wie bisher ohne staatliche Unterstützung fortzuführen. Sollten wir nicht um so mehr Ursache haben, zuversichtlich mit entschiedenem Zeugnis für sie einzutreten?

M.

\* \* \* \* \*

**Religionsunterricht in der Schule.** Kürzlich brachte die „Deutsche Zeitung“ (Berlin) eine Abhandlung ihres Redakteurs Max Maurenbrecher (früher Sozialist, seit der Revolution und dem Waffenstillstand Deutschnational) über „Völkische Schulgestaltung“. Wie schon die Ueberschrift vermuten läßt, ist der ganze Artikel in seinen Grundzügen verfehlt, da ihm als höchstes Ziel aller Erziehung die Pflege des „völkischen Bewußtseins“ und der „Staatsstreue“ erscheint. „Das völkische Bewußtsein muß mit elementarer Gewalt den gesamten Lehrstoff der Schule beherrschen.“ Doch bietet er manches Beherzigenswerte über Religionsunterricht, das um so mehr ins Gewicht fällt, zumal der Verfasser selbst Jahre hindurch einen „sogenannten weltlichen Moralunterricht“ an „Schüler aller Altersstufen und Schulgattungen“ zu geben versucht hat. Ein Passus, der die Hauptwahrheiten über Religionsunterricht kurz zusammenfaßt und für uns in unsern gegenwärtigen Schulkämpfen reichlich Stoff zur Erwägung bietet, möge im Wortlaut folgen.

„Für die Bekenntnisschule sprechen wir uns deshalb aus, weil eine starke Pflege der religiösen Gesinnung nur möglich ist auf dem Boden einer einheitlichen religiösen Gemeinschaft. Es ist nicht damit getan, in der Woche zwei oder drei Religionsstunden nach dem Lehrplan einer bestimmten Religionsgemeinschaft zu geben und sonst jede Erwähnung religiöser Gedanken oder jede Erweckung religiöser Gefühle möglichst aus dem gemeinsamen Unterricht der übrigen Fächer zu verbannen. Die Simultanschule oder Gemeinschaftsschule, wie man sie heute nennt, in der Katholiken, Protestanten, Juden und Freidenker in allen ‚weltlichen‘ Schulfächern gemeinsam unterrichtet und nur für den Religionsunterricht besondere Religionsklassen gebildet werden, bedeutet, wenigstens soweit ich persönlich sie in der Wirklichkeit habe beobachten können, lediglich die Verbannung der Gesinnungspflege aus den übrigen Schulstunden. Auf der anderen Seite wird der Religionsunterricht gerade dadurch entwertet, daß er als Lehrstoff neben andern Lehrstoffen abgehandelt wird. Er kann zum vollen

Leben nur dann gelangen, wenn er das Herzstück des gesamten Schulunterrichtes ist, dessen Pulsschlag auch in allen anderen Schulfächern nachzukitern vermag, und in den aus allen anderen Fächern die gesinnungsbildenden Anregungen wieder zusammenströmen.“ M.

\* \* \* \* \*

**Darwinists afraid of their own theory?** When at the instigation of Mr. Bryan a bill was introduced in the Kentucky House of Representatives forbidding the teaching, in any school supported by the state, of "Darwinism, atheism, agnosticism or evolution as it pertains to the origin of man", the effect was, as summarized in the *Literary Digest*, that "Educators and religious leaders all over the country were up in arms immediately when the proposed Kentucky anti-evolution bill was noised abroad, and numerous telegrams were sent to President Frank L. McVey, of the University of Kentucky, in response to his request for opinions on the proposed measure. Such an act, wrote Dr. Lyman Abbott, editor of *The Outlook* (New York), 'would be fatal to the best interests of pupils in any school in which it could be enforced. Evolution is correctly defined by John Fiske as God's way of doing things. Practically all scientists hold it and most colleges teach it in some form.' 'To prohibit the scientific teaching of the facts of evolution would involve adopting the intellectual attitude of the twelfth century', declared Dr. James R. Angell, president of Yale University. 'It is a proposition which could not be seriously entertained by any really intelligent person.' Prohibiting the teaching of evolution, said President A. Lawrence Lowell, of Harvard University, 'is antediluvian folly,' and Dr. Charles S. McFarland, General Secretary of the Federal Council of Churches of Christ in America, declared that 'any attempt to impose legislative restrictions on the teachers of science is contrary to all the principles on which the American Republic has been founded.' Mr. Bryan, for whose 'intense religious spirit' it has 'the highest respect is one of those persons,' says the *Rocky Mountain News*, 'who are trying to turn back the clock in the domain of religious thought.' 'If children be taught that religious faith is necessarily tied to theories of verbal inspiration of the Scriptures and the special creation by Divine fiat of each of the many species of life on this planet, it will not be surprizing if shipwreck be made of their faith when they begin to face the facts of history and science. . . . Science has not shaken the fact of Christ. Scholarship has only helped to make it stand out more clearly. As the years pass and the complexities of living multiply, with increasing sense of common responsibility for the welfare of mankind, the conviction deepens in the souls of men that if we would be saved we must seek and find the way of God, and that in Jesus Christ we have the only certain leader in that way.' The truth is, says the *Western Christian Advocate* (Methodist), that Christian thinkers have taken over the theory of evolution 'and



adopted it as one of the greatest doctrines used to-day in support of the Christian theory.'"

Later Mr. Bryan offered \$100 to any university professor who could harmonize the Bible and evolution. Dr. R. C. Spangler, professor of botany in West Virginia University, ventured to undertake the impossible. According to Mr. Bryan's judgment "Mr. Spangler's letter means nothing." . . . It "does not answer a single question that I asked." Yet Mr. Bryan forwarded the \$100, stating that "It is worth \$100 to me to see a college professor guilty of cowardly evasion." Mr. Bryan's check, however, was accompanied by a set of five questions, the first of which read: "Are you willing to put in writing and sign a statement declaring that you believe you are the descendant of an ape?" Although Mr. Spangler flatly refuses to answer the question under the flimsy pretext that it was not a part of Mr. Bryan's original offer, he is hesitating about returning the \$100.

Thus, what is so loudly and defiantly proclaimed in theory and broad generalities, seems to lose much of its charm when applied personally. M.

\* \* \* \* \*

**"What Doctrinal Differences Must Be Ironed Out?"** — Es ist nicht meine Absicht, über die Sache selbst eine Untersuchung anzustellen, ich greife dieses von einem Redner deutscher Abstammung öffentlich angekündigte Thema seines Vortrags auf, um daran eine Gefahr zu veranschaulichen, die uns bei unserm Übergang in das Englische droht, die Gefahr der Veräufserung und Verflachung.

Wo Kirchenkörper nicht nur durch besondere Organisation, sondern durch Lehrunterschiede getrennt sind, versteht es sich von selbst, daß letztere zuerst beseitigt werden müssen, ehe weitere Schritte in der Richtung auf kirchenregimentliche Verbindung und das Unternehmen gemeinsamer kirchlicher Arbeit geschehen können. Was ist es nun um die Lehrunterschiede? Was ist es überhaupt um die Lehre einer Kirche? Nur dann, wenn die Lehre der unmittelbare Ausdruck des Herzensglaubens ist, ist sie ein hohes Gut, um das man kämpft und in evangelischer Weise kämpfen kann. Wer um eine Lehre streitet, die nicht in seinem Herzen funkt, führt keinen geistlichen Kampf. Bei allen rechten Lehrkämpfen handelt es sich um die allerinnerlichsten Herzensangelegenheiten. Die einzig richtige und in der Sache begründete Weise des Kampfes besteht demnach darin, daß die Herzen sich vor Gottes heiliges Angesicht und vor sein seligmachendes Wort stellen, im Kampf sich gegenseitig in dieser Stellung stärken, und so den Kampf zum Austrag bringen. Oder vielmehr, dann wird man gewahr, daß gar kein Kampf mehr besteht. Denn das Evangelium, das die Herzen ergreift und mit neuem Leben erfüllt, schafft nicht Lehrverschiedenheit, sondern Einigkeit und Frieden.

Nun vergleiche man damit oben angeführtes Thema. Welch eine äußerliche, oberflächliche Auffassung von Lehrdifferenzen spricht sich darin aus!

Und solcher Verflachung leistet eben die englische Sprache Vorschub. Wer würde daran denken, im Deutschen auch nur etwa von einem Ausglätten der Lehrunterschiede zu sprechen! Und nun soll man gar ein Bügelbrett herbei holen, die Lehrunterschiede wie ein zerknittertes Hemd darauf ausbreiten und mit einem heißen Eisen bearbeiten, bis sie verschwinden. Dann zieht man seine tadellos geplättete Wäsche wieder an und ist beim bisherigen Gegner salonfähig.

Ein anderes Beispiel. Die Lehre von der christlichen Kirche ist ein Artikel voll kräftiger Ermunterung und herrliches Trostes, ein Artikel, der jedes Christenherz höher schlagen läßt, wie Luther im Großen Katechismus ausführt: „Ich glaube, daß da sei ein heiliges Häuflein und Gemeinde auf Erden eiter Heiligen, unter einem Haupt, Christo, durch den Heiligen Geist zusammenberufen in einem Glauben, Sinn und Verstand, mit mancherlei Gaben, doch einträchtig in der Liebe, ohne Rotten und Spaltung. Derselben bin ich auch ein Stück und Glied, aller Güter, so sie hat, theilhaftig und Mitgenosse, durch den Heiligen Geist dahin gebracht und eingeleibt.“ Im Englischen dürfte man leicht versucht sein, zur Bezeichnung dieser Freude über seine Gliedschaft in der Kirche den Ausdruck zu gebrauchen: to be proud of one's church. Welch eine Veräußerlichung wäre das! Zunächst wird fast unmerklich für die eine heilige christliche Kirche die äußere Organisation, der man angehört, untergeschoben, die Freude über die geistlichen Segnungen der Kirche wird zur Parteifreude. Sodann sind die Erreger der Freude nicht mehr die großen Gnadenerweisungen, die man unbedienter Weise empfängt und genießt, sondern mehr die äußerlichen, in die Augen fallenden Leistungen seiner Partikularkirche, an denen man sich selbst kraft seiner Gliedschaft einen Anteil zuschreibt, und für die man darum auch einen Teil des Ruhmes in Anspruch nimmt.

Es soll hiermit keineswegs gesagt sein, daß alle, die sich solcher Ausdruckswesen bedienen, auch solch oberflächliche Auffassung hegen. Es ist eben die englische Sprache, in welcher derartige Ausdrücke so bequem liegen und durch ihre sprühende Geistreichigkeit bestechen. Es kann aber nicht ausbleiben, daß solche Redewendungen veräußerlichend und verflachend wirken, direkt natürlich auf den Hörer und rückwirkend auf den, der sie gebraucht. Es wird deshalb unsre Aufgabe sein, da Gott uns in die Uebergangsperiode gestellt hat, daß wir vor allen Dingen immer wieder an der eigenen Vertiefung und Verinnerlichung arbeiten, und sodann besonders vorsichtig sind in der Wahl der Ausdrücke. Vornehmlich sollten die Männer, die ihre Arbeit ausschließlich oder vorwiegend in der Landessprache verrichten, auf ihrer Hut sein, daß sie jeden Ausdruck, wie sehr er auch durch seine sprühende Frische bestechen möchte, unnachlässig ausmerzen, falls er der Veräußerlichung Vorschub leisten könnte. Ihre große Aufgabe wird es sein, die englische Sprache, die als vorwiegend Geschäftssprache sich mit äußerlichen Dingen abgibt und naturgemäß veräußerlicht ist, für unsre Kirche zu verinnerlichen und mit neuem Geist zu erfüllen.

„Tanz und öffentliche Schulen.“ — Dem Lutheraner (vom 16. Mai) entnehmen wir folgende Nachricht:

„Nach dem Bericht einer Tageszeitung (der New Orleans States) vom 20. Februar dieses Jahres wurde eine gewisse Frau Loretta Schreiner, die fünfzigjährige Gattin eines reichen Landbesitzers im Staat Wyoming, zu zehntägiger Haft im öffentlichen Zuchthaus verurteilt, weil sie sich weigerte, ihre beiden Mädchen zur öffentlichen Schule zu schicken, wo sie gezwungen werden sollten, das Tanzen zu lernen.“

Ein Kommentar ist überflüssig.— Der Vorfall regt zum Nachdenken an. Dieses Land hat die Freiheit auf seine Fahne geschrieben. Da dieses aber nicht die Freiheit eines Christenmenschen ist, sondern eine Freiheit, die sich nur mit Gewalt behauptet und nur an der Gewalt ihre Grenze erkennt, so ist sie ihrem innersten Wesen nach sehr wohl vereinbar mit Vergewaltigung. Darüber müssen wir uns in unserm Schulkampf klar bleiben. Ebenso darüber, daß unsre Waffen geistlich sind. Wir müssen auch im Schulkampf lediglich als Zeugen unsers Heilandes auftreten. Das mag als Schwäche erscheinen, und ist es wohl auch auf dem Gebiet der Politik, da Freiheit und Gewalt korrelative Begriffe sind, in Wirklichkeit aber ist das Zeugnis der Wahrheit göttliche Kraft.

Neben die Vergewaltigung, die im Namen der Freiheit geschieht, stelle man noch die Feigheit, die dieser Freiheit wesentlich anhaftet. Das Zeugnis eines Christen ist der spontane Ausdruck seiner innersten Herzensüberzeugung, mit der er vertrauensvoll die Wahrheit ergriffen hat, so daß sie nun sein eigentliches Leben ausmacht, für die er darum auch willig sein Leben läßt. Damit vergleiche man z. B. einen Lehrer des Darwinismus, der seine Theorien mit Behemeng vorträgt, aber Ausflüchte sucht, sobald es sich um die persönliche Anwendung handelt.

Es ist klar, daß wir mit einem in solchem Geist geleiteten Erziehungssystem keinen Vertrag eingehen können. M.

## Büchertisch.

---

Herr B. M. Holt, ein Erfreimaurer, schickt uns folgende Flugblätter zur Anzeige zu:

**MASONRY VS. CHRIST JESUS.** Price: 15 cents per dozen, \$1.00 per hundred.

**MASONRY VS. CHRISTIANITY.** Price: 15 cents per dozen, \$1.00 per hundred.

**MASONRY VS. PAROCHIAL SCHOOLS.** Price: 15 cents per dozen, \$1.00 per hundred.

**IS DANCING A SIN?** Price: 25 cents per dozen, \$1.75 per hundred.

**THE IMMODEST DRESS.** Price: 10 cents per dozen, 75 cents per hundred.

Wenn wir auch mit der Art und Weise, wie diese Dinge hier behandelt werden, nicht ganz übereinstimmen, so enthalten doch die Flugblätter, besonders die gegen die Freimaurerei, manche interessante und lehrreiche Punkte, die im Kampfe gegen das Logentwesen gute Dienste leisten können. Man adressiere: B. M. Holt, Fargo, N. Dakota. U. P.

---

# Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von  
Wisconsin und anderen Staaten.

---

Jahrgang 19.

Oktober 1922.

No. 4.

---

## Was ist Wahrheit?

Meine lieben jungen Freunde! Die Lehrer des Seminars begrüßen Sie mit dem herzlichsten Wunsch, daß Gott ihren Eingang und Ausgang an dieser Schule und unsere gemeinschaftliche Arbeit dazwischen segnen wolle, damit Sie, wie Paulus es nennt, tüchtige Gottesmenschen, d. h. tüchtige Theologen werden, die sich selber und, die sie hören, selig machen.

Sie kommen zu uns aus unsern Gymnasien, wo Sie den sog. Humaniora obgelegen haben. Der Ausdruck für diese Studien wird vielfach so verstanden, daß sie sich um das rein Menschliche drehen im Gegensatz zu dem, was die Theologie von den Dingen hält. Die große Masse des Unterrichts an den genannten Schulen ist ja weltliche Geschichte und Literatur, die nach Inhalt und Form bemeistert werden sollen. Natürlich werden aus diesen großen Wissensgebieten die einzelnen Dinge so ausgewählt, wie sie sich für den Unterricht und die Erziehung der Jugend eignen. Es sind meistens die großen positiven Leistungen der Menschen im Staatsleben und die besten Werke der Poesie, der Wissenschaft und der Kunst, die da zur Verhandlung kommen. Da erfährt man, was Großes die Völker geleistet haben.

Auf unsern Gymnasien herrscht aber mit Recht die Auffassung, daß man diese Dinge nur im Lichte des Evangeliums recht verstehen kann, sodaß das ganze Gymnasialstudium nichts anders ist als ein Unterricht von dem einen großen Ding, das des Lernens wert ist, ein Unterricht von dem Lauf des Evangeliums oder dem gnädigen Walten Gottes in der Welt. Nichtsdestoweniger hat die Masse und die Art des Unterrichtsstoffes auf die Schüler leicht den Einfluß, daß die vorhin bezeichnete unrichtige Auffassung Gewicht behält.

Dazu kommt ein Zweites, das in derselben Richtung wirkt. Am Ende der Gymnasialstudien werden die jungen Leute in die philo-

sophische Propädeutik, in Logik und Psychologie und wohl auch in einige Grundfragen der Philosophie eingeführt. Das sind für den, der lehren soll, wichtige, aber doch nur äußerliche formale Dinge. Die Logik ist die Lehre von der mathematischen Mechanik des Denkens. Sie nimmt in der landläufigen Psychologie den Hauptplatz und den größten Raum ein und wird in den philosophischen Grundfragen besonders zur Anwendung gebracht.

Nichtsdestoweniger lernt man diese Dinge, abgesehen von tüchtiger christlicher Charakterbildung nur durch sehr gründliche Geschichtskennntnis und durch reife persönliche Lebenserfahrung richtig erfassen. Beides fehlt naturgemäß den jungen Leuten, und deshalb hat die Außerlichkeit der genannten Unterrichtsstoffe oft einen ungebührlichen Einfluß auf ihre Auffassung, und dann entsteht die Frage: Was ist nun Wahrheit; der Eindruck, den die humanistischen Dinge auf den äußerlichen Sinn machen, oder das, wie das Evangelium sie erscheinen läßt? Über diesen Zweifel kommen die wenigsten gebildeten und wissenschaftlichen Menschen hinaus.

Der Gegensatz, der hier in den Auffassungen vorliegt, wird scharf herausgestellt durch ein Vorkommnis, das in der Hl. Schrift erzählt wird. Als Jesus vor Pilatus stand, tat er den Auspruch: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Pilatus machte darauf die wegwerfende Bemerkung: Was ist Wahrheit?

Da haben wir die beiden Auffassungen von Wahrheit, die es seit dem Sündenfall in der Welt gegeben hat. Jesus, der eingeborne Gottessohn, der in die Welt gekommen ist, um die Sünde zu zerstören und das durch sie erzeugte Unheil dadurch wieder gut zu machen, daß er sich selber in das Gericht Gottes dahin gab, geht ganz auf in dem Begriff der Wahrheit und steht dafür ein bis in den Tod und nimmt auch seine Jünger in derselben Weise dafür in Anspruch; und Pilatus, das legitime Produkt der gesamten für die weitere Entwicklung der Welt vorbildlichen antiken Kultur, will nichts davon wissen.

So verläuft alle Geschichte. Wenn wir die Entwicklung des Begriffs Wahrheit in der Geschichte verfolgen, dann ergibt sich, daß die professionellen Wahrheitsfucher von der eigentlichen objektiven Wahrheit abkommen und ganz beschäftigt sind mit der Methode des Wahrheitsfuchens. Es bleibt immer die Frage, ob die sinnlichen Eindrücke

oder das, was die logische Konstruktion zurechtmacht; ob das verstandesmäßige Erkennen, oder das tiefere Gefühl; ob das sog. Wissen, oder der Glaube für die Bestimmung des Begriffs Wahrheit ausschlaggebend sein sollen. Die griechische und römische Philosophie und die spätere Philosophie der letzten drei Jahrhunderte haben sich für das erstere entschieden und das Gebiet ihrer Untersuchung auf die sinnlichen Dinge beschränkt, während man das, was das Herz angeht, dem persönlichen Belieben anheimstellt. Der Materialismus, der nur die materiellen, fast körperlichen Dinge als wirklich gelten läßt, herrscht daher überall in der Wissenschaft und in der Erziehung. Und man braucht sich nun nicht wundern, daß Pilatus das ausspricht, was die meisten denkenden Menschen von der Sache halten.

Das sieht man schon in der Etymologie des Wortes Wahrheit, die sich in den meisten Sprachstämmen gebildet hat. Das hebräische Wort für Wahrheit ist Emeth. Das bedeutet zunächst Treue wie das lateinische Wort fides, das gemeinhin mit Glauben übersetzt wird. Beide Ausdrücke appellieren an das Vertrauen des Herzens für die Annahme. Der hebräische Ausdruck kommt an uns aus der Hl. Schrift, wo ihn der Hl. Geist selbst in seiner jetzigen Gestalt gemünzt hat, und steht unserer gläubigen Auffassung natürlich am nächsten um des Evangeliums willen. Die Griechen haben das Wort Aletheia, das aus dem *a* privativum und der Wurzel *letho*, *lanthano*, zusammengesetzt ist. Das bedeutet also, was nicht verborgen ist. Wie wir nun den griechischen Geist aus seiner abgeschlossenen Kultur kennen, appelliert dieser Ausdruck mehr an das verstandesmäßige Begreifen für seine Annahme. Der Hl. Geist hat das Wort aber in Christi und der Apostel Rede akzeptiert und ihm durch den evangelischen Inhalt seine biblische Bedeutung gegeben. Der Lateiner hat das Wort *veritas* und der Deutsche das entsprechende Wahrheit, die wir beide aus dem Sanskrit her auf eine Form des Verbums *sein*, *esse*, auf das, was wirklich ist, zurückführen können. Da handelt es sich also um eine tiefere philosophische Auffassung, und es bleibt zunächst im Zweifel, ob das verstandesmäßige oder das gläubige Auffassen bei der Annahme im Vordergrund steht. Der Angelsache hat das Wort *truth*, das auf die biblische Auffassung zurückgreift und dem deutschen Empfinden in Treue entspricht.

Wer denkt diesen tieferen psychologischen Dingen beim Gebrauch dieser Worte nach? Tatsache ist, daß die landläufige Sprache und Auffassung sich mit sehr unbestimmten Gefühlen in dieser Hinsicht

**Theologische Quartalschrift**, published quarterly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wis., at \$1.50 per year, in the interest of, and maintained by, the Ev. Luth. Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter May 14th, 1904, under Act of March 3rd, 1879. Acceptance for mailing at the special rate of postage, as provided for in Section 1103, Act of October 3rd, 1917, authorized August 26th, 1918.

zufrieden gibt. Der Zweifel regiert und läßt überhaupt kein großes festes zuversichtliches Leben aufkommen.

Demgegenüber appelliert, wieder um des Evangeliums willen, ein Wort der Schrift an unser Herz in seinem gläubigen Empfinden: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, und das geschieht durch Gnade.“

Die Jünger des Heilandes machen gar keine Redensarten über den Begriff Wahrheit, sondern geben sich mit der Sache selbst, nämlich mit dem Heil, ab. Sie stehen in ihrem Besitz durch den Glauben gewiß und fest da und setzen, wenn auch in Schwachheit, ihre ganze Existenz daran und hoffen zuversichtlich auf die Vollendung und haben so schon hier ein großes reiches wirkliches Leben.

In unserer Schule sind wir damit beschäftigt, Sie zu Verkündern der Wahrheit, nämlich des Evangeliums von Christo, zu erziehen. Im Unterricht spielt nun die vorhin bezeichnete äußerliche Begriffsarbeit um der vielen falschen Lehrauffassungen willen eine große Rolle. Nicht nur in den sprachlichen Erklärungen der Exegete und in den sauberen Begriffsbestimmungen und Begriffsverbindungen der Dogmatik, sondern auch in dem Sachunterricht der Geschichte kommt diese Tätigkeit immer wieder zur Anwendung. Aber das ist alles nur Mittel zu einem höheren Zweck, nämlich, um die Wahrheit unverfälscht an die Herzen für den Glauben heranzubringen.

Es ist gerade darum wohl passend, daß wir am Anfang unserer Jahresarbeit den Begriff der Wahrheit gegenüber dem, was man so landläufig dafür hält, herausstellen, um das Gebiet, auf dem man die Wahrheit zu suchen hat, den objektiven Inhalt der Wahrheit selbst und seinen Umfang und dann die Methode, wie man zur Wahrheit gelangt und weiter mit ihr umgeht, kennen zu lernen und zu erfassen.

In der 11. Schrift haben wir im 3. Kap. der Genesis eine Darstellung von der Entwicklung des Wahrheitsbegriffs, die in großer typischer Weise, wie in Steine gehauen, zeigt, wie die Sünde das menschliche Begriffsleben geschädigt hat, und wie Gott selbst dagegen die rechte Auffassung von der Wahrheit festgestellt hat. Lassen Sie mich in kurzen Umrissen darauf aufmerksam machen.



Wir finden da Adam und Eva im Stande der Unschuld, wie sie aus Gottes Hand hervorgegangen sind. Es ist wegen des seither in der Welt durch die Sünde verschobenen Begriffslebens schwer, sich von dem Geistesleben der ersten Menschen im Stande der Unschuld ein adäquates Bild zu machen. Wir wissen aber, daß die Menschen nach Christo, dem Ebenbilde Gottes, geschaffen sind. Nun bittet gerade Christus, als er, um das ursprüngliche Verhältnis zwischen Gott und den Menschen wieder herzustellen, in den Tod gehen will, von seinem Vater das eine Ding, daß die Seinen untereinander in Gott eins sein möchten, „gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir.“ Welches das vom Hl. Geist durch die Botschaft von Christi Werk geschaffene innere Wesen des Christen ist, wissen wir auch aus der Schrift. So dürfen wir wohl folgendes hier als der Sache entsprechend aussagen.

Das Geistesleben der ersten Menschen vollzieht sich in der Ruhe in Gott. Ihr Denken, Wollen und Fühlen, wie man das in der Psychologie zu Unterrichtszwecken auseinanderlegt, geschieht in seliger Harmonie und ist tatsächlich ein Ding. Dies Geistesleben geht vor sich, wie beim Kinde. Außerlich steht voraus das Begriffs- und Urteilbilden unter dem Eindruck, den die Außendinge auf die Sinne machen. Diese Außendinge sind das Paradies mit seinen herrlichen Gaben. Die hatte Gott dem Menschen zu Dienst gestellt. Dazu hatte er die beiden Menschen eins für das andere geschaffen. So hat Gottes Güte sich den Menschen offenbart. Daran haben die Menschen ihre Freude und haben sich gegenseitig lieb, wie Adam das aussprach. Und all dieses nehmen sie hin als aus Gottes Hand.

Aber die allbeherrschende Grundlage dieser Begriffsbildung ist das unmittelbare Vertrauen, in dem sie zu ihrem Gott und Schöpfer stehen. Das nimmt das Gefühl oder das Gemüt in Anspruch und ist die innerste Tiefe des Seelenlebens. Dieses äußert sich dann in der Liebe zu Gott. Und beide, Liebe und Vertrauen, beherrschen die intellektuelle logische Auffassung der Dinge, die den Menschen umgeben, und machen die Auffassung intensiv und korrekt, sodaß Adam den Dingen den richtigen Namen gibt und damit die Sprache schafft in höchster künstlerischer Tätigkeit. Bei all ihrem Auffassen ist Gott und das Vertrauens- und Liebesverhältnis zu Gott die Grundlage.

Das ist die Wahrheit. Das ist objektive Wahrheit, die sie freilich nicht mit dem logischen Verstand völlig fassen können, weil sie noch nicht durch alle Einzelheiten hindurch zu einer lückenlosen Reihe

von Vorstellungen, Urteilen und Schlüssen gekommen waren. Diese objektive Wahrheit ist die tatsächliche Wirklichkeit, die der ewigen göttlichen Idee des Schöpfers, der alle Dinge tut, und die auch dem Geil in Christo entspricht, das Gott von Ewigkeit in Christo beschlossen und in der Zeit durch Tod und Auferstehen seines Sohnes ausgeführt hat. Daher bleibt das gläubige Auffassen aller Dinge, auf Gott bezogen, das Ausschlaggebende für ihre Annahme. Das ist aber auch subjektive Wahrheit, denn der Verstand des Menschen mag heute darüber sagen, was er will; der Mensch wird immer nur das annehmen, was ihm Liebe und Güte erweist. Das tut er mit dem Vertrauen des Herzens. Und das ist auch biblische Wahrheit. Objektiv ist es die ewige Liebe Gottes; subjektiv ist es der Glaube, den der hl. Geist wirkt durch die Botschaft von dieser Liebe, die sich seit-her uns in Christo erwiesen hat. Und für uns ist diese Botschaft die Quintessenz der Wahrheit, an die wir all unser Wesen setzen.

Nun kommt der böse Geist, um das Werk Gottes zu zerstören. Wie macht er das? Achten Sie auf die infame Pfiffigkeit, mit der Satan seine Versuchung anstellt. Mit der Frage: „Ja, sollte Gott gesagt haben, ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?“ wendet er sich zunächst nicht gegen Gottes Rede, sondern gegen die sinnliche Auffassung der Menschen. Er erregt ihnen Zweifel an ihrem Gehör. Damit reißt er die innere Harmonie ihres Seelenlebens zusammen. Damit stört er zugleich die Ruhe dieses Geisteslebens in Gott. Er trifft die innerste Tiefe dieses Lebens, das unbedingte Vertrauen auf Gott, den Herzensglauben.

Er rückt das bewußte Verstandesleben so in den Vordergrund, daß es bei der weiteren Begriffsbildung sich dem Einfluß des unbedingten Vertrauens auf Gott entziehen will. So zerstört er die ursprüngliche von Gott geschaffene geschlossene Harmonie des Seelenlebens, soweit dieses in das Bewußtsein tritt. Auch heute noch denkt kein Mensch mit dem Verstande allein. Wille und Gefühl helfen immer mit, unbewußter Weise. Sobald die Seelentätigkeit ins Bewußtsein tritt, wehrt sich der Verstand gegen das Herz, daß es die objektive Wahrheit ergreife. Zu gleicher Zeit bestimmt die Sünde im Herzen den Verstand, daß er sich gegen die Wahrheit entscheide und sie nicht sehe. Das ist die Zerrissenheit unseres gegenwärtigen Seelenlebens.

Weil aber das Verhältnis der Menschen zu Gott auf diesem subjektiven Geistesleben ruht, so erregt der Teufel durch den Zweifel an

ihrem Gehör zugleich den Zweifel an der objektiven Wahrheit von der Liebe Gottes, die der Inhalt des Vertrauens war. Ich höre das aus Evas übertriebener Antwort heraus. Zwar läßt sich das logischerweise nicht aus der Rede Evas allein festlegen. Aber ich weiß etwas von der Wirkung schlauer Versuchungsrede auf die geheimsten Regungen der Seele im Gemüt. Es regt sich unbewußt der Unmut der Seele darüber, daß ihr etwas versagt ist. Und das spricht sich in Evas erster Antwort aus.

Darauf läßt auch die weitere Rede des Teufels schließen, mit welcher er anfängt, Gottes Wahrhaftigkeit anzugreifen. „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern Gott weiß, daß welches Tages ihr davon esset, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“ Diese freche Rede glaubt sich der Teufel jetzt leisten zu können, weil das Gemüt der Eva durch die Störung ihres Vertrauens dafür vorbereitet erscheint.

So lästert er nun Gott, indem er ihn der Lüge zeihet. Damit verdichtet er das angefangene Vertrauen auf des Menschen eigene diskriminierende Verstandestätigkeit, losgerissen vom Glauben. Zu wissen, was gut und böse ist, das ist die große Kunst; und dabei kommt weniger auf das gut und böse an als vielmehr darauf, daß der Mensch in seinem Wissen von Gott unabhängig und ihm gleich sei. Des Menschen Selbstucht wird erregt, und der Glaube wird noch weiter mit der ewigen Wahrheit von der Liebe Gottes in den Hintergrund gerückt, und an seine Stelle wird die alberne Unfähigkeit der Eitelkeit in den himmlischen Dingen gesetzt. Es ist auch heute noch nicht wahr, daß man mit dem Verstande allein Wahrheit ergreifen oder über ihre Annahme entscheiden kann. Wahrheit ist in letztem Grunde die Liebe, die ewige Liebe Gottes und alles, was im Menschenleben Liebe ist, die sich auf Gottes Liebe zurückführen läßt. Und die erfährt man nicht durch den Verstand allein, sondern hat sie erst dann und versteht sie auch erst dann, wenn man sie mit dem Herzen ergriffen hat.

So hat Satan also den Geist des Menschen von Gott und seiner Liebe abgelenkt und auf den Menschen selbst und auf den äußerlichen mechanischen Teil seines innern Leben, der sich mit Verarbeitung von sinnlichen Eindrücken abgibt, gelenkt. Auf die Weise ist nun das ganze Seelenleben des Menschen zur Lüge geworden. Es fehlt ihm die wahrheitsgemäße Grundlage, das Vertrauen auf Gott und die

Liebe zu Gott; es fehlt ihm die wahrheitsgemäße Methode, daß das verstandesmäßige Erkennen unter dem Gehorsam des Glaubens steht; und es fehlt ihm dann naturgemäß die objektive Wahrheit, an die er mit seinen Geistesmitteln garnicht mehr herankann. Die sinnlichen Dinge genügen ihm. Darum ist es nun auch nicht verwunderlich, daß der Eva, als sie sich der Versuchung preisgegeben hat, beim Anblick des bisher versagten Apfels das Wasser im Mund zusammenläuft und sie zur bösen Tat schreitet, mit der sie sich zugleich Gott gegenüber behaupten will. Auch das ist Lüge, mit der der Mensch sich selbst betrügt.

Das zeigt der Handel mit Gott am Abend in seinen weiteren nun offen heraustretenden Folgen. Adam versteckt sich vor Gott, der ihm in Liebe nachgeht, um zu suchen, was verloren ist. Was ist das für ein Mangel an Verständnis für die Güte Gottes und für die Unwissenheit des Schöpfers aller Dinge, den Adam doch in etwas aus seinem früheren vertrauensvollen Erkennen besser hätte verstehen sollen! Und nun die unfähige Antwort, mit der er um die Sache herumkommen wollte. Er habe sich geschämt wegen seiner Nacktheit. Er sagt etwas, das äußerlich eine gewisse Wahrheit enthält, und doch ist es nur eine Lüge, die das böse Gewissen verdecken soll. Welch ein Mangel an Selbstkritik! Als er damit nicht durchkommt, wird er dreist und greift Gott selbst an, der ihm das Weib gegeben. Er hätte doch wissen oder fühlen können, daß das nur umso schwereres Gericht herausfordert. Und was für ein Mangel an Verständnis für den höchsten menschlichen Begriff der Liebe des Mannes gegen sein Weib. Er gibt sie in Gottes Gericht dran, und bildet sich dabei ein, daß er sein Weib lieb habe. Wie ist dieser hohe Begriff, den alle Poesie der Menschen preißt, in Selbstsucht herabgewürdigt. Und auch die Eva; wie unfähig ist der Versuch, die Schuld auf die Schlange abzuwenden. Das Resultat des Ganzen ist absoluter Mangel an Fähigkeit für Wahrheit. Und das will nun die Wahrheit suchen und danach streben!

Auf dem Gebiet der Interessen seines sinnlichen Wesens sucht nun der Mensch die Wahrheit durch das bewußte verstandesmäßige Erfassen zu ergründen; und in Bezug auf die Dinge, die Gott und die Ewigkeit angehen, kommt er zu keinen klaren Anschauungen, weil die Angst vor dem Gericht und die knechtische Gesinnung ihn trotz der Verheißung vom Heil hindern, die rechte Grundlage des Glaubens wieder zu finden.

Auf den Glauben und nicht auf das vorwiegend verstandesmäßige Erfassen hat Gott die Aneignung der Wahrheit gestellt. Er gibt die Verheißung vom Heil, nicht in einer Darstellung, die an den diskriminierenden Verstand appelliert. Das verbot sich von selbst, weil Gott dazu den ganzen Verlauf der Weltgeschichte bis zur Erscheinung Christi im Fleisch hätte erzählen müssen. Und auch die hätte der Mensch jetzt als etwas Zukünftiges nur mit Hoffnung und Glauben fassen können. Sondern Gott gibt die Verheißung von der Vergebung der Sünden in dem großen poetischen Bilde vom Weibesamen und dessen Fersentisch, das sich schon in seiner äußeren Form an das vertrauensvolle Erfassen des Herzens wendet.

Auch das ist nicht explicite für das verstandesmäßige Ergreifen geredet. Die Vergebung der Sünden ist garnicht ausgesprochen. Gott hilft überhaupt nicht durch Reden, sondern durch Tun. Was er redet ist ein Zeugnis von seinem Tun. Er schafft das Heil. Und dies Heil schafft den Glauben daran. Die Liebe in Gottes Tun, die schafft das Vertrauen, wie so überhaupt nur Vertrauen in der Welt gewirkt werden kann. Nicht eine Theorie vom Heil, die man auf ihre verstandesmäßigen Begriffe und deren Zusammenhänge prüft, sondern eine geschichtliche Tatsache, die in Gottes tatsächlichem Sein begründet ist, und die man nur mit Vertrauen erfährt und mit Glauben begreift und annimmt; das ist das Evangelium. Nicht eine magische Kraft in der Rede, sondern die wahrhaftige Liebe, die aus der Rede spricht, ist das Glauben schaffende Prinzip. So hat Gott uns selbst gezeigt, was Wahrheit ist, und wie man mit der Wahrheit umgeht.

Die Wahrheit ist zunächst nicht auf die sinnlichen Dinge beschränkt, daß wir sie mit den Sinnen erfassen könnten; denn dann wären die Tiere und die Wilden uns weit voraus. Sondern sie ist etwas unendlich viel Höheres. Wahrheit ist aber auch nicht das, wie es die Idealisten in dem Kartesianischen Satz bestimmen: „Was klar ist, das ist wahr.“ So käme die Wahrheit auf eine logische hypothetische Denkform ohne Inhalt hinaus, und dann würde man den Inhalt der Wahrheit spekulativ konstruieren wollen, und das ist bisher der ganzen Welt nicht gelungen. Sondern die Wahrheit besteht in Tatsachen, die wir schließlich nur hinnehmen können. Es sind aber wieder nicht beliebige Tatsachen, wie sie die Menschen hinnehmen, die Wahrheit. So ist es z. B. eine Tatsache, daß die Menschen um der Sünde willen verdammt sind. Aber so isoliert, wirkt sie als Lüge. Sondern Wahrheit ist die Tatsache, auf die alle Dinge im Himmel

und auf Erden zurückzuführen sind. Das ist die ewige Liebe Gottes in Christo Jesu. Das war für den ersten Menschen im Stande der Unschuld die Schöpfung Gottes. Für uns Sünder ist es die Tatsache, daß wir verdammte Menschen durch unsern Heiland erlöst sind. Darauf und darin bestehen alle Dinge, und nur so erfährt sind alle Dinge auch Wahrheiten; anders erfährt wirken sie immer als Lüge.

Wenn wir nun so die Wahrheit lehren, dann liegt es auch jetzt noch nach der Idee des Geisteslebens so, daß es nur nötig wäre, daß die Wahrheitstatsachen richtig gesagt werden. Selbst nachdem diese Tatsachen durch falsche Lehren so vielfach entstellt sind, sollte es heute noch zum Besitz derselben genügen, daß sie richtig vorgetragen werden dadurch, daß die einzelnen Begriffe richtig definiert und in den richtigen Zusammenhang gesetzt werden. So käme das Evangelium zum richtigen Gehör und würde sich dann selber in den Herzen Glauben schaffen.

Es wird aber die entsprechende Arbeit einen großen Teil unserer Zeit und Kraft in Anspruch nehmen; denn gerade die Verstandesarbeit, von der Satan und die Welt soviel Wesens machen, ist sonderbarerweise diejenige, die am schwersten eingehen will, weil eben das Herz von Natur dazu nicht recht eingestellt ist. Daher müssen sich alle Menschen mit soviel Mühe durch soviel Irrtum hindurch im Laufe von Jahrtausenden ihre kleinen Erkenntnisse zusammensuchen. An der Mühe haben wir Christen auch noch Teil. Und dann meint mancher leicht, daß das die Hauptsache sei.

Auf der andern Seite lehrt uns das Evangelium wie auch die christliche Erfahrung, daß auch beim gläubigen Christen der Hauptsache immer im Glauben, im Vertrauen einsetzt, sodaß da der Hauptmangel unserer Heiligung liegt. Der Idee nach ist der Glaube im Seelenleben des Christen das leichteste Ding, denn das brauchen wir nicht zu machen, sondern der Hl. Geist besorgt das selbst durch die Botschaft der Wahrheit. Und doch mahnt der Apostel wieder, „Strebet nach den besten Gaben.“ Von Natur tun wir das nicht. Das „Eritis sicut Deus“ verfolgt uns heute noch, und darum wollen auch wir Christen uns nicht mit dem Glauben begnügen. Daher erfahren wir so wenig, was für ein großes herrliches Gott gefälliges Ding der Glaube ist. Daher dringen auch die Wenigsten in die Tiefe der größten Menschenweisheit, die Seelenkunde, ein und können nicht

fassen, daß man durch Glauben nach dem Glauben streben kann. Und darin faßt sich doch die Ausrüstung der Gottesmenschen, der Theologen zusammen: in Gotteskenntnis und Menschenkenntnis, und beides durch den Glauben.

Darum warten Sie mit dem Glauben nicht, bis Sie mit dem Verstande sich eine vermeintlich lückenlose Reihe von Begriffsverbindungen angeeignet haben. Auf die Weise würde kein Kind und kein einfältiger Mensch selig werden. Und doch schreibt der Heiland gerade diesen die Seligkeit zu. Greifen Sie vielmehr gerade zum Zweck ihres Studiums zu, sobald und wo immer die Gnade Gottes in dem, was ihnen vorgetragen wird, an Ihr Herz rührt. Hören Sie des Heilandes Stimme. Dann haben Sie sie, und dann werden Sie viel leichter und viel schneller zum begrifflichen Verständnis der Wahrheit kommen, als wenn Sie auf den öden Verstand warten.

Dadurch wird dann das Höchste im Menschenleben an Ihnen gesehen: das Herz, das innerste Leben wird umgestaltet. Glaube ist nach dem hebräischen *amunah* und dem lateinischen *fides* und dem angelsächsischen *truth* identisch mit Treue. Das wird unmittelbar Ihrem Studium dienen. Es wird Ihnen die mühselige Verstandesarbeit nicht nur leichter machen, sondern Sie werden sie mit Treue in tüchtiger Arbeit überwinden und so gerade von der Arbeit Segen haben. Was man so mit Arbeit erworben hat, ist viel tiefer, fester, ausdauernder und zuverlässiger als das, was einem so anfliegt.

Aber noch etwas Höheres werden Sie erfahren. Sie werden die Wahrheit zu ihrem höchsteigenen Besitz bekommen. Nicht nur in der Weise, daß Sie durch den Glauben die Liebe Gottes und den Frieden mit Gott haben, sondern daß die Liebe Gottes ein Teil Ihres persönlichen Wesens wird. Sie werden Gott lieben und auch die Menschen. Auch das ist Gottes Gnade. Und so werden Sie das eigentliche Verständnis für Gott und Menschen bekommen, daß wir Sünder durch unsern Heiland selig werden. So haben Sie die Wahrheit, für die Sie sich mit Ihrer ganzen Existenz einsetzen können. Das ist die Ausrüstung für das größte Kunstwerk, das es gibt: aus verdamnten Sündern selige und heilige Gotteskinder machen. Das ist Ihre hohe Aufgabe. Gott gebe Ihnen dazu seinen Segen.

Joh. P. h. Rö h l e r.

## Das christliche Erziehungsziel? \*

Man hat sich in den letzten Jahren in unsern Kreisen viel mit Erziehungsfragen beschäftigt; abgesehen etwa von der Urzeit, in der es galt, im neuen Lande ein neues Schulwesen aufzubauen, wohl mehr als je. Und soweit sie das Elementarschulwesen betrafen, haben selbst in jener Zeit Erziehungsfragen bei uns keine große Rolle gespielt. Was auf diesem Gebiete geschah, hat zu sehr den Charakter des Zufälligen, durch lokale Verhältnisse Veranlaßten und durch die Not Gebotnen, als daß er für eine Frucht eingehender Beschäftigung mit Erziehungsfragen gelten könnte. Wenn dennoch in der Urzeit in unsrer Elementarschule teilweise Erfreuliches geleistet wurde, so kam es zum großen Teil daher, daß man fertige Anschauungen über Erziehung von drüben mit herübergebracht hatte, und daß deutsche Schulmeister der Mehrzahl unsrer Schulen vorstanden. Etwas anders lag die Sache bei der Einrichtung von hohen Schulen. Als unsre hiesige Schule (das Watertowner College) ins Leben gerufen wurde, mußte es zu einer Auseinandersetzung mit Erziehungsfragen kommen. Hier handelte es sich nicht um eine lokale, sondern um eine synodale Angelegenheit; hier konnte nicht ein Pastor, wie meist in der Gemeinde, das entscheidende Urteil abgeben, sondern die Frage, welche Gestalt der geplanten Schule zu geben sei, mußte von einer Anzahl von Pastoren und intelligenten Laien entschieden werden. Da mußten die Geister aufeinander plagen und die Meinungsverschiedenheiten zum Austrag gebracht werden. Zu einer intensiven Beschäftigung mit Erziehungsgrundsätzen scheint es da freilich zunächst auch nicht gekommen zu sein. Die Ankündigung des ersten Verwaltungsrats, daß die neue Schule „deutsche Gründlichkeit mit amerikanischem praktischen Sinn verbinden werde,“ läßt eher auf einen schnell erzielten Kompromiß als auf eine eingehende Auseinandersetzung mit den Grundfragen schließen; erst unter dem dritten Präsidenten der Anstalt scheint es zu einer solchen gekommen zu sein. Dann traten

---

\*) Die folgenden Ausführungen über das christliche Erziehungsziel lagen der Professorenkonferenz in Watertown im April dieses Jahres zur Besprechung vor und werden auf deren Wunsch veröffentlicht.



Erziehungsfragen auf längere Zeit in den Hintergrund. Als dann in den achtziger Jahren die Herbart'sche Pädagogik sich bei uns Bahn brach, waren es mehr Fragen des Unterrichts, speziell der Methodik, als Fragen der Erziehung, mit denen man sich beschäftigte, und naturgemäß fast ausschließlich in der Lehrerwelt. Später führte die Gründung der luth. Hochschule in Milwaukee zu einer gründlichen Besprechung pädagogischer Grundfragen, jedoch nur in engerem Kreise. In den letzten Jahren wird jedoch der christlichen Erziehung und Erziehungsfragen wieder ein allgemeineres Interesse entgegengebracht. Davon zeugen in unsrer Synode u. a. die Einsetzung eines Erziehungs Komitees, das sich mit dem gesamten höhern Schulwesen unsrer Synode vertraut machen und der Synode Vorschläge zu seiner Hebung machen sollte, die Einführung synodaler Schulvisitation, die Beteiligung an intersynodalen Schulkonferenzen, wie auch Konferenz- und Synodalreferate und Artikel in unsern Zeitschriften über pädagogische Themen. Das dürfte wohl für ein gutes, hoffnungsvolles Zeichen gelten. Eine Kirche, die sich mit wirklichen Erziehungsfragen beschäftigt, ist noch nicht abgestorben, noch nicht völlig im Materialismus versunken oder verknöchert; sie hat noch Güter, die ihr teuer und wert sind, und die sie darum den Nachkommen erhalten möchte.

Unter allen Erziehungsfragen ist aber die wichtigste die, wozu man erziehen soll. Ehe sie beantwortet ist, haben andere nicht viel Sinn. Sie ist für uns von besonderer Wichtigkeit in dieser Zeit. Der Weltkrieg hat vielfach mit alten Anschauungen aufgeräumt. Auch die alten Erziehungs Ideale sind vielen fraglich geworden. In Deutschland vor allen Dingen, aber auch vielfach hier will man der Erziehung neue Ziele stecken. Die Kirche bleibt von solchen Zeitströmungen nicht unberührt. Dazu kommt, daß wir in der Übergangsperiode stehen. Der Übergang ins Englische bedeutet für uns nicht nur, daß wir in absehbarer Zeit im kirchlichen Leben nur noch englisch reden, sondern auch daß wir uns mehr und mehr amerikanisieren, amerikanischen Sitten und Anschauungen anpassen. Die Erziehungs Ideale unsres Landes und die unsrer Kirche sind aber nicht dieselben. Je weiter wir daher in der Amerikanisierung fortschreiten, desto mehr werden die letzteren angefochten werden. Aus diesem Grunde ist es nötig, daß besonders diejenigen unter uns, die zur Erziehungsarbeit in Gemeinde und Synode berufen sind, sich völlig darüber klar sind, was diese bezweckt. Aber auch wenn wir uns über das Ziel der Erziehung

einmal völlig klar geworden sind, müssen wir doch immer wieder an dasselbe erinnert werden; denn es ist eine zwar merkwürdige, aber unleugbare Tatsache, daß viele nichts leichter aus den Augen verlieren als das Ziel, welches sie sich gesteckt haben. Ganz besonders ist dies der Fall, wenn der Weg zum Ziel, wie in der Erziehung, ein langer ist und viele Zwischenstationen aufzuweisen hat; die vielen Mittelziele verdunkeln oft das Endziel. Möchte diese Arbeit und die sich anschließende Besprechung etwas dazu beitragen, daß wir das Ziel unsrer Arbeit klar sehen und im Auge behalten. — Die nun folgenden Ausführungen über das christliche Erziehungsziel gruppieren sich um drei Sätze:

- 1) Nur der Christ kennt ein zu allen Zeiten feststehendes befriedigendes Erziehungsziel.
- 2) Das christliche Erziehungsideal ist eine Persönlichkeit, deren ganzes Innenleben von der Erkenntnis Christi beherrscht wird.
- 3) Zwischen der christlichen und der weltlichen Erziehung ist darum eine unüberbrückbare Kluft beseitigt.

#### 1.

Wer in seinem Berufe etwas ausrichten will, muß vor allen Dingen wissen, was er will, muß sich ein Ziel stecken und es unablässig verfolgen. Das muß auch der Erzieher, wenn ihm sein Werk gelingen soll. Es muß ihm bei seiner Arbeit beständig ein bestimmtes Erziehungsideal vor Augen stehen; das Bild des Menschen, wie er sein sollte, muß er im Geiste schauen; er muß sich dessen klar bewußt sein, was er aus seinem Zögling machen soll. Welches ist nun das Ziel, das der Erzieher sich vorstecken und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu erreichen trachten muß? Nur der christliche Erzieher weiß auf diese Frage eine befriedigende Antwort; der nichtchristliche, weltliche Erzieher weiß weder ein bestimmtes, zu allen Zeiten feststehendes noch befriedigendes Erziehungsziel. Das liegt in der Natur der Sache. Was heißt erziehen? So verschieden der Begriff auch definiert wird, so dürften doch wohl alle Richtungen der Formel zustimmen können: Erziehen heißt, durch planmäßiges Einwirken auf einen noch unfertigen Menschen seine Anlagen und Kräfte so entwickeln, daß er eine Persönlichkeit wird, die imstande ist, ihre Lebensaufgabe zu erfüllen. Was ist aber die Lebensaufgabe des Menschen? Nur der Christ kennt sie; nur ein christlicher Erzieher kann im Einklang mit

ihr das Erziehungsziel bestimmen; nur er kennt darum ein bestimmtes, zu allen Zeiten feststehendes und befriedigendes Erziehungsziel. Die Erziehungsziele, welche die Welt sich steckt, können keinen denkenden Menschen befriedigen, weil ihre Auffassung vom Menschen und seiner Aufgabe keine befriedigende ist. Wer nicht weiß, wozu der Mensch da ist, kann auch nicht wissen, wozu er ihn erziehen soll; seine Bestimmung des Erziehungsziels wird daher immer eine mehr oder weniger willkürliche, von Zeit zu Zeit sich wandelnde und keine feststehende sein. Wir finden darum, daß die weltlichen Erzieher alter und neuer Zeit in ihren Ansichten über das Erziehungsziel weit auseinander gehen. Es lassen sich jedoch zwei Hauptrichtungen unter ihnen unterscheiden: Die einen vertreten utilitaristische, die andern humanistische Erziehungs Ideale. Selbstverständlich treten auch beide Anschauungen in innigster Verquickung auf, wie denn auch Utilitarismus und Humanismus viele Berührungspunkte haben. Aus diesem Grunde sehen wir auch davon ab, die namhaftesten weltlichen Pädagogen zu nennen und sie einer der genannten Richtungen zuzuzählen.

Der **Utilitarismus** beherrscht gewöhnlich die Pädagogik eines kraß materialistischen, leicht rationalistischen Zeitalters. Wenn der Mensch keinen Schöpfer hat, der seinem Leben Zweck und Ziel gegeben; wenn er das Werk des Zufalls und eine Eintagsfliege ist, die heute ins Dasein tritt und morgen, ohne eine Spur zu hinterlassen, vergeht; wenn es kein Leben jenseit des Grabes, keine Verantwortung, keine vergeltende Gerechtigkeit gibt und der Mensch kein anderes Glück zu erwarten hat als das, welches er sich hier erringt: dann können nur Nützlichkeitsgründe das Erziehungsziel bestimmen, dann erscheint die Erziehung als die rechte, welche dem Menschen den größten Nutzen bringt, ihm zum höchsten Glücksgenuß verhilft in dieser Zeit. Und wenn die Vernunft das Maß aller Dinge ist, die höchste Richterin in allen Lebensfragen, vor der alle andern Stimmen im Innern des Menschen verstummen müssen, dann wird die Summe aller Lebensweisheit immer sein: Gut ist das, was nützt. Die Frage: Was nützt denn, oder was nützt am meisten? ist damit freilich noch nicht entschieden. Sie wird von utilitaristischen Pädagogen immer wieder aufs neue erörtert und sehr verschieden beantwortet. Die einen denken an den allerunmittelbarsten Nutzen, die andern haben einen etwas weiteren Blick; die einen haben vorwiegend den Nutzen des zu Erziehenden im Auge, die andern den der ganzen menschlichen Gesellschaft oder einer Gruppe derselben.

Wenn man von der heutigen Volksschule Deutschlands unter sozialistischem Regime absieht, kann man wohl sagen, daß der Utilitarismus nirgends in solchem Maße das Schulwesen beherrscht wie in unserm Lande. Es fehlt freilich nicht an amerikanischen Schulmännern, die das beklagen und verurteilen. Aber der große Haufe kleinerer pädagogischer Lichter und vor allen Dingen auch unser Volk im allgemeinen verlangt eine Schulung und Erziehung, die unmittelbar auf das praktische Leben vorbereitet und den Zögling in den Stand setzt, möglichst bald aus seiner Erziehung Nutzen zu ziehen, d. h. möglichst bald und möglichst viel Geld zu verdienen. Schon die Jugend ist vielfach von dieser Gesinnung angesteckt; sie will nichts mehr lernen, was nicht unmittelbaren Nutzen bringt. Sehr eingehend behandeln darum amerikanische Lehrbücher der Didaktik die Frage, wie man den Schüler für die einzelnen Lehrfächer interessiere, und es ist manchmal geradezu ergötlich, wie viele motives of interest man heraussüßelt, um den vierzehn-, zehn-, sechsjährigen Schüler zu überzeugen, daß der Unterricht im Rechnen, Schreiben, Lesen u. s. w. ihm nütze, und ihn zu bewegen, dem Lehrer ein geneigtes Ohr zu schenken. Nirgends beginnt man darum auch mit dem Fachunterricht so früh wie bei uns. Sich eine gute allgemeine Bildung zu erwerben, gilt für Zeitbergeudung; selbst die Elementarschule möchte am liebsten schon Fachunterricht geben. Viele unserer Pädagogen möchten alle formal bildenden Unterrichtsfächer abgeschafft sehen, weil sie nicht unmittelbar aufs Leben vorbereiten. Vor allen Dingen den Unterricht in den alten Sprachen, in welchem sie eine unverantwortliche Zeitbergeudung sehen. Denn, sagen sie, wer spricht heutzutage diese Sprachen? Wie viele Dollars verdient man in irgendeinem Berufe mehr, wenn man Latein oder Griechisch kann? Das Studium der alten Sprachen ist daher auf amerikanischen Schulen so in Verfall geraten, daß oft kaum einer aus hundert Studenten sich damit beschäftigt. Und wo es noch beibehalten wird, hat man ihm vielfach eine Gestalt gegeben, in der es unmittelbaren Nutzen verspricht. Man treibt etwa zwei Jahre Latein, um die Sprachwurzeln kennen zu lernen, denen ein großer Teil des englischen Wortschatzes entsprossen ist; oder man macht einen Kursus in Business Latin durch, bei welchem Gewicht auf den lateinischen Wortschatz gelegt wird, welchem ein großer Teil der englischen Geschäftsterminologie entstammt. Ebenfowenig Gnade findet das Studium moderner Sprachen in den Augen mancher amerikanischen Schulmänner, es sei denn, daß einem unmittelbar praktischen Zwecke damit

gedient wird. Wenn während des Krieges gegen die Fremdsprachen geeifert wurde, so lag dem zwar ohne Zweifel zum großen Teil Haß, Abneigung gegen alles Nichtamerikanische zugrunde; zum geringeren Teil war es aber wohl auch auf die pädagogischen Ansichten vieler unsrer Mitbürger zurückzuführen, die nicht verstehen können, welchen Wert und Nutzen irgendeine Sprache neben der englischen haben kann. Es würde zu weit führen, wollten wir noch an der Bewertung anderer Schulfächer nachweisen, wie der Nützlichkeitsgedanke das Schulwesen unsers Landes zum großen Teil beherrscht. — Andre Utilitaristen denken bei der Bestimmung des Erziehungsziels weniger an den Nutzen eines Einzelnen, des Schülers, als an den einer Gruppe von Menschen, der Community, des Staates. Diese pädagogische Richtung hat bei uns seit dem Kriege viele Anhänger gewonnen. Der Mensch als Einzelwesen, als Persönlichkeit, gilt bei ihnen nicht mehr viel; die Community, der Staat ist alles. Man spricht es jetzt offen aus, daß die Schule um des Staates willen da sei und die eine Aufgabe habe, gute Bürger für den Staat zu erziehen. Wie die pädagogischen Zeitschriften unsres Landes während des Krieges vielfach den engsten und gehässigsten Nativismus predigten, so predigen sie jetzt, daß der Staat alles in allem sei, daß alle Kräfte und Gaben, die sich in seinem Bereiche zeigen, ihm nutzbar gemacht, daß die einzelnen Bürger sowohl wie alle Verbände von Bürgern, alle politischen, religiösen und sonstigen Gesellschaften seiner Verherrlichung und der Wahrung seiner Macht dienen müssen. Das Erziehungsideal ist ihnen daher der loyal citizen, 100 percent American, der auf alles, was nicht amerikanisch ist, mit souveräner Verachtung herabblickt; dem der amerikanische Staat der höchste Gott ist, auf dessen Altar man alles, auch seine religiösen Überzeugungen, mit derselben Bereitwilligkeit opfern muß, mit der „der größte Amerikaner und Staatsmann“ seine vierzehn Punkte dem Universalstaate, der Nationenliga, geopfert hat.

Solche Erziehungsziele befriedigen nicht. Das lehrt schon die Erfahrung. Sie sind ja keine Errungenschaft unsrer Zeit oder unsres Landes. Die Idee des souveränen, alles überschattenden Staates, sei es des monarchischen, sei es des demokratischen, dem auch die Erziehung der Jugend ausschließlich dienen muß, ist uralte. Man denke nur an das alte Sparta. Wohl nirgends ist der Gedanke, daß der Staat alles in allem ist, konsequenter durchgeführt worden und das ganze Erziehungswesen so von ihm beherrscht gewesen wie dort. Und

die Ansicht, daß die Erziehung sich das Ziel stecken müsse, dem einzelnen Menschen und damit der Menschheit, nicht einem bestimmten Staate, zu nützen, zu nützen im eudämonistischen Sinne des Wortes, ist auch nicht neu; sie hat schon des öfteren die pädagogische Welt beschäftigt. Man denke z. B. an die Erziehungslehre Basjedows, die sich abgesehen davon, daß sie die Schule nicht zunächst in den Dienst des Staates stellt, sondern sie der ganzen Menschheit nutzbar machen will, in allen Hauptzügen mit unserer Staatschulpädagogik deckt. Auch sie vertritt rein utilitaristische Erziehungsziele; auch sie will Verstandesmenschen erziehen mit Vernachlässigung des Gemüts; auch hier findet man eine gewisse Abneigung gegen das Erlernen fremder Sprachen, es sei denn zu utilitaristischen Zwecken, und einseitige Betonung der Realkien; ebenso die Ansicht, daß der Schüler alles spielend lernen könne und keine ernste Arbeit nötig sei; selbst die sexuelle Aufklärung fehlt nicht, von der die Staatschule in jüngster Zeit eine ungewöhnliche Hebung der sexuellen Moral erwartet gemäß ihrem Aberglauben, daß das Wissen bessert. Aber hat der pädagogische Utilitarismus je befriedigt? Wen könnte eine Erziehung für den Staat befriedigen, bei der alles auf den Kopf gestellt wird! Der Staat ist um des Einzelnen willen da und nicht der Einzelne um des Staates willen. Was hilft mir der Ruhm, einem großen und mächtigen Staate anzugehören, wenn ich ihm alles opfern muß, was mir lieb und wert, heilig und teuer ist: meine Freiheit, meine Überzeugungen, mein Gewissen, meine Religion? Auch der pädagogische Utilitarismus in irgendeiner andern Gestalt hat auf die Dauer nie befriedigt. Er führt schnell zum sittlichen Bankerott und erfüllt ernste Gemüter mit Ekel. Er hat daher auch immer bald abgewirtschaftet, wie z. B. auch die Basjedowsche Pädagogik. Unter allen Erziehungstheorien ist er die oberflächlichste und seichteste. Seine Ziele sind in Wirklichkeit keine Erziehungsziele, die zu ihrer Verwirklichung aufgewandte Mühe in Wirklichkeit keine Erziehungsarbeit. Erziehen heißt den Menschen ausbilden, seine Anlagen, Kräfte, Fähigkeiten entwickeln zunächst im Interesse seiner Persönlichkeit. Aber einzelne seiner Gaben und Anlagen entwickeln, um sie zu politischen oder kommerziellen Zwecken ausbeuten zu können, ist ebensowenig erziehen, wie eine Geschäftsanzeige in Reime fassen dichten ist. Und hat das Leben des einzelnen Menschen wie das der Menschheit überhaupt keinen Zweck, wie die utilitaristischen Erzieher annehmen, so ist jedes Erziehungsziel, das dem Einzelnen oder der Mensch-

heit im allgemeinen nützen will, im letzten Grunde eitel und kann ebensowenig befriedigen wie das Erbauen einer Maschine, die keinem erkennbaren Zwecke dient.

Auch der **Humanismus** weiß kein befriedigendes Erziehungsziel. Ich rede natürlich von Humanismus im philosophisch-ethischen Sinne des Wortes, — von dem Humanismus, der eine anthropozentrische Weltanschauung hat, dem der Mensch das Maß aller Dinge ist, der das Menschentum verherrlicht und an seiner Vervollkommnung mit menschlichen Mitteln arbeitet. Man muß zugestehen, daß die humanistische Pädagogik vor der rein utilitaristischen etwas voraus hat; daß ihre Lebensauffassung nicht ganz so ekelhaft ist wie die jener; daß ihre Erziehungsziele sich besser begründen lassen. Die humanistische Pädagogik kann sagen: Ob der Mensch einen Lebenszweck hat oder nicht, wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß die schöpferische Kraft, die ihn ins Dasein rief, ihn zu einem vernünftigen, sittlichen, ästhetischen, nach Glückseligkeit dürstenden Wesen gemacht und ihm Anlagen verliehen hat, die der Entwicklung fähig sind. Daher ist es vernunftgemäß, wenn die Erziehung sich das Ziel steckt, seine Anlagen zu entwickeln und einen echten Menschen aus ihm zu machen, in dem alle Anlagen und Kräfte harmonisch ausgebildet sind, der darum für alles Menschliche Verständnis hat und mit Terenz sagen kann: *Nihil humani a me alienum puto*, und der Dank der harmonischen Ausbildung seiner Anlagen imstande ist, den vollen Reichtum der von der Menschheit erarbeiteten idealen Güter in sich aufzunehmen und zu der innern Harmonie zu gelangen, die ein volles Maß menschlichen Glücks verbürgt. — Mein, so herrlich dies Erziehungsziel auf den ersten Blick erscheint und so vernünftig seine Begründung, es kann doch keinen Menschen befriedigen. Abgesehen von allen andern Gründen, die zum teil schon bei der Beurteilung des Utilitarismus angeführt worden sind, schon deswegen nicht, weil der Humanismus uns kein Mittel an die Hand gibt, es zu verwirklichen. Die innere Freiheit und Harmonie, von der der Humanismus redet, hat keine humanistische Erziehung je zustande gebracht. Der Humanismus geht von falschen Voraussetzungen aus. Er kennt den Menschen nicht. Er setzt sittliche Kräfte voraus, die gar nicht vorhanden sind und darum auch nicht entwickelt werden können. Es ist nicht wahr, was der Humanist Schiller sagt: Der Mensch ist frei, und wär er auch in Ketten geboren. Alle Menschen sind von Natur Knechte der Sünde und unter die Sünde verkauft. Der Humanismus übersteht das erbfindliche Verderben;

vergißt, daß „durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen“; daß der Mensch, wie er in diese Welt geboren wird, bereits mit fremder Schuld beladen ist und in seinem Leben Schuld auf Schuld häuft; daß das Bewußtsein dieser Schuld es zu keiner innern Harmonie, zu keinem Frieden, zu keinem Glücksgenuß kommen läßt. Selbst der Mann, zu dem die modernen Humanisten ehrfurchtsvoll aufblicken als zu dem Urbild menschlicher Vollkommenheit, als zu einer Art Übermenschen, — selbst Goethe hat trotz aller Versuche, die durch die Sünde gestörte innere Harmonie durch Betäubung des Gewissens wiederherzustellen, es nie ganz fertig gebracht; die Genüsse, welche dieser Meister humanistischer Lebenskunst sich auf Kosten anderer zu verschaffen mußte, hatten oft einen häßlichen Bei- und Nachgeschmack, der sich nur schwer hinwegdichten ließ, und er bekennt selbst an seinem Lebensabend, daß er in 75 Jahren kaum vier Wochen eigentlichen Behagens gehabt habe; daß sein Leben das ewige Wälzen eines Steins gewesen sei, der immer gehoben sein wollte. Daß der Humanismus nicht leistet, was er verspricht; daß er eine saft- und kraftlose Hypothese ist, welche die Probe nicht besteht; daß er aus schönen Redensarten besteht, hinter welchen sich oft die schamloseste Heuchelei verbirgt: das hat in jüngster Zeit der Weltkrieg zur Genüge bewiesen. Waren es doch gerade die Leute, welche das Menschentum verherrlichten und den Humanismus an die Stätte des Christentums gesetzt wissen wollten, die alle Lehren des Humanismus mit Füßen traten und ihre Aufgabe darin sahen, Haß und Feindschaft und die unglaublichste Engherzigkeit zu predigen und für die einseitigste Schulung und Erziehung einzutreten. Und was hat der Humanismus in unserm öffentlichen Schulwesen geleistet, wo er neben dem Utilitarismus gepflegt wird? Er ist gewogen und zu leicht erfunden worden. Blicken doch unsre besten Schulmänner mit banger Sorge in die Zukunft und erklären, man müsse Wandel schaffen, für eine bessere Erziehung unsrer Jugend sorgen, als die Staatschule sie bisher geboten habe, wenn unserm Lande die bürgerlichen Tugenden erhalten bleiben sollen, ohne die unsre republikanischen Einrichtungen dem Untergang geweiht sind.

Wenn nun weder der Utilitarismus noch der Humanismus ein befriedigendes Erziehungsziel finden kann, so ist bewiesen, daß das Licht der Vernunft keins zu finden imstande ist. Denn wer nach dem Lichte der Vernunft allein feststellen will, wozu der Mensch erzogen werden sollte, dem stehen doch nur die beiden Wege offen, von denen



den einen der Humanismus, den andern der Utilitarismus geht: er muß entweder den Menschen studieren und darauf achten, auf welches Ziel seine Anlagen hindeuten, oder er muß sich bei der Feststellung des Erziehungsziels durch die Umgebung bestimmen lassen, in welcher der Zöling leben soll, und ihn dieser durch die Erziehung so anzupassen suchen, daß er entweder Nutzen aus seiner Umgebung zieht oder seine Umgebung aus ihm, ohne Rücksicht darauf, ob dabei seine Anlagen harmonisch ausgebildet werden und sein Menschentum zu seinem Rechte kommt.

Nur der christliche Erzieher kennt ein befriedigendes Erziehungsziel. Nur er, weil er allein eine befriedigende Auffassung vom Menschenleben hat. Er allein kennt den Menschen, den er erziehen soll, und den Zweck, zu welchem ihn sein Schöpfer ins Dasein gerufen. Er allein kennt auch die großen Hindernisse, welche zwischen ihm und seinem Ziele stehen, und zugleich das Mittel, durch welches sie überwunden werden können. Er allein kann sich daher ein Erziehungsziel stecken, das weder zu hoch noch zu niedrig ist, — ein Ziel überaus herrlich und doch erreichbar. Und dieses Ziel ist ein ganz bestimmtes, für alle Zeiten feststehendes. Denn nicht der Mensch hat es erforscht, der da irrt, so lang er strebt; nicht das Ergebnis ungewisser Vernunftschlüsse ist es und leicht täuschender Erfahrung: Gott, dem alle seine Werke bewußt sind von der Welt her, der den Menschen geschaffen und ihm einen bestimmten Platz in seinem Weltplan zugedacht hat, und der nicht ein Mensch ist, daß ihn etwas gereue, hat es ihm geoffenbart in seinem untrüglichen Wort.

## 2.

**Welches ist nun das christliche Erziehungsziel?**

Man kann es auf verschiedene Weise aus der Schrift gewinnen. Da Gott den Menschen zu einem bestimmten Zweck geschaffen, ihm eine bestimmte Aufgabe zugedacht hat, so verfolgt der Erzieher das rechte Ziel, der den Daseinszweck des Zöglings im Auge behält und ihn für die ihm von Gott bestimmte Aufgabe tüchtig zu machen sucht. Man kann daher das Erziehungsziel aus den Schriftstellen gewinnen, die vom Daseinszweck des Menschen direkt oder indirekt handeln. Der Kürze wegen sei nur auf eine dieser Stellen hingewiesen: 1. M. 1, 27. Nach dieser Stelle hat Gott den Menschen zu dem Zweck geschaffen, daß er sein Bild sei und seine Tugenden widerspiegele. Da nun der Mensch beim Sündenfall das göttliche Ebenbild verloren hat, dies

aber dank der Erlösung durch Christum wiedererlangen kann, so kann man sagen, das Ziel aller christlichen Erziehung sei die Erneuerung des göttlichen Ebenbildes im Menschen, von der Stellen wie Eph. 4, 23, Kol. 3, 11 handeln. In derselben Weise können die Stellen, welche vom Zweck unsrer Erlösung und unsrer ewigen Wahl handeln unserm Zwecke dienen, — Stellen wie Eph. 2, 10; 1. Pet. 2, 9—10; Eph. 1, 4—12; Tit. 2, 14 u. a. Man kann sodann die Stellen hier zu Rate ziehen, die direkt von der Erziehung handeln, sei es von der Erziehung der Jugend, sei es von der des Menschen im allgemeinen. Zwei Stellen kommen hier besonders in Betracht: 2. Tim. 3, 15—17 und Titus 2, 11—14. Nach der ersten Stelle, die besonders von der Erziehung der Jugend (*ἀπὸ βρέφους*) und von der des Predigers (*ὁ τοῦ θεοῦ ἄνθρωπος*) handelt, wäre das Erziehungsziel die Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum und das Geschicktein zu allem guten Werk. Die zweite Stelle handelt von der Erziehung (ob man *παιδεύουσα* mit **erziehen** oder **züchtigen** übersetzt, bleibt sich für unsern Zweck gleich) des Menschen überhaupt. Die göttliche Gnade, sagt Paulus, verfolgt ein zweifaches Erziehungsziel: 1. mit Rücksicht auf **diese** Welt, daß wir in ihr gegen uns selbst züchtig, gegen unsern Nächsten gerecht, gegen Gott fromm leben; 2. mit Rücksicht auf die **zukünftige** Welt, daß wir auf sie warten, als in der unser Christenlauf zur seligen Vollendung kommt. Wir möchten das Erziehungsziel im Anschluß an eine andre Stelle definieren, die nicht so viel Detail enthält, auch nicht direkt von der Erziehung handelt: Philipper 3, 8. Paulus redet in den vorausgehenden Versen von seinem Lebensgang, besonders so weit er Einfluß gehabt hatte auf die Gestaltung seines innern Lebens, seine Anschauungen, Bestrebungen, Wünsche, Hoffnungen, und ruft dann aus: „Ich achte es alles für Schaden gegen die überschwengliche Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um welches willen ich alles habe für Schaden gerechnet und achte es für Dreck und Kot, daß ich Christum gewinne.“ Wenn der Apostel also zurückblickt auf sein früheres Leben, auf seine Erziehung im Judentum und alles, was sie in ihm gewirkt hatte, so kann er nicht geringschätzig genug davon reden; er nennt alles, was er bisher erstrebt hatte, *ζημίαν*, Schaden, und *σκίβαλα* (nach alter Etymologie von *σκύων=κύων* und *βάλλω*), etwas das man den Hunden vorwirft, das eines Menschen unwürdig ist, Abfall, Kot. Erst jetzt hat er gelernt, was zu erstreben was zu besitzen sich der Mühe lohnt; erst jetzt das wahre Lebensziel gefunden: die Erkenntnis Jesu Christi, seines Herrn. Und so erstre-

benswert erscheint ihm dies Ziel, so über alle Maßen herrlich, daß er nicht Worte finden kann, um gebührend davon zu reden, und darum die Erkenntnis Christi einfach etwas Überschwengliches nennt, etwas das über alles Maß hinausgeht und keinen Vergleich duldet. Wir dürfen gewiß sein, daß wie für Paulus, so für alle Menschen, die erzogen werden sollen, die Erkenntnis Christi das eine Große, Erstrebenswerte ist, hinter dem alles andre zurückstehen muß, mit dem verglichen alle anderen Dinge *ζημία* und *σκύβαλα* sind. Wenn daher unsere Erziehung der Jugend das Verständnis für Christum öffnet, sein Bild den jungen Seelen tief einprägt, daß sie es nie und nirgend vergessen können, dann hat sie das Beste erreicht, das zu erreichen ist, ja das zu erstreben sich überhaupt der Mühe lohnt. Wenn ich von Erkenntnis rede, so meine ich nicht einfach Kenntnis. Etwas erkennen heißt es von Grund auf, nach allen Seiten hin kennen. Eine solche Erkenntnis Christi kann der nicht haben, der einseitig mit dem Verstande seine Person und sein Werk zu erfassen sucht; sie ist nur dem möglich, der sich wie Paulus mit allen Kräften des inwendigen Menschen dem Gottes- und Menschensohn zuwendet. Eine Erkenntnis Christi, die das ganze Herz erfüllt, alle Kräfte des inwendigen Menschen weckt, alle Triebe beherrscht, alle Saiten der Seele in Schwingung versetzt, ist das Ziel, das sich die christliche Erziehung stecken soll. Aber noch eins möchten wir bei der Bestimmung des christlichen Erziehungsziels berücksichtigen wissen. Paulus war durch die Erkenntnis Christi wiedergeboren zu einer neuen Kreatur; Petrus, Johannes, Jakobus und andere waren es auch. Dennoch bleibt ein großer Unterschied zwischen ihnen; jeder behält seine Individualität, jeder ist eine besondere Persönlichkeit. Die christliche Erziehung soll darum die persönliche Eigenart nicht aufheben, sondern pflegen. Darum würde ich sagen: Das christliche Erziehungsziel ist eine Persönlichkeit, deren Innenleben völlig von der Erkenntnis Christi beherrscht wird.

Ein recht einseitiges Ziel, dürfte mancher einwenden, ein Ziel, das den größeren Teil der Gaben, Anlagen und Triebe eines Menschen unberücksichtigt läßt, und das, allgemein erstrebt, die Welt in ein großes Kloster verwandeln würde. Der Unterricht würde sich bei solcher Erziehung etwa so gestalten, daß der größere und bessere Teil der zur Verfügung stehenden Zeit der Religion gewidmet und nebenbei auch einige nützliche weltliche Kenntnisse vermittelt würden. Das Ergebnis würde ein unsäglich enger Gesichtskreis sein, Mangel an

jeglichem Verständniß rein menschlicher Dinge; man würde Fanatiker groß ziehen, die alles mißbilligen und verdammen, was nicht in ihrer Dogmatik steht, weltfremde Träumer, die für diese Welt nicht taugen und ihren Platz im Leben nicht ausfüllen können.

Wer so denkt, kennt Christum nicht. Eine Erziehung zur Erkenntnis Christi kann nicht einseitig sein. Christus ist eben nicht einseitig. Welch reiche Mannigfaltigkeit birgt seine wunderbare Person! Er ist wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren; des Menschen Sohn und sitzt doch zur Rechten Gottes; er weiß von keiner Sünde und ist doch versucht worden in allen Stücken gleich wie wir; er ist unser Fürsprecher und zugleich aller Welt Richter; ein Prophet, Priester, König; von ihm zeugen nicht nur alle Propheten, sondern auch die Himmel erzählen seine Ehre, und die Feste verkündet seiner Hände Werk; er regiert in seiner Kirche, aber auch in keinem Reiche der Welt kann jemand den Finger rühren ohne seine Zulassung; was das Auge sieht, rührt von ihm her; was besteht, besteht durch ihn; was geschieht, geschieht zu seiner Ehre; er ist das Haupt, unter welches alle Dinge verfaßt sind, beide im Himmel und auf Erden; die Fülle, die alles erfüllt. Und eine Erziehung zur Erkenntnis dieses Einen, um den sich alles dreht im Himmel und auf Erden, sollte einseitig sein? Muß nicht vielmehr jede Erziehung einseitig sein, in welcher er nicht der Mittelpunkt ist? Und kann eine Erziehung zur Erkenntnis Christi Fanatiker erzeugen und den Blick für Menschen und menschliche Dinge trüben? Hat Christus nicht in den Tagen seines Fleisches das liebevollste Verständniß für alles Menschliche gezeigt? Hat er nicht mit den hochangesehenen Beamten der jüdischen Kirche verkehrt und zugleich mit den verachteten Zöllnern und Sündern? Mit Nikodemus, einem Meister in Israel, ein Zwiegespräch über den Weg zur Gemeinschaft mit Gott gehalten und mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, einem schlichten Weibe, über dasselbe Thema? Hat er nicht mit den Schriftgelehrten über die erhabensten Dinge geredet und sich doch wieder mit jungen Kindern abgegeben, sie geherzt und gefegnet? Ist Paulus etwa durch die sein ganzes Leben beherrschende Erkenntnis Christi zum Fanatiker geworden? War er es nicht vielmehr vorher? Ist er nicht, nachdem er Christum kennen gelernt, allen alles geworden, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche? Hat er es nicht ebenfogut verstanden, dem Gedankengang der griechischen Philosophen zu folgen wie dem der rabbi-

nischen Gelehrten? Ist ihm nicht durch die Erkenntnis Christi das Herz und der Blick weit geworden, daß er sich kein Gewissen mehr macht über Speise und Trank, über Satzungen und Zeremonien, sondern lehrt: Ich habe es alles Macht; den Reinen ist alles rein; alle Gabe Gottes ist gut, so sie mit Dankagung empfangen wird; alles ist euer?

Doch vielleicht bedarf es noch weiterer Ausführungen, um zu zeigen, wie wir uns eine Erziehung zur Erkenntnis Christi denken. — Eine jede Erziehung muß einmal auf das **intellektuelle Leben** des zu Erziehenden Einfluß zu gewinnen suchen. So verschieden man das selbe auch einschätzen mag, ein jeder wird zugestehen, daß eine Erziehung ohne Beeinflussung des Verstandeslebens undenkbar ist. Ein jeder normale Mensch möchte gerne seine Umgebung verstehen lernen, denkt über die Welt nach, in welche er ohne sein Zutun gesetzt ist, und möchte die Rätsel seines Daseins lösen. Es gibt tausend Fragen, auf die er gerne eine befriedigende Antwort hätte. Woher komme ich, und wohin gehe ich? Wozu bin ich auf der Welt? Warum hungert das Menschenherz nach Freude und Glück und wird nimmer satt? Warum ist Leben Leiden? Warum muß der Mensch davon, sobald er seinen Geist ausgebildet hat, und während er noch mit tausend Wurzeln mit dieser Erde verwachsen ist? Was haben die Geschiede der Völker zu bedeuten, die unablässig kommen und gehen? Warum ist alles der Vergänglichkeit unterworfen? Warum ist alles Irdische eitel, so gar eitel? Warum tun wir das Böse, vor dem eine Stimme in uns warnt? Warum muß oft der Gerechte leiden, die gute Sache unterliegen? Solche und ähnliche Fragen bestürmen den denkenden Menschen und lassen ihm keine Ruhe, bis er entweder eine befriedigende Antwort findet, oder nachdem er sich lange vergebens an ihrer Lösung abgearbeitet hat, resigniert, verzweifelt ausruft: Das ist auch eitel! Wer will's ergründen? Was ist Wahrheit? Wir wissen nun, daß der einzige Schlüssel zur Lösung des Daseinsrätsels Jesus Christus ist. Keine Welt- und Lebensauffassung, in der er keine Stelle hat, befriedigt. Die unter dem Fluch, der sie getroffen, seufzende Kreatur, die vielgestaltigen Leiden dieser Zeit, die Sünde, die überall tiefe Spuren hinterlassen hat, den Menschen das Leben in dieser Welt verleidet und doch von keiner Erdenmacht überwunden werden kann; die Wichtigkeit und Eitelkeit aller Dinge in dieser Welt, deren fruchtbarer Schoß unablässig gebiert, aber alles Geborene sofort dem Tode weicht: dies alles macht der Vernunft die Welt und das

Menschenleben unbegreiflich, unerforschlich. Beide bleiben jedem ein dunkles Rätsel, der den nicht erkennt, in dem alle Dinge verfaßt sind. Für einen solchen gibt es keine Wahrheit. Erforscht er auch einmal eine an der Oberfläche liegende Wahrheit, in seinem Geiste verwandelt sie sich sofort in Irrtum, weil er ihren tieferen Zusammenhang nicht kennt und sie von einem verkehrten Gesichtspunkte aus betrachtet. Die Wahrheit, daß Krankheiten natürliche Krankheitserreger zugrunde liegen, verwandelt sich ihm in den Irrtum, daß sie nicht die Rutenschläge eines die Sünde strafenden Richters sein können; die Wahrheit, daß sich in der Natur alles mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit vollzieht, in den Irrtum, daß es keinen Gott gibt, der Wunder tut. Und wir sehen es täglich, wie die kleinen Wahrheiten, welche die Wissenschaft erforscht hat und noch täglich erforscht, vielen das Weltproblem so verwirren, daß sie immer tiefer in Nacht und Irrtum geraten und das Licht nimmermehr schauen. Die christliche Erziehung soll nun die junge Seele so mit Erkenntnis Christi erfüllen, daß diese ihm der Schlüssel zum Verständnis des großen Welträtsels wird. Ich sage **des Welträtsels, nicht der Welträtsel**. Die wird kein Mensch lösen, auch der nicht, der Christum erkennt. Kein beschränkter Geist wie der unsere wird die Werke Gottes in der Schöpfung und sein Walten unter den Menschenkindern restlos deuten und seine Gedanken, die allem, was geschieht, zugrunde liegen, in ihrer Tiefe erkennen. Aber das eine große Rätsel, was der Mensch, was die Welt zu bedeuten hat, wird durch die Erkenntnis Christi gelöst. Und wenn dem Menschen dies Rätsel gelöst ist, wenn durch die Erkenntnis Christi ein heller Schein in seine Seele geworfen ist, dann wird er bereit sein, sich von dieser Erkenntnis aus die wichtigsten Welt- und Lebensfragen beantworten zu lassen, seine Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Glaubens, sein ganzes intellektuelles Leben von der Erkenntnis beherrschen zu lassen und sich eine christozentrische Weltanschauung zurechtzuzimmern.

Wer unser Erziehungsziel so versteht, wird nicht fürchten, daß seine Verwirklichung einen zu ausgedehnten Religionsunterricht erheißt, und daß die weltlichen Fächer zu kurz kommen. Es ist wahr, es muß in den ersten Erziehungsjahren dem Religionsunterricht genügend Zeit zugemessen werden, daß die Kinder mit den Heilstaten Gottes und der Deutung, welche die Schrift ihnen gibt, gründlich vertraut gemacht werden können. Später aber handelt es sich mehr darum, mit den Wahrheiten des Reiches Gottes, die der Schüler in

sich aufgenommen hat, in die Welt hineinzuleuchten. Je älter der Jüngling wird, desto mehr muß er mit der Erkenntnis Christi sein sonstiges Wissen durchdringen, mit ihr wie mit einem Mörtel die Bausteine seiner Kenntnisse zusammenhalten und zu einem einheitlichen Bau verbinden. Ob es nicht manchem, der das Manko in den Erziehungsergebnissen unserer Gymnasien auf die geringe Zahl von Religionsstunden zurückführt, am Verständnis für diese Sache mangelt? Es gibt leider in orthodoxen Kreisen nicht wenige, denen der Religionsunterricht abstrakte Lehrdarstellung ist und die ein Fortschreiten des Jünglings des Schülers in der Erkenntnis Christi lediglich von einem allmählichen Ausbau der schon auf der Unterstufe dargebotenen dogmatischen Fundamentalsätze erwarten. Handelt es sich etwa um die Lehre von der Person Christi, so läßt man die Schüler auf der Unterstufe die Worte aus Luthers Erklärung des zweiten Artikels auswendig lernen: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr“; später fügt man die Lehre von den Ständen Christi und ihren Stücken oder Stufen hinzu, und auf der Oberstufe, etwa auf der hohen Schule, setzt man schließlich dem ganzen Unterricht die Krone auf, indem man die jungen Christen mit der *communicatio idiomatum* unserer alten Dogmatiker bekannt macht, und wenn sie nun über das *genus idiomaticum*, *apotelesmaticum* und *maiestaticum* geläufig reden können, ist die christliche Erziehung in diesem Stücke zum Abschluß gekommen, und man hat an diesen jungen Christen Säulen der Kirche, gegen die die Höllepforten vergebens anstürmen. Wir möchten nicht mißverstanden werden. Wir wollen nicht leugnen, daß dem mit zunehmender Reife wachsendem Bedürfnisse des Schülers, alles Unterrichtsmaterial zu zergliedern, zu ordnen, in logische Formen zu gießen, Rechnung zu tragen ist, und lassen uns darum die Darstellung der Lehre von den Ständen Christi, wie die lutherische Dogmatik sie gibt, und selbst die *communicatio idiomatum*, zu rechter Zeit und am rechten Orte dargeboten, gefallen; durch eine ausführlichere Darstellung und schärfere Fassung der einzelnen Lehren wird die christliche Erkenntnis des Schülers an Klarheit gewinnen. Aber sie kann trotzdem einseitig und schattenhaft bleiben. Eine wirkliche Bereicherung kann sie nur dadurch erfahren, daß ich sie in immer mannigfaltigere Beziehung zum Menschen und menschlichen Dingen setze; daß ich Jesum, das Licht der Welt, in alle Lebensverhältnisse hineinleuch-

ten lasse; daß ich durch die Welt gehe und mit dem Maßstab des Evangeliums die Länge, Breite und Tiefe aller Dinge messe. Die Durchdringung alles Wissensmaterials mit der Erkenntnis Christi ist das Ziel der christlichen Erziehung auf intellektuellem Gebiet. Vielleicht wendet jemand ein: Wie kann man Fächer wie Mathematik, Grammatik, Schreiben, Zeichnen mit der Erkenntnis Christi durchdringen? Schafft die Erkenntnis Christi ein neues Einmaleins? Sieht das A b c in christlicher Beleuchtung anders aus als sonst? Hat ein christliches Dreieck vier Seiten? Wir antworten: Die Durchdringung des Wissensmaterials mit dem Evangelium bewirkt keine inhaltliche Umgestaltung des ersteren. An den Tatsachen, mit denen die einzelnen Wissensfächer operieren, ändert das Evangelium nichts, sonst wären es eben keine Tatsachen. Wenn es Tatsache ist, daß  $2 \times 2 = 4$  ist, so macht das Evangelium aus der Vier keine Fünf; ein Dreieck ist nicht in christlicher Beleuchtung ein Viereck. Wir reden selbstverständlich von wirklichen Tatsachen, nicht einfach von dem, was die moderne Wissenschaft so nennt; für jemand, dessen Innenleben von der Erkenntnis Christi beherrscht wird, kann es keine Tatsachen geben, die mit dem Evangelium in Widerspruch stehen. Die Durchdringung des Wissensmaterials mit dem Evangelium besteht vielmehr darin, daß die einzelnen Tatsachen oder eine Gruppe von solchen in das Licht des Evangeliums gerückt, daß sie in das rechte Verhältnis zu Christo, zu uns und zu einander gesetzt werden. Je formaler ein Unterrichtsfach ist, je ärmer an Tatsachen, desto weniger kann es im einzelnen mit der Erkenntnis Christi durchdrungen werden; es wird aber immer als Ganzes neue Ziele und neue Bewertung durch sie erhalten. Zu den Fächern, die vor andern vom Evangelium durchleuchtet werden müssen, gehören Geschichte und Literatur. In der Geschichte muß gezeigt werden, daß Christus die Achse ist, um welche sich alles in der Welt dreht; daß außer ihm kein Heil ist, weder für den Einzelnen, noch für die Völker; daß die alten Völker ohne ihn bankrott gemacht haben, aber mit ihrer Kulturarbeit die Fülle der Zeiten haben müssen herbeiführen helfen; wie das Evangelium von Christo der Welt ein neues Gesicht gegeben und die alten Kulturformen mit neuem Inhalt erfüllt hat; wie heute die Völker daran krankten, daß sie das Evangelium verwerfen; daß der Herr nur um der „Übrigen in Israel“ willen sein Evangelium gibt und die Welt bestehen läßt. Im Literaturunterricht muß an den dargestellten Charakteren nachgewiesen werden, wie die Sünde der Leute Verderben ist und es keine ander Kur



für sie gibt als den Glauben an Christum; wie das Menschenherz, von Gott durch die Sünde geschieden, unablässig nach Glück und Seligkeit dürstet, sie bald hier, bald dort sucht und nicht findet; es muß der Maßstab des Evangeliums an alle Charaktere, Handlungen und Leistungen gelegt werden. An der alten Literatur muß nachgewiesen werden, wie das Heidentum selbst in seiner Blütezeit trotz alles äußern Glanzes und scheinbar feiner Bildung ein Grab voll Moder und Totengebeine gewesen ist. Dabei kann alles menschlich Große, auf welchem Gebiete es sich auch findet, anerkannt werden; alles Tendenziöse erregt hier wie überall Mißtrauen und Unwillen; fromme Salbaderei ist nirgends weniger am Plage als im Jugendunterricht.

Wie das intellektuelle Leben des Zöglings, so soll auch sein gesamtes **Gefühlleben** von der Erkenntnis Christi beherrscht werden. Es ist nicht meine Aufgabe, zu zeigen, mit welchen Mitteln der Erzieher dies zustande bringen kann. Ich will nur kurz sagen: Je anschaulicher und lebenswahrer er das Bild Christi zeichnet, je besser es ihm gelingt, alle Fäden menschlichen Wissens in der Person des Welt-erlösers zusammenlaufen zu lassen und eine christozentrische Weltanschauung zustande zu bringen, desto gewisser und nachhaltiger wird er die Gefühle des Zöglings in unserm Sinne beeinflussen. Welcher Mittel er sich aber auch bedienen mag, das muß sein Ziel sein, daß das Bild des Gekreuzigten, das der Seele eingeprägt ist, allezeit die tiefsten und nachhaltigsten Gefühle auslöst; daß auch die heiligsten andern Gefühle, wie das der Eltern-, Geschwister- und Freundesliebe hinter diesen zurückstehen; daß keine andere Vorstellung alle Saiten der Seele so gewaltig, so rein, so herrlich zum Klingen bringt wie die von dem Sohne Gottes, der sich für uns geopfert hat. Welche Gefühle sind es denn, die die Erkenntnis Christi auslösen soll? Vor allen Dingen das Gefühl des Vertrauens, dankbarer Liebe, heiliger Bewunderung und Anbetung. So hat die Erkenntnis Christi bei einem Paulus gewirkt. Wenn er sich dem Gedanken an den hingibt, der in die Welt gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist; der ihn, den in ekelhafter Selbstgerechtigkeit einhergehenden Pharisäer, den Lästerer und Verfolger der Gemeinde Gottes, berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht, ja ihm, dem vornehmsten unter allen Sündern, Gnade und Apostelamt gegeben und ihn gewürdigt hat, sein Zeuge zu sein unter Juden und Griechen und sein Evangelium bis an die Enden der Erde zu tragen: so wird seine Seele bis in die innersten Tiefen erregt; das Herz ist ihm zum Zer-

springen voll; in seiner Seele ist nur Raum für den einen Gedanken; er weiß keine Worte zu finden, die seinem Vertrauen, seiner dankbaren Liebe, seiner anbetenden Bewunderung Genüge leisten; er stimmt zum Preise des Sohnes Gottes, der ihn geliebet und sich selbst für ihn gegeben hat, solche Hymnen an, wie wir sie im Ephejer-, Kolosser-, Philipper- und Römerbrief haben; das durch die Erkenntnis Christi in seinen tiefsten Tiefen erregte Herz macht ihn zum vollendeten Redner und Dichter, der Worte von so klassischer Schönheit reden kann wie das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefs; Röm 8, 31—39 u. a. Soll ich noch das Beispiel Luthers anführen? Wer wüßte nicht, welche eine Macht in seinem Gemütsleben die Erkenntnis Christi bildete, und was die Kirche derselben verdankt: die köstlichsten Schätze, welche unsre Kirche nächst der Bibel besitzt. Unter anderm verdanken wir unser herrliches Kirchenlied und unsre unerreichte Kirchenmusik dem Überschwang der Erkenntnis Christi, der einen Luther, einen Paul Verhardt, einen Nikolai, einen H. Schütz, einen Joh. Crüger, einen Joh. Seb. Bach zu Künstlern gemacht hat, die das wunderbare Erlebnis ihres Herzens künstlerisch gestalten mußten. Wie wichtig ist es doch gerade auch für unsere amerikanisch-lutherische Kirche, daß sie ihre Jugend zu Männern und Frauen erzieht, denen die Erkenntnis Christi das Herz erwärmt und bewegt. Eine Zeit der Prüfung scheint für unsre Kirche gekommen zu sein. Wie groß ist die Gefahr, daß sie gewogen und zu leicht erfunden wird, verleugnet und nach und nach die Erkenntnis Christi verliert. Die reine Lehre, verstandesmäßig erfaßt, die bloße Kenntnis der orthodoxen Dogmatik wird uns gegen die Geschosse der Feinde nicht feien, das lehrt schon die bisherige Erfahrung. Nur eine Erkenntnis Christi, an der das Herz beteiligt ist, wird sich bewähren. Die ist uns noch aus einem zweiten Grunde nötig. Unsre Kirche war im Laufe von vier Jahrhunderten zu Wohlstand, um nicht zu sagen Reichtum, gelangt. Einen Teil dieses Reichtums verliert sie hierzulande beim Sprachenwechsel, der sich voraussichtlich in wenigen Jahrzehnten wird vollzogen haben: ihre Bibel, übersetzt von einem Manne, in dem der Geist Gottes war wie seither in keinem andern, und der zugleich ein Meister der Sprache war wie wenige; ihre vielen Lehr- und Erbauungsschriften von seltener Klarheit und Tiefe; ihr Kirchenlied, das die Erkenntnis Christi im Laufe von vier Jahrhunderten unter den verschiedensten Lebensverhältnissen erzeugt, unvergleichlich an Kraft, Tiefe, Innigkeit und Keuschheit. Wer dächte nicht an diesen schmerz-

lichen Verlust, der uns bevorsteht, wenn er unser englisches Gesangbuch gebraucht, dessen Nummern zumteil entlehntes Gut, zumteil Übersetzungen sind, die oft an einen gewendeten Rock erinnern, der überall häßliche Falten zieht und nirgend recht passen will. Schenkt uns Gott viele Männer und Frauen, deren Herzen von der Erkenntnis Christi durchglüht sind, so werden wir unsern kirchlichen Wohlstand mit der Zeit wiedererlangen; wir werden nicht mehr von andern Kirchen zu entlehnen brauchen, die einen andern Geist haben als wir, sondern selbst eine Fülle aus der Erkenntnis Christi geborner Vieder und Weisen haben, die dem Charakter unsrer Kirche entsprechen und unser Christenvolk wahrhaft erbauen können.

Auch das **Willensleben** muß von der Erkenntnis Christi beherrscht werden. Es muß unser Ziel sein, zu Christen zu erziehen, die den rechtschaffnen Willen haben, Christo in dankbarer Liebe zu dienen, für ihn zu leben, zu leiden, und wenn es nötig ist, zu sterben. Es ist nötig, daß wir uns dies Ziel vor die Augen rücken und es im Auge behalten. Dürften wir nach Resultaten urteilen, so müßten wir sagen, daß unsre Erzieher, Eltern, Pastoren, Lehrer an hohen und niedern Schulen es vielfach aus den Augen verloren haben. „So ihr solches wisset,“ sagt Christus, „selig seid ihr, so ihr's tut.“ Wissen und Tun aber klaffen bei uns oft weit auseinander. Vielleicht wendet man ein: Das ist nicht nur bei uns so, sondern bei allen Christen; selbst ein Paulus sagt: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.“ Gewiß, aber die Klüft ist bei uns nicht nur zwischen Wissen und Tun, sondern vielfach auch zwischen Wissen und Wollen. Das Wissen vieler Lutheraner scheint ihr Wollen unberührt zu lassen, einem ausgeschalteten Treibrad gleich, das nicht in die Kammräder faßt und die Maschinerie nicht in Bewegung setzt. Und wo es nicht gerade so steht, steht doch der Wille oft in einem großen Mißverhältnis zur Erkenntnis. Man muß wohl sagen, daß eine allgemeine Willensschlaffheit eingesetzt hat. Unter allen Umständen den Willen Gottes zu tun, erscheint uns nicht mehr so nötig. Wir werfen uns zwar noch in die Brust, wenn wir Luthers Worte zitieren: Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Aber wir können bereits manchmal anders und warten nicht, bis Gott uns hilft, sondern helfen uns selber. Wir rühmen uns gerne, Luthers Kinder zu sein, aber Luthers Werke zu tun, halten wir nicht für nötig. Wir bekennen nicht gerne, wenn es unangenehme Folgen haben kann. Wir können es nicht gut ertragen, wenn man uns be-

schränkt und engherzig schilt. Wir möchten gerne etwas gelten in der Welt, eine Macht sein, die man anerkennt und respektiert. Ein jeder unter uns wird wissen, inwieweit er selbst von dieser Schlassheit ergriffen ist und täglich gegen sie ankämpfen muß. Auch besonders über unsre Jugend wird geklagt, daß sie nicht entschieden bekennt, leicht verleugnet, sich des Evangeliums von Christo vor seinen Feinden schämt, sich der Welt gleich stellt. Warum steht es so? Daß einzelne das Evangelium hören, ohne daß es bei ihnen zu einer Willenserneuerung kommt, kommt ohne Zweifel daher, daß sie der Gotteskraft des Evangeliums beharrlich widerstreben. Daran werden wir nichts ändern. Das Wort Gottes wird immer einigen ein Geruch des Todes zum Tode werden; welche Erziehungsmittel wir auch anwenden, es wird nie bei allen das Ziel erreicht werden. Aber liegt es vielleicht nicht doch an unsrer Erziehungsarbeit, daß nicht tiefer und nachhaltiger auf den Willen eingewirkt wird? Haben wir uns vielleicht ein zu einseitiges Erziehungsziel gesteckt? Pflegen wir zu einseitig das Verstandesleben? Vergessen wir, daß auch der Wille erzogen werden muß? Daß mit der Erleuchtung des Verstandes, selbst wenn eine Bewegung des Gemüths damit verbunden ist, nicht immer eine Bewegung des Willens gegeben ist, die sich in Handlungen umsetzt? Daß eine Erregung der Gefühle, die stark genug wäre, den Willen in Bewegung zu setzen und etwas Rechtsschaffnes zustande zu bringen, oft nichts ausrichtet, weil die ihr inwohnende Kraft nicht in bestimmte Bahnen gelenkt wird? Daß der Wille in gewissem Sinne eine selbständige Größe ist und erzogen werden will? Oder vergessen wir, daß wir in einer materialistischen Zeit leben, in welcher der Wille leicht erschläft? In einer solchen Zeit ist es mehr als sonst unsre Aufgabe, der moralischen Schlassheit mit allem Ernste und Nachdruck entgegenzuarbeiten, den Willen unsrer Zöglinge zu stählen, unablässig dahin zu streben, daß die Erkenntnis Christi in ihnen zu einer Macht werde, die den Kampf um die heiligen Güter nicht scheut, keinen faulen Frieden schließt, sondern die Welt überwindet.

Wenn nun aber auch der Erzieher seinen Zögling mit Erkenntnis Christi erfüllen und durch sie einen tiefgehenden Einfluß auf sein ganzes Innenleben ausüben soll, so ist damit doch nicht gesagt, daß es sein Ziel sein müsse, ihn gänzlich nach einer bestimmten Schablone umzumodeln und alle Eigenart zu unterdrücken. Er würde das auch in den meisten Fällen nicht fertig bringen, so viel Mühe er sich auch

gäbe. Aber er soll es auch garnicht versuchen. Sein Ziel soll sein, den jungen Menschen so zu erziehen, daß er eine Persönlichkeit wird. Es gibt keine zwei Menschen, die völlig gleich veranlagt sind. Da ist einmal die Verschiedenheit des Temperaments, d. h. die Menschen sind seelisch verschieden eingestimmt, sie reagieren nicht alle in gleicher Weise auf die Reize, welche die Außenwelt auf sie ausübt. Das Verhältnis zwischen Verstand, Wille und Gemüt ist auch nicht bei allen dasselbe. Der eine ist vorwiegend Verstandsmensch, der andre Gemütsmensch, ein Dritter zeichnet sich durch Willensstärke, rastlose Energie und zielbewußtes Handeln aus; der eine ist von Natur ein Träumer, der andre hat starken Sinn für Wirklichkeit; der eine hat Anlagen zum Künstler, der andre zum Forscher und Denker, ein dritter zum Krämer. Einen Menschen nun, bei dem es bei völliger Wahrung der individuellen Anlagen, Gaben und Neigungen zu festen, nicht mehr im Fluß befindlichen Grundanschauungen gekommen ist, welche eine bestimmte Grundrichtung des Willens auslösen, die stark genug ist, sich ändern gegenüber zu behaupten, möchte ich eine Persönlichkeit nennen. Da nun Gott die Menschen verschieden geschaffen und einem jeden seine besonderen Anlagen, Gaben und Kräfte verliehen und damit die Grundlage zur Persönlichkeit gegeben hat, so kann es nicht sein Wille sein, daß der Erzieher alle Individualität zu unterdrücken sich bestrebe; er will offenbar, daß wir zu Persönlichkeiten erziehen. „Dienet einander, ein jeglicher mit **der** Gabe, die er empfangen hat.“ Jesus selbst, das leuchtende Vorbild für alle Erzieher, hat bei der Erziehung für das Himmelreich die Persönlichkeit bestehen lassen; er hat die Anlagen und Gaben jedes einzelnen Jüngers dem Reiche Gottes nutzbar gemacht. Ein anderer ist Petrus, ein anderer Johannes, ein anderer Jakobus, ein anderer Paulus. Die christliche Erziehung ist eine Erziehung in der Wahrheit und zur Wahrheit. Eine Erziehung, die die Eigenart unterdrückt und etwas Künstliches züchtet, fördert bewußt oder unbewußt die Unwahrhaftigkeit. Sie mag sich für eine Kirche eignen, die wie die von den Jesuiten beherrschte römische nur Werkzeuge zur Verwirklichung ihrer kirchenpolitischen Pläne brauchen kann, aber nicht für eine Kirche, der die Erziehung des Einzelnen fürs Himmelreich Endzweck ist. Es ist ein übles Zeugnis für ein Zeitalter, eine Gesellschaft, eine Schule oder ein Schulsystem, wenn es lauter Schablonenmenschen erzeugt. Wehe der Kirche, die statt Persönlichkeiten Theaterpuppen, Papageien und Affen ausbildet. Erziehen wir zu Persönlichkeiten?

Das ist in unsrer Zeit, in unserm Lande eine überaus schwierige Aufgabe. Unsere Zeit ist vom Materialismus durchseucht. Der Materialismus mit seiner Gleichgiltigkeit gegen das Gute und Böse, mit seiner Geringschätzung der idealen Güter ist nicht der Boden, auf dem Persönlichkeiten wachsen. Unser Land mit seiner Denks Faulheit, mit seiner Verehrung der öffentlichen Meinung, die nur zu oft durch eine feile Presse gemacht ist, auch nicht. Es fordert von den emigrierten Bürgern, sie sollen sich amerikanisieren, und das heißt meistens, sie sollen so reden, so denken, so fühlen wie der große Haufe angelsächsischer Bürger. Ein Richter im Osten riet kürzlich Ausländern, die das Bürgerrecht erwerben wollten, sie sollten nur in englischer Sprache erscheinende amerikanische Zeitungen lesen, um so über alle Lebensfragen amerikanisch urteilen zu lernen. In einer solchen Zeit und einem solchen Lande ist die Erziehung zur Persönlichkeit gewiß eine überaus schwierige Aufgabe. Aber wir dürfen sie nicht aus den Augen verlieren. Wir dürfen uns auch nicht verhehlen, daß wir ihr in vielen Fällen nicht gerecht werden. Auch wir erziehen viele Schablonenmenschen, wenn auch nicht so viele wie die Staatschule. Woher kommt das? Liegt uns etwas daran, Schablonenmenschen zu erziehen? Unterdrücken wir die Eigenart, um Nachbeter, Anhänger, Werkzeuge zu haben? Gewiß nicht. Oder erziehen wir nicht mit aller Energie zur Wahrheit, ohne die keine echte Persönlichkeit denkbar ist? Es ist bei einer Erziehung, wie unsere Kirche sie bietet, ohne Zweifel mancherlei Gefahr, zur Unwahrhaftigkeit und Heuchelei zu erziehen. Gerade die Grundlehren der Schrift, die unsere Kirche vor andern predigt und in ihrer vollen Tragweite zur Geltung bringt, sind dem natürlichen Menschen ein Ärgernis und eine Torheit. Unsere Studenten haben sie als Kinder ohne Zweifel einmal ohne sonderliche Anfechtung gläubig hingenommen. Aber im Jünglingsalter, wo die Verstandestätigkeit zunimmt, die Geisteskräfte erstarken, wo man hyperkritisch angelegt ist und die Tragweite der Bibellehren und den Gegensatz, in welchem sie zur Weisheit dieser Welt, zum sittlichen Empfinden und Rechtsgefühl des natürlichen Menschen stehen, besser überschaut, regt sich mit Macht der Widerspruch gegen Gottes Wahrheit, da gilt es, hundert Einwände der klugen Vernunft niederzuschlagen und sich mit unzähligen früher ungekannten Fragen auseinanderzusetzen. Wie leicht kann da durch Anwendung von äußerem Druck, durch schroffe Abweisung von Bedenken und Einwänden, durch fromme Lügen, durch die Mö-

tigung, ins Amt zu treten und die Lehren unsrer Kirche zu verkünden und zu verteidigen, ehe es noch zu einer einigermaßen abgeklärten Weltanschauung gekommen ist, der Grund zu Unwahrhaftigkeit und Heuchelei gelegt werden. Und ist nicht auch Oberflächlichkeit eine Form der Unwahrhaftigkeit? Verleitet sie nicht zu subjektiv und objektiv unwahren Urteilen? Und ist es nicht Tatsache, daß gar mancher, an dem wir unsre Erziehungskunst versuchen, in seinem Urteil und Empfinden oberflächlich bleibt, nie einen ernstlichen Versuch macht, sich ein sicheres, wohlgegründetes Urteil über irgendeine Lebensfrage zu verschaffen oder mit seinem Gemüt irgendeine Lebenswahrheit tief zu erfassen? Ist es nicht ein Stück Unwahrhaftigkeit, wenn dann solche Leute über die Lehren anderer Kirchen und über die gesamte Wissenschaft auf der Kanzel ein vernichtendes Urteil fällen? Wenn ich von Oberflächlichkeit rede, denke ich nicht an Beschränktheit und Mangel an Gaben bei Demut und Treue. In solchem Falle ist keine Unwahrhaftigkeit zu befürchten, weil sich der Betreffende der Grenzen seiner Erkenntnis bewußt ist. Woher aber diese Oberflächlichkeit? Liegt es an unsern Schulen, Lehrmethoden, Lehrplänen? Ich glaube, daß jeder Schüler unsrer Lehranstalten Gelegenheit hat, etwas Rechtsschaffnes zu lernen; sind doch auch die Resultate vielfach erfreulich. Die uns so vielgestaltig entgegentretende Oberflächlichkeit ist ohne Zweifel in erster Linie eine Folge des herrschenden Materialismus, der wenig Interesse hat an geistigen Dingen und noch weniger an geistlichen. Es fehlt unsern Schülern vielfach das Interesse am Studium, das ist der Grundfehler. Die vielen materiellen Genüsse, Vergnügen, Zerstreuungen, die ununterbrochene Aufregung, welche das moderne Leben mit sich bringt, nehmen sie zu sehr in Anspruch. Infolgedessen fehlt es an Konzentration, an Sammlung. Aber dieser Oberflächlichkeit und Zerfahrenheit entgegenzuarbeiten, muß ein Ziel sein, das wir uns stecken. Wie sollen wir ihr entgegenarbeiten? Sollten wir unsern Schülern nicht alles fern halten, was sie vom Studium ablenkt, aufregt statt anregt? Ist nicht vor allen Dingen Ruhe nötig zur Konzentration? Ist, von diesem Gesichtspunkte aus beurteilt, vielleicht der Sport mit seinen aufregenden, die ganze Schülerschaft aus dem Gleichgewicht bringenden Wettspielen ein Schaden? Und sollte man nicht vielleicht die Wettspiele mit auswärtigen Schulen, falls die Nerven unsrer Jugend dieses Reizmittel nicht mehr entbehren können, auf eine kurze

Saison beschränken und wenigstens während der wertvolleren Hälfte des Schuljahrs für Ruhe sorgen? Sollte man vielleicht auch in einer Zeit, da das Interesse am Studium so gering ist, es dadurch zu vertiefen suchen, daß man den Lehrplan beschneidet und sich auf eine geringere Zahl von Fächern beschränkt, weil das Interesse des Schülers an einem Fach bekanntlich mit zunehmender Beherrschung desselben wächst und wenig darauf ankommt, wie vielerlei man auf der Schule treibt, dagegen sehr viel darauf, wie man es treibt? Es ist meine angenehme Aufgabe, auf alle diese Fragen keine Antwort zu geben, sondern ihre Beantwortung einem andern Referenten zu überlassen. Es sei mir nur noch gestattet, über den Wert der Konzentration für die Erziehung das Urteil von vier Männern anzuführen, die über unsre Fragen nachgedacht und ein Urteil haben—Emerson: The only wisdom in life is concentration. — Goethe: Eins recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen. — Treitschke: Die Idee einer Einheitschule ist die Forderung jenes Bildungsbünkels, der von wahrer Bildung keine Ahnung hat. Durch ihn ist die Lehre aufgekommen, daß die Bildung bestehen soll nicht in der Fähigkeit des methodisch sichern Denkens, die jedem so Ausgebildeten ermöglicht, sich selbständig überall zurechtzufinden, sondern daß der einzelne zweibeinige Sterbliche bestimmt sei, ein wandelndes Konversationslexikon zu sein. — Sybel: Gründliche Arbeit erzieht alle Kräfte des Geistes und macht sie geschickt, wo es erforderlich wird, auch auf früher unbekanntem Gebieten sich zurechtzufinden, während dilettantisches Naschen nach allen Richtungen den Geist zerstreut und das Urteil abschwächt.

## 3.

Weil das christliche Erziehungsziel Erfüllung mit der Erkenntnis Christi erheischt, so ist zwischen der christlichen und der weltlichen Erziehung eine unüberbrückbare Kluft befestigt.

Diese Kluft sehen viele unsrer Christen nicht mehr. Das tritt zu Tage, wenn sie die christliche Schule mit der weltlichen vergleichen. Daß ein gewisser Unterschied zwischen beiden besteht, geben sie wohl zu. Sie erkennen an, daß die christliche Schule vor der weltlichen dies voraus hat, daß sie neben den weltlichen Fächern auch Religion lehrt. Aber der Religionsunterricht, sagen sie, nehme doch nur einen geringen Teil der Unterrichtszeit ein und könne darum



ganz aus der Wochenschule in die Sonntagschule und den Konfirmandenunterricht verlegt werden; den sonstigen Unterricht könne die Staatschule übernehmen. Manche unter denen, die für Akkreditierung unserer Schulen beim Staat eintreten, mögen ähnlich denken und meinen, solange der Staat uns im Religionsunterricht freie Hand lasse, könne er den übrigen Unterricht nach Herzenslust planen, inspizieren, kontrollieren; ja darin zeige sich das wahre Luthertum, daß man, solange der Staat uns den Religionsunterricht nach unsern Ideen einrichten läßt, ihm in inniger Dankbarkeit für seine Güte die ganze übrige Schule überlasse und ihm Dank wisse, wenn er sie übernehme und dafür Sorge, daß etwas Rechtschaffnes geleistet werde. Wer so steht, ist sich über das christliche Erziehungsziel noch nicht klar geworden. Er sieht nicht, daß die Erkenntnis Christi, zu der erzogen werden soll, nicht in einigen verstandesmäßig angeeigneten Kenntnissen von Christo besteht, sondern ein Sauerteig ist, der alles durchsäuert; die Grundwahrheit, von der aus alle anderen erkannt werden; der Maßstab, an welchem der Wert aller Dinge bemessen werden muß. Wer das Erziehungsziel so versteht wie oben ausgeführt, muß sich doch sagen, daß unsere Erziehung mit der der religionslosen Staatschule nichts gemein hat als einige Handgriffe. Christus der Gekreuzigte, zu dessen Erkenntnis wir erziehen wollen, ist mit seinem Evangelium der Welt ein Stein des Anstoßes, eine Torheit, ein Argernis. Die Dinge dagegen, auf welche die Welt bei der Erziehung großes Gewicht legt, sind uns wieder außerhalb der Erkenntnis Christi *ζημία* und *σκήβαλα*. Die Welt kann unsere Erziehung nicht bewundern und wir die ihre nicht. Für uns und sie gilt, was Sokrates (in Platons *Kriton*, 49D) von sich und denen sagt, die nicht, wie er, glauben, daß man unter keinen Umständen unrecht tun dürfe, auch nicht, um einem widerfahrenes Unrecht zu vergelten: *Οἷς οὖν οὕτω δέδοκται καὶ οἷς μὴ, τούτοις οὐκ ἔστι κοινὴ βουλή, ἀλλὰ ἀνάγκη τούτους ἀλλήλων καταφρονεῖν, ὁρῶντας τὰ ἀλλήλων βουλευόμενα.*

Und je mehr Aufwand der Staat für sein Schulwesen macht, je mehr Mühe er sich gibt, seine Ziele zu erreichen, je gleichender seine Leistungen sind, desto mehr geht es uns wie dem Apostel der Heiden, als er sah, wie viele herrliche Tempel die Griechen in Athen hatten, und wie viel Mühe sie sich gaben, allen möglichen Gottheiten zu dienen: unser Geist ergrimmt, entbrennt in uns; es tut uns in der Seele wehe, daß so viel Geld und Kraft aufgewandt wird, um ein Ziel zu erreichen, das die Mühe nicht wert ist, und daß man von dem

einen großen Ziel nichts wissen will. Wir wissen, alle Kenntnisse, alles Wissen, das nicht mit der Erkenntnis Christi durchtränkt ist, wird zur Unwahrheit, zur Lüge, und die Lüge kann keine begehrenswerten Früchte bringen. Wir haben es vor Augen, wie die weltliche Schule, von der der Staat alles erwartet, seine Grundfesten untergräbt und ihm keine Bürger erzieht, auf die er sich verlassen kann, und alle krampfhaften Versuche, die er jetzt macht, zum Patriotismus zu erziehen, werden ihm keine loyalen Bürger verschaffen. Nur die Erkenntnis Christi erzeugt ein Geschlecht, das Gott und Menschen treu ist. Es läge darum in seinem eignen Interesse, die Kirchenschulen zu begünstigen, ja ihnen die Erziehung der Jugend so viel wie möglich zu überlassen. Ob er aber unsrer Schule freundlich oder feindlich gegenübersteht, es gilt, unser Erziehungsideal im Auge zu behalten und an seiner Verwirklichung unverdrossen und unermüdetlich zu arbeiten. Nur so kann das Reich Gottes gebaut, nur so dem Verderben in der Welt gewehrt werden. Gott mache uns alle dazu geschickt.

W. S e n k e l.

---

## Unser Jubeljahr 1922 und Hohelied 5, 2—6, 12.

Die Missourisynode ist seit 75, die Synodalkonferenz seit 50 Jahren in Bestand. Wir durften über Einzigartiges, nie Dagewesenes jubeln. Nie ist die reine Lehre des Wortes Gottes in ein und derselben Kirchengemeinschaft so lange ununterbrochen in Schwange gewesen. Nie nach Zeit der Apostel ist das göttliche Recht der **Gemeinde** so anerkannt worden und zur Geltung gekommen. Nie sind von den Gemeinden selbst frei erhaltene christliche Schulen, niedere und höhere, dagewesen wie bei uns. Man blicke in die Kirchengeschichte. Kaum waren die Apostel tot, da usurpierte der Klerus das Regiment. Die Konzilien, Synoden, wurden nur von Bischöfen beschiedt. Falsche Lehre erhob ihr Haupt; es ist kein einziger Kirchenvater bekannt, der in allen Stücken recht lehrte. Und bald kam **Rom**. 2 Thess. 2. Kaum war Luther tot, da wurde aus Nothilfe der Fürsten und Stände das Staatskirchentum. Allerlei falsche Lehre kam auf. Die Konkordienformel brachte Licht, aber man ließ sich nicht allgemein und nicht lange erleuchten. — Fürwahr, unser Jubel über die uns gewordene Gnade und Gabe Gottes war am Platz.

In der ganzen Heiligen Schrift gibt es keinen einzigen längeren Abschnitt, der auf unser Jubeljahr **und auf uns selbst** so trefflich paßt wie der oben bezeichnete, \*), der auch so drastisch, so herzerschütternd und — so süß lockend ist.

\*) Es ist **unmöglich**, das Hohelied anders als vom Heiligen Geist für **geistliche** und **schriftgemäße** Auslegung bestimmt aufzufassen. Diejenigen Ausleger, und unter diesen der bekannte Franz Delitzsch, welche das Hohelied als ein von Salomo auf ein Hirtenmädchen gesungenes Liebeslied auffassen, stoßen bei ihrer Auslegung auf unüberwindliche Schwierigkeiten und tadeln alle miteinander — soviele ihrer mir bekannt sind, und deren ist eine ganze Anzahl — vieles im Hoheliede als „schwülstig“, „nichtsfugend“, „unangemessen“ u. s. w. Kurz, sie geraten auf **Unsinn**. Sollte ein solches Lied in dem Kanon sich finden, welchen unser Herr in seiner Hand gehabt und von welchem er gesagt hat: „Die Schrift kann doch nicht gebrochen werden“? Die Schrift selbst gründet sich in ihrer Redeweise vielfach auf das Hohelied und **legt das geistlich aus**. Man vergleiche z. B. Kap. 8, 11 mit Jes. 5 und Matth. 21, 33—45. Ich bringe grade dieses Beispiel, weil es mir bei Betrachtung des Hoheliedes zuletzt entgegengetreten ist. Es gibt aber viele ähnliche. Bei solcher geistlichen und schriftgemäßen Auffassung ist das Hohelied wunderherrlich.

Ausführlichere Anwendung auf uns will, **will** ich nicht machen, sondern diese den „Heiligen“ (Röm. 1, 7) unter meinen Lesern überlassen. Das ist weislicher, wirkungsvoller, heilsamer.

Wir wollen jetzt den besagten Abschnitt des Hohenliedes betrachten. Wir stellen aber eine **Disposition** voran.

- I. Der geistliche Schlaf. Kap. 5, 2. 3.
- II. Das Aufschrecken. Vers 4. 5.
- III. Das traurige Irren. Vers 6. 7.
- IV. Das rechte Erwachen. Vers 8—Kap. 6, 2.
- V. Christi Freude an seiner erwachten Gemeinde. Vers 3—9.
- VI. Der Gemeinde rechter Sinn. Vers 10. 11.
- VII. Sie findet freudige Anerkennung. Vers 12.

### I.

#### Der geistliche Schlaf.

Die Braut, die Kirche Christi, die Gemeinde der Heiligen, fängt an, des längeren von einer Erfahrung zu berichten, die sie gehabt hat.

Und so fängt sie an: „**Ich schlafe, aber mein Herz wacht.**“

Das ist das Erste, was die Kirche von sich berichtet. Das ist der Ausgangspunkt, von welchem sich ihre ganze Erfahrung ableitet. Und in lebendiger Erinnerung und lebhafter Erzählung redet sie wie in der Gegenwart, will jedoch eigentlich sagen: Ich schlief, aber mein Herz wachte.

„**Ich schlafe.**“ Mit Schlafen, Schläfrigkeit, bezeichnet Salomo in den Sprüchen Trägheit, Faulheit, und warnt davor.<sup>1)</sup> Hier aber ist der **geistliche** Schlaf,<sup>2)</sup> die geistliche Trägheit, Faulheit, **Lausheit** gemeint, durch welche Christus verloren wird und welche daher in den ewigen Tod führt, wenn kein Aufwachen kommt. Und auf diese Stelle im Hohenliede vom geistlichen Schlaf gründen sich offenbar all die Ermahnungen Christi und seiner Apostel, nicht zu „schlafen“ sondern zu wachen, welche sich im Neuen Testament finden.<sup>3)</sup> Lies das Sendschreiben Christi an die Gemeinde zu Laodizea,<sup>4)</sup> da hast du die ganze Sache recht eindringlich.

1) Spr. 6, 9—11; 20, 13; 23, 21; 24, 30—34.

2) Jes. 29, 10.

3) Matth. 13, 25; 25, 5; 26, 41. Mark. 13, 35—37. Röm. 13, 11. Eph. 5, 14. 1. Thess. 5, 6. 1. Petr. 5, 8. Offenb. 3, 1—3.

4) Offenb. 3, 14—22.

„Ich schlafe, aber mein Herz wacht.“ — Der geistliche Schlaf der Kirche, der Gemeinde der Heiligen, ist keine totale geistliche Erstorbenheit. Das kann er nicht sein. Wäre er das, so würde sie nicht mehr die Kirche Christi, die Gemeinde der Heiligen sein. Tief unter der Asche der Trägheit und Faulheit und Lauheit glimmt noch das Feuerlein des Glaubens. Tief im Herzen ist noch durch den Heiligen Geist etwas, was aufwachen, aufgeweckt werden kann. Den in Gethsemane in heiliger Stunde schlafenden Jüngern rief der Heiland zu: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“<sup>5)</sup> Und dem Petrus, der einer dieser schlafenden Jünger war und bald so tief fiel, hatte der Heiland kurz vorher gesagt: „Simon, Simon, siehe, der Satanas hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten, wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre.“<sup>6)</sup> Tröstete sich aber niemand des, daß er nur halb schläft! Wir werden bald sehn, daß auch durch diesen Halbschlaf Christus verloren wird. Was noch von Wachen, von dem willigen Geist, vom Glauben übrig ist, das hat niemand aus sich selbst; aus sich selbst hat jeder nur den Schlaf, das schwache und böse Fleisch. Und wenn du nicht ganz wachst, so mag dir aus deiner eigenen Schuld auch das halbe Wachen und der willige Geist verloren gehn. Und dann gehörst du nicht mehr zur Gemeinde der Heiligen.

Weiter erzählt die Kirche wie in der Gegenwart: „Da ist die Stimme meines Geliebten, der anklopft: **Tue mir auf, meine Freundin, meine Schwester, meine Taube, meine Fromme, denn mein Haupt ist voll Tauess und meine Locken voll Nachttropfen!**“ — Der treue Heiland, den dieser böse Zustand seiner Gemeinde erbarmt, steht vor ihrer Tür, klopft an und begehrt Einlaß.<sup>7)</sup> Er redet sie an mit den Namen, die er ihr früher, als sie in seiner Liebe glühte, beigelegt hatte: meine Freundin<sup>8)</sup>, meine Schwester<sup>9)</sup>, meine Taube<sup>10)</sup>, meine Fromme.<sup>11)</sup> Muß sie ihm nicht aufstun? Würde sie nicht sich selbst und ihn verleugnen, wenn sie ihm nicht aufstäte? Und wem höchst beweglichen Grund fügt er bei? „Denn mein Haupt ist voll Tauess und meine Locken voll Nachttropfen.“<sup>12)</sup> Der Heiland

5) Matth. 26, 41. 6) Luf. 22, 31. 32.

7) Offenb. 3, 20. 8) Kap. 1, 9 und oft. 9) Kap. 4, 9 und öfter. 10) Kap. 2, 14. 11) Siehe sein Lob Kap. 4, 9—15. 12) Der Tau ist im Orient so stark und gesundheitschädlich!

erinnert die Schläfrige daran, wie er um ihretwillen so arm geworden sei<sup>13)</sup> und sich so tief erniedrigt habe, um sie zu erlösen.<sup>14)</sup> Das ist die Stimme des süßen, ihr so bekannten **Evangeli**ums, mit welcher der Heiland seine schläfrige, laue Gemeinde bewegen will, ihm, ihm die Tür ihres Herzens zu öffnen und wieder ganz sein eigen zu sein in völligem Glauben und in völliger Liebe.

Aber was sagt diese Kirche? Sie sagt: „**I**ch habe meinen Rock ausgezogen, wie soll ich ihn wieder anziehen? Ich habe meine Füße gewaschen, wie soll ich sie wieder befudeln?“

Was ist das?

Die Kirche hat sich ganz fertiggemacht für—den g e i s t l i c h e n Schlaf, für — die Ruhe des F l e i s c h e s. Sie hat ihre Kleider ausgezogen, deren Geruch war wie der Geruch Libanons.“<sup>15)</sup> Sie hat das hochzeitliche Kleid der Glaubensgerechtigkeit und der damit verbundenen Lebensgerechtigkeit beiseitegelegt. Ihre Lenden sind nicht mehr umgürtet, ihr Licht brennt nicht mehr, sie wartet nicht mehr auf ihren HERRN im Geist und in der Wahrheit.<sup>16)</sup> Ihre Füße sind nicht mehr beschuht als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens<sup>17)</sup>: nicht mehr ist Honig und Milch unter ihrer Zunge.<sup>18)</sup> Sie hat ihre Füße gewaschen, um sie rein in das Bett zu legen: s i e s e l b s t hat ihre Füße gewaschen von Sündenstaub und -schmutz, sie will sie nicht mehr von ihrem Heiland waschen lassen.<sup>19)</sup> Sie ist **selbstgerecht** geworden. Sie denkt: Ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts, und sie weiß nicht, daß sie ist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.<sup>20)</sup> Sie dünkt sich rein, und ist doch von ihrem Rot nicht gewaschen.<sup>21)</sup> O Kirche, Kirche Jesu Christi, wie elend, jämmerlich, arm, blind und bloß bist du geworden, und dabei wie eingebildet auf deinen Reichtum, deine Fülle, deine Vollkommenheit!

Und nun klopft der Heiland bei ihr an durch das liebe Evangelium und begehrt Einlaß, und sie soll ihm das Herz aufstun und wieder sein eigen sein in völligem Glauben und in völliger Liebe — tut sie ihm das Herz auf? Nein, nein, nein! Dann müßte sie ja Buße tun!<sup>22)</sup> Wie würde das den Schlaf stören und die fleischliche Ruhe! Dann müßte sie ja all ihren eingebildeten Reichtum, Fülle,

13) Matth. 8, 20. 14) Psil. 2, 5—8.

15) Kap. 4, 11. 16) Luf. 12, 35. 17) Eph. 6, 15. 18) Kap. 4, 11.

19) Joh. 13, 8. 20) Offenb. 3, 17. 21) Epr. 30, 12. 22) Matth. 4, 17.

Vollkommenheit für Schaden und für Dreck achten!<sup>23)</sup> Wie würde das ihr Fleisch kränken! Dann dürfte sie sich ja garnicht mehr rühmen, auch nicht mit der gestohlenen Rede: „Von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin“!<sup>24)</sup> Wo bliebe dann ihre eigene Gerechtigkeit?! Dann müßte sie ja nur in Christo erfunden werden, daß sie nicht habe ihre Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die Gerechtigkeit, die durch den Glauben an Christum kommt, nämlich die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird.<sup>25)</sup> Und das kann nur durch Buße geschehen, durch wahrhaftige Buße.<sup>26)</sup> Aber es ist fern von ihr, Buße zu tun. Sie sagt: „Ich habe meinen Rock ausgezogen, wie soll ich ihn wieder anziehen? Ich habe meine Füße gewaschen, wie soll ich sie wieder befudeln?“

## II.

### Das Aufschrecken.

Nun berichtet die Kirche im Erzählton, was dann geschah.

„Mein Geliebter streckte seine Hand durch das Loch, und mein Innerstes wurde erschüttert über ihn.“<sup>27)</sup> Der äußerliche Sinn dieser Worte ist: Mein Geliebter brach ein Loch durch die verschlossene Tür oder durch die Wand und streckte seine Hand durch dasselbe aus gegen mich, und da ward ich tief erschüttert. — Was ist die „Hand“ des HERRN? Es ist seine Kraft und Macht, der niemand widerstehen kann.<sup>28)</sup> Diese seine Hand streckt Christus aus gegen seine laue Gemeinde. Er drohte ihr. Und seine Drohung war diese: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“<sup>29)</sup> Diese drohende Hand war der Launen zu schwer, sie wurde tief erschüttert, es ging ihr durch Mark und Bein.<sup>30)</sup> War das Buße?

„Da stand ich auf zu öffnen meinem Geliebten; und meine Hände träufelten Myrrhe und meine Finger flüssige Myrrhe auf die Griffe des Niegels.“<sup>31)</sup> Schnell stand die Gemeinde auf, um Christum zu sich einzulassen; schnell griff sie nach „Myrrhe“ und „flüssiger

<sup>23)</sup> Psil. 3, 8. <sup>24)</sup> 1. Kor. 15, 10. <sup>25)</sup> Psil. 3, 9.

<sup>26)</sup> Offenb. 3, 18. 19.

<sup>27)</sup> Grundtext. <sup>28)</sup> 2. Chron. 20, 6. 4. Mose 11, 23. <sup>29)</sup> Offenb. 3, 15. 16. <sup>30)</sup> Psf. 32, 4; 39, 11. <sup>31)</sup> Grundtext.

Myrrhe“: nach Gebet und Tugenden.<sup>32)</sup> War das Buße? Ach, die Myrrhen träufelten „auf die Griffe des Riegels“, nicht auf Christum; mit den Gebeten und Tugenden wollte die Gemeinde sich nur schnell schmücken, um ihrem Geliebten zu gefallen — ohne Buße. Aber so gefiel sie ihm nicht; nur durch wahre Buße konnte sie ihm gefallen.<sup>33)</sup>

### III.

#### Das traurige Irren.

„Ich öffnete meinem Geliebten, aber mein Geliebter hatte sich weggewandt, war hingegangen.“ Christus spricht: „Ich will wiederum an meinen Ort gehn, bis sie ihre Schuld erkennen und mein Angezicht suchen.“<sup>34)</sup> Meine Seele ging aus, da er redete,<sup>35)</sup> der Atem verging mir,<sup>36)</sup> als ich seine Rede hörte — die süße freundliche Bitte des Heilandes, ihm das Herz aufzutun. So sagt die Kirche. Und doch weigerte sie sich, Buße wollte sie nicht tun. „Ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht; ich rief, aber er antwortete mir nicht.“ Als er seine Hand drohend gezeigt hatte, und sie dann in Angst mit Gebeten und schnell hergesuchten „guten Werken“ ihn suchte, da fand sie ihn nicht, als sie ihn rief, da antwortete er nicht.<sup>37)</sup> Sie suchte und rief ohne wahre Buße.

Sie fand Christum nicht. Aber jemand fand sie. „Es fanden mich die Hüter, die in der Stadt umgehen, die schlugen mich wund; die Hüter auf der Mauer nahmen mir meinen Schleier.“ Das waren nicht die Wächter, von denen die Braut früher<sup>38)</sup> geredet hat. Das waren Weltwächter, die umhergehen und auf dem Lugaus stehn, um die Braut Christi zu erwischen. Was lief sie auch auf deren Gebiet, um Christum zu finden? Wollte sie sich der Welt gleichstellen,<sup>39)</sup> wollte sie in Reih und Glied mit der Welt stehen,<sup>40)</sup> wollte sie vor der Welt mit ihren „Myrrhen“ prangen, um bei der etwas zu gelten? Wollte sie so Christi Braut sein, Christum finden?! Ja, das wollte sie, die Laue. Aber was geschah? Was tat ihr die Welt? Die Welt schlug sie wund und nahm ihr ihren Schleier. Die Welt raubte ihr das wahrhaftige Christentum, nahm ihr ihre christliche

<sup>32)</sup> Kap. 3, 6; 4, 14; 5, 1. <sup>33)</sup> Jes. 1, 11—18. Offenb. 3, 19. <sup>34)</sup> Hosea 5, 15. <sup>35)</sup> Grundtext. <sup>36)</sup> Ähnlich wie 1. Mose 42, 28. 1. Röm. 10, 5.

<sup>37)</sup> Epr. 1, 28. Joh. 7, 33. 34; 8, 21. <sup>38)</sup> Kap. 3, 3. <sup>39)</sup> Röm. 12, 2. <sup>40)</sup> 2. Cor. 6, 14—18.



Keuschheit,<sup>41)</sup> Stille,<sup>42)</sup> Einzigartigkeit,<sup>43)</sup> und verwundete sie in ihrem innersten Wesen — verwundete ihr christliches Gewissen, das doch noch nicht völlig erstorben war.<sup>44)</sup>

## IV.

## Das rechte Erwachen.

Endlich, endlich — wer weiß nach wie langer Zeit — wandte sich die so Verwundete an „die Töchter Jerusalems“,<sup>45)</sup> an Christengemeinden, die der zu Philippi<sup>46)</sup> und der zu Philadelphia<sup>47)</sup> ähnlich waren und die erste Liebe nicht verlassen<sup>48)</sup> hatten. Diese flehte sie um ihre Fürbitte an und sprach:

„Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems, wenn ihr meinen Geliebten findet, so sagt ihm, daß ich krank vor Liebe bin.“<sup>49)</sup>

Diese fragten sie: „Was ist dein Geliebter vor Geliebten, du Schöne unter den Weibern, was ist dein Geliebter vor Geliebten, daß du uns so beschworen hast?“ — Freundlich, tröstend, die Tiefgebeugte aufrichtend gaben diese ihr den Namen, den Christus ihr auch einst gegeben hatte, als sie gleichfalls tiefgebeugt sich an ihn gewandt hatte: „Du Schöne unter den Weibern.“<sup>50)</sup> Sie erinnerten sie damit an ihr eigentliches, so lange unter der Asche der Lauheit verborgenes Christenwesen, das aber jetzt wieder hervorbrach. Um ihr aber Gelegenheit zu geben, sich des recht bewußt zu werden und so in aller-tiefster Buße ihrer Lauheit zu gedenken und desto höher in Glauben und Liebe aufzuflammen, fragten sie sie: Was ist dein Geliebter vor andern Geliebten, ja, was ist dein Geliebter vor andern Geliebten, daß du uns so beschworen hast? Sag doch, warum du uns jetzt so beschwörst, Fürbitte für dich bei ihm zu tun! Sag doch, warum du jetzt so krank vor Liebe zu ihm bist! Sag doch, warum dein Geliebter alles, alles in der Welt übertrifft! Sag doch, warum du so nach ihm verlangst!

41) 1. Petr. 22, 23. Jak. 4, 8. 42) Ps. 35, 20.

43) 1. Joh. 5, 19. 44) Jes. 3, 26. Hesek. 23, 26.

45) Kap. 2, 7. 46) Phil. 1, 1—6. 47) Offenb. 3, 7—13.

48) Offenb. 2, 4.

49) Obwohl „Töchter Jerusalems“ Femininum ist, so steht im Grundtext doch das „euch“ und das „findet“ und das „sagt“ im Maskulinum, grade so wie auch Kap. 2, 7 es sich zeigt. Das beweist, daß „Töchter Jerusalems“ bildlich zu fassen ist und Christen und Christengemeinden bezeichnet.

50) Kap. 1, 6—8.

O, o, wie flammte die arme Gemeinde nun auf im Preis ihres Geliebten! „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern!“<sup>51)</sup> Das war die Summa ihres Preises. „Mein Geliebter ist weiß und rot, auserkoren unter viel Tausenden“: rein<sup>52)</sup> und kraftvoll,<sup>53)</sup> hoch erhaben.<sup>54)</sup> „Sein Haupt ist das feinste Gold“: herrlich,<sup>55)</sup> seine Locken sind kraus, schwarz wie ein Rabe“: so jugendfrisch ist er,<sup>56)</sup> „Seine Augen sind wie Tauben an den Wasserbächen, die mit Milch gewaschen sind und in der (Wasser-) Fülle sitzen“: aus seinen Augen leuchtet seine heilige Sanftmut und Milde.<sup>57)</sup> „Seine Wangen sind wie ein Balsambeet, wie gehäufelte Beete von Würzkräutern“<sup>58)</sup>: so schön und lieblich ist er.<sup>59)</sup> „Seine Lippen sind wie Lilien, die mit flüssiger Myrrhe triefen“: so holdselig ist seine Rede.<sup>60)</sup> „Seine Hände sind wie goldene Ringe, gefüllt mit Türkisen“: all sein Tun ist preiswürdig.<sup>61)</sup> „Sein Herz<sup>62)</sup> ist wie glänzendes Elfenbein, bedeckt mit Saphiren“: sein Herz ist voll brünstiger Barmherzigkeit gegen arme Sünder.<sup>63)</sup> „Seine Beine sind wie Marmorsäulen, gegründet auf güldenen Füßen“: er ist ein unüberwindlich standhafter Streiter und Sieger.<sup>64)</sup> „Seine Gestalt ist wie der Libanon, auserwählt wie die Cedern“: er ist von majestätischer Hoheit.<sup>65)</sup> „Sein Mund<sup>66)</sup> ist süß und ganz lieblich“: bei all seiner majestätischen Hoheit redet er doch süß und ganz lieblich zu armen Sündern.<sup>67)</sup> „Ein solcher ist mein Geliebter, mein Geliebter ist ein solcher, ihr Töchter Jerusalems!“

Nachdem die Zerfallene so, so ihren geliebten Heiland gepriesen hatte, da fragten sie die Töchter Jerusalems<sup>68)</sup>, die treuen Christen: „Wo ist denn dein Geliebter hingegangen, du Schöne unter den Weibern? Wo hat sich dein Geliebter hingewandt? So wollen wir ihn mit dir suchen.“ — Mit besonderem Nachdruck nennen sie die Zerfallene, ja, die offenbar Bußfertige, wieder<sup>69)</sup> „Du Schöne unter

51) Ps. 45, 3.

52) 2. Cor. 5, 21. 53) Offenb. 12, 10. 54) Phil. 2, 9—11.

55) Offenb. 1, 14. 56) Ps. 72, 4—17. 57) Jes. 62, 1—4.

58) Grundtext. 59) Kap. 1, 16. 60) Ps. 45, 3. Luk. 4, 22.

61) Dan. 4, 34. Ps. 73, 28; 77, 12. 13; 66, 5. Jes. 12, 4. 5. Ps. 105, 1. 2. 62) Grundtext: Eingeweide. 63) Hesek. 11, 6.

64) Ps. 45, 15; 98, 1. Offenb. 12, 7—10.

65) Eph. 1, 20—23. 66) Grundtext: Gaumen. 67) Vers 13. Matth. 11, 5. Jes. 61, 1—3.

68) Vers 8. 69) Vers 9.

den Weibern“. Und sie soll jetzt selbst sagen, wohin ihr Geliebter gegangen ist, wohin er sich gewandt hat. Dann wollen sie ihr helfen, ihn zu finden. Sie wissen, daß sie das jetzt wohl weiß.

Und sie weiß es. Sie antwortet sofort: „**Mein Geliebter ist hinabgeganagen in seinen Garten, zu den Balsambeeten, um zu weiden in den Gärten und um Lilien einzusammeln.**“<sup>70)</sup> Der Garten Christi ist die Kirche, die Gemeinde der Heiligen.<sup>71)</sup> Die Balsambeete sind die einzelnen Häuflein der Gemeinde der Heiligen, wo die Würze der Buße, des Glaubens, der Liebe, der Heiligung und des Gebetes triefen durch den Heiligen Geist.<sup>72)</sup> Dasselbe sind die Gärten. Die Lilien sind hier die einzelnen gläubigen Seelen.<sup>73)</sup> Da ist Christus<sup>74)</sup>, um die Seinen, seine Herde und seine Herdlein, zu weiden mit seinem Wort und Sakrament in zärtlicher Fürsorge<sup>75)</sup> und um die Seelen endlich zu sich einzusammeln.<sup>76)</sup>

Wohin soll die Suchende jetzt gehn, um ihren Geliebten zu finden? **Er ist grade da bei ihr, sie hat ihn schon gefunden.** Und hoch entzückt ruft sie: „**Ich bin meines Geliebten, und mein Geliebter ist mein, der unter den Lilien weidet!**“<sup>77)</sup>

O seliges Erwachen aus dem Schlaf der Laune durch die Gnade!

## V.

### Christi Freude an seiner erwachten Gemeinde.

Jetzt freut sich der himmlische Bräutigam laut über sie.<sup>78)</sup> Und wie sie sein Lob verkündet hat<sup>79)</sup>, so verkündet er nun das ihre. Und recht absichtlich gebraucht er dabei Worte, die er früher gebraucht hatte, als sie in voller Lieb und Treu die Seine war. Er will sie tief empfinden lassen, daß das alte innige Verhältnis zwischen ihm und ihr nun wieder völlig hergestellt ist.

Der himmlische Salomo sagt: „**Du bist schön, meine Freundin.**“<sup>80)</sup> Die frühere Schönheit der Braut ist wieder da. Er sagt: „**Du bist schön wie Thirza<sup>81)</sup>, lieblich wie Jerusalem,**“<sup>82)</sup> die Braut.

70) Grundtext. 71) Kap. 4, 12. 72) Kap. 4, 16. 73) Kap. 2, 16.

74) Matth. 28, 20; 18, 20. 75) Ps. 23. 76) Matth. 13, 30. 43. Joh. 12, 26. 77) Grundtext. Wie Kap. 2, 16 in Umstellung.

78) Luf. 15, 7. 79) Kap. 5, 10—16. 80) Kap. 1, 15; 4, 1.

81) Thirza (Anmut) war eine schöne Stadt, in der nach Teilung des Reichs die Könige Israels von Jerobeam bis Simri ihre Wohnung hatten.

82) Ps. 48 und 122.

die Kirche Christi, ist schön und lieblich, eben weil sie die Braut und Kirche Christi ist.<sup>83)</sup> Und als solche ist sie „schrecklich wie die Heerspitzen,“ nämlich ihren Feinden. Die Kirche gewinnt unter Christo, ihrem Heerführer, durch das Wort ihres unentwegten Zeugnisses — allein dadurch — den Sieg über den Satan und die ihr feindliche Welt<sup>84)</sup>, und wird diese einst richten.<sup>85)</sup>

Er sagt: „Wende deine Augen“, deine treuen, bescheidenen, demütigen, fansten, vertrauensvollen Augen, „von mir weg, denn sie überwältigen mich,“<sup>86)</sup> sie reißen mich hin zu brünstiger Liebe gegen dich. Das „Wende deine Augen von mir weg“ ist eine gebräuchliche Redeweise, um den schier überstarken Eindruck zu bezeichnen, den solche Augen auf Christum machen; aber solche zu ihm aufgeschlagenen Augen liebt er! — Wie gar anders ist es, wenn die Kirche mit stolzen Augen sich ihrer Schöne rühmt!<sup>87)</sup>

Er sagt: „Deine Haare sind wie die Herde der Ziegen, die von Gilead herauftkommen“<sup>88)</sup>; solche Menge ist die Gemeinde der Heiligen.

Er sagt: „Deine Zähne sind wie die Herde der Schafe, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen, und ist keins unfruchtbar unter ihnen“<sup>89)</sup>: so rein<sup>90)</sup> und fruchtbar ist die Kirche durch das Evangelium.<sup>91)</sup>

Er sagt: „Deine Schläfe sind wie ein Stück des Granatapfels zwischen deinen Büpfen“<sup>92)</sup>: so inwendig lieblich ist die Kirche Christi, obwohl sie vor der Welt so schwach ist wie die Schläfe des Hauptes.<sup>93)</sup> Und viele ihrer Glieder sind ja wirklich schwach an Erkenntnis<sup>94)</sup> und Heiligung.<sup>95)</sup>

Er sagt: „Sechzig ist der Königinnen, und achtzig der Rebweiber, und der Jungfrauen ist keine Zahl.“ Dies ist ein der Zeit Salomos entlehntes Bild und deutet die Scharen, welche fort und fort zur Kirche Christi hinzukommen<sup>96)</sup> und

<sup>83)</sup> Ps. 45, 10—17. Jes. 61, 10.

<sup>84)</sup> Offenb. 12, 7—11. <sup>85)</sup> 1. Cor. 6, 2. 3.

<sup>86)</sup> Grundtext. <sup>87)</sup> Luf. 1, 51—53. 1. Petr. 5, 5. <sup>88)</sup> Grundtext. Kap. 4, 1.

<sup>89)</sup> Kap. 4, 2. <sup>90)</sup> Ps. 51, 4. 9. Jes. 4, 4; 1, 18. Hebr. 10, 22. Offenb. 1, 5. 1. Joh. 1, 7. Eph. 5, 25—27. 1. Cor. 1, 30.

<sup>91)</sup> Jerem. 30, 17. Gal. 4, 26. 27. Ps. 87. Ps. 113, 9.

<sup>92)</sup> Grundtext. Kap. 4, 3. <sup>93)</sup> 1. Cor. 1, 26—29. <sup>94)</sup> Röm. 14.

<sup>95)</sup> Röm. 15, 1—3. <sup>96)</sup> Ps. 45, 15. Jes. 60, 4. 5. Joh. 10, 16.

Christo angehören. — Auf die Zahlen wollen wir nicht eingehen. — Aber „Eine ist meine Taube, meine Fromme<sup>97)</sup>, Eine ist sie für ihre Mutter<sup>98)</sup>, die Auserwählte für ihre Gebälerin.“ Diejenige Gemeinde der Heiligen, von welcher der himmlische Salomo jetzt redet, welche nach langer Irre hochentzückt ausgerufen hat: „Ich bin meines Geliebten, und mein Geliebter ist mein!“: die ist jetzt vor allen anderen seine Taube, seine Fromme,<sup>99)</sup> die ist jetzt auch die Eine, die Auserwählte, die Liebste für ihre Mutter, für die Gemeinde der Heiligen, von der sie geboren ist durch das Evangelium.<sup>100)</sup> „Die Töchter<sup>101)</sup> sehen sie und preisen sie selig, die Königinnen und Kebsweiber loben sie.“<sup>102)</sup> Alle freuen sich über sie.

Er sagt: „Wer ist diese, die hervorbricht wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne, schrecklich wie die Speerspitzen?!“ Das ist eine Frage, ein Ausruf heiliger Verwunderung.<sup>103)</sup> Der himmlische Bräutigam preist hiemit die mächtige Veränderung, die mit seiner vordem so schläfrigen und lauen Braut vorgegangen ist. Sie hat Buße getan. Und nun wandelt sie nicht mehr in Finsternis, sondern hat das Licht des Lebens<sup>104)</sup> und ist ein Kind des Lichts;<sup>105)</sup> nun ist ihr Licht hervorgebrochen wie die Morgenröte, und ihre Besserung wächst schnell, und ihre Gerechtigkeit geht wie ein Herold vor ihr her, und die Herrlichkeit des HErrn folgt, sie gnädig schützend, ihr nach; wenn sie nun ruft, so antwortet der HErr, wenn sie nun schreit, so sagt er: Hier bin ich!<sup>106)</sup> Ah, sie ist so schön wie der Mond, der in dunkler Nacht durch zerrissene Wolken scheint, sie ist so auserwählt wie die Sonne, der kein anderes Licht gleicht.<sup>107)</sup> Und schrecklich ist sie ihren Feinden.<sup>108)</sup>

## VI.

### Der Gemeinde rechter Sinn.

Christus hat die bußfertige Gemeinde mit demselben Preis gekrönt wie vor der Zeit ihrer Laueit. Das bewegt sie, nun zu schauen, wie ein neuer Frühling für sie angebrochen ist, zu schauen, ob sie

97) Kap. 5, 2 und Erklärung. 98) Grundtext. Kap. 3, 4.

99) Luf. 15. 7.

100) Gal. 4, 26. 101) Kap. 5, 8 und Erklärung. 102) Luf. 15. 32.

103) Wie Kap. 3, 6; 8, 5. 104) Joh. 8, 12. 105) Joh. 12, 36.

106) Jes. 58, 8. 9. 107) Offenb. 12, 1.

108) Vers 3.

neue Glaubensfrüchte ansetzt. Das erzählt sie und sagt: „**In den Nußgarten ging ich hinab, um zu schauen auf das Grüne des Talgrundes, zu sehn, ob der Weinstock knospete, ob die Granatbäume blühten.**“ Es braucht doch kaum gesagt zu werden, daß der „Nußgarten“ sie selbst und das „Grüne“ und das „Knospen des Weinstocks“ und das „Blühen der Granatbäume“ ihre Glaubensfrüchte bezeichnet. Und es ist recht und von Gott gewollt, daß eine christliche Gemeinde — und jeder Christ — sich selbst versucht und prüft, ob sie so im Glauben steht und Christus in ihr ist,<sup>109)</sup> sonderlich wenn sie auf Irrwegen gewesen war.

Und da, da, „**plötzlich, unversehens, machte mich meine Seele zum Streitwagen meines Volkes, welches edel ist.**“<sup>110)</sup> Die Gemeinde, welche wahrhaft Buße getan hat und in steter Buße steht; welche im Glauben gewiß ist, daß sie ihrem geliebten Heiland angehört und ihr Heiland ihr; welche in aller Demut und mit Preis der Gnade erkennt, daß ein neuer Frühling des Glaubenslebens für sie angebrochen ist und daß sie neue Glaubensfrüchte ansetzt; welche in Gottes Wort sieht, daß ihr Heiland sich gnädig über sie freut und sie lobt —: die Gemeinde wird ganz unversehens, ganz ohne daß sie sich vorher die Sache viel überlegt, **von einem Heldengeist ergriffen** und will gar willig und gern **kämpfen für ihr Volk**, für die Gemeinde, der sie angehört und die **edel** ist, die aus Gott geboren ist und aus lauter Kindern des allerhöchsten Gottes<sup>111)</sup> besteht, — kämpfen will sie, wie Gottes Wort sie lehrt und heißt.<sup>112)</sup> O, eine wahrhaftige Christengemeinde — und jede wahrhaftige Christenseele — kann nicht ruhig zusehn, wie von außen und von innen kommende wilde Säue den Weinberg Gottes zermöhlen<sup>113)</sup> und wie seine Verzäunung<sup>114)</sup> niedergerissen wird; weint, klagt und jammert auch nicht nur darüber, sondern macht sich zum Streitwagen ihres Volkes, erhebt sich dagegen mit Macht und kämpft, kämpft, kämpft.

109) 2. Cor. 13, 5. Joh. 15, 1—5.

110) Grundtext. Das „Ich wußte nicht“ da ist „plötzlich, unversehens“. Vgl. Spr. 24, 22. Das „Ammi Nadiv“ übersetzt Luther nicht. Es heißt: „Meines Volkes edel“, und das heißt: „Meines Volkes, welches edel ist.“

111) Luk. 6, 35.

112) Ps. 119, 139; 48, 13. 14; 137, 5. 6. Offenb. 12, 11. Apost. 6, 8—7, 59. Offenb. 2, 8—11. Phil. 1, 27. 28. Jud. 3. 2. Cor. 11, 2.

113) Ps. 80, 14. 114) 2. Cor. 6, 14—18.

## VII.

**Sie findet freudige Anerkennung.**

Und nun reden die Töchter Jerusalems, rechte Christen und Christengemeinden. Diese haben alles von der bußfertigen Gemeinde gehört. Und Christus hat schon gesagt, daß diese sie sehn und seligpreisen werden.<sup>115)</sup> Diese sagen zu ihr: „**kehre wieder, kehre wieder, o Sulamith, kehre wieder, kehre wieder, daß wir dich schauen!**“ Das ist nicht eine Aufforderung zur Buße und Bekehrung und Rückkehr in das alte Liebesverhältnis zu Christo; denn das ist geschehn und von Christo anerkannt. Sondern das ist eine ganz herzliche und viermal wiederholte **B e g r ü ß u n g u n d B e w i l k o m m u n g**, als wollten sie sagen: O, da bist du wieder — ja komm, komm, komm, komm zu uns, daß wir dich schauen und uns deiner freuen! Und sie nennen die Gemeinde „die<sup>116)</sup> Sulamith“, die **Befriedete**. Ja, die Gemeinde ist jetzt befriedet, hat Frieden erlangt durch ihre Rückkehr in die Gnade und Liebe ihres Heilandes.

Und die Gemeinde fragt ganz demütig, und doch im seligen Bewußtsein ihres jetzigen Gnadenstandes: „**Was wollt ihr schauen an Sulamith?**“

Und die Töchter Jerusalems antworten: „**Wie den Reigen der Mahanaim.**“<sup>117)</sup> „Mahanaim“<sup>118)</sup> heißt Zweilager, das vereinte Lager zweier Heere. Wir müssen hiebei an das denken, was von Jakob berichtet ist: „Jakob aber zog seinen Weg; und es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er sie sah, sprach er: Es sind Gottes Heere; und hieß dieselbige Stätte Mahanaim.“<sup>119)</sup> Es waren da zwei vereinte Heere: das Heer der Engel und das Heer Jakobs. „Reigen“ ist ein Singetanz der **Freude**.<sup>120)</sup> Man denke z. B. an Mirjams Reigen, Singetanz.<sup>121)</sup> — Die Sulamith, die befriedete Gemeinde, war nun in Christo auch zusammengefaßt, versöhnt und befriedet mit den Engeln Gottes.<sup>122)</sup> Die Engel Gottes und sie

<sup>115)</sup> Vers 8.

<sup>116)</sup> Siehe den Artikel im Grundtext. Sulamith ist kein Eigename, wie die Ausleger, welche meinen, daß das Hohelied die Liebe zwischen Salomo und einem Hirtenmädchen besinge, ganz fälschlich annehmen. Sondern die Sulamith ist eine sehr angemessene Bezeichnung, die jetzt der Gemeinde beigelegt wird.

<sup>117)</sup> Grundtext. <sup>118)</sup> Dual. <sup>119)</sup> 1. Mose 32, 1. 2.

<sup>120)</sup> Ps. 30, 12. <sup>121)</sup> 2. Mose 15, 20. 21. <sup>122)</sup> Eph. 1, 10.

waren eine Zwei-Kinderschar Gottes.<sup>123)</sup> Ihr Heer und der Engel Heer war ein Mahanaim, ein Zweilager, ein vereinigt<sup>es</sup> Heer.<sup>124)</sup> Und das war ein „Reigen“, eine Freude, eine den Engeln und der Gemeinde gemeinsame Freude. Die Engel freuten sich;<sup>125)</sup> und die Gemeinde freute sich, daß aus ihrem Singular, ihrer Vereinfachung, ihrer Trennung von den heiligen Engeln, nun ein Dual, eine Verbindung zu einem Mahanaim, einem Zweilager, einem vereinten Heer mit denselben geworden war, wie es bei Jakob war. Und wie einen solchen Mahanaim-Reigen — das wollten die Töchter Jerusalems an der Sulamith schauen. O seliges Ende!<sup>126)</sup>

Und das ist das Ende des Wunderjags von der geistlich schlafenden, aber wieder erweckten und erwachten Gemeinde der Heiligen.

Gott lasse in Gnaden durch seinen Heiligen Geist diesen Sang machtvoll wiederklingen in unseren Herzen zu demselben seligen Ende, um unseres hochgelobten Heilandes und seiner Liebe willen! Amen.

Herr, deine Treue ist so groß,  
 Daß wir uns wundern müssen,  
 Wir liegen vor dir arm und bloß  
 Zu deinen Gnadenfüßen.  
 Die Bosheit währet immerfort,  
 Und du bleibst doch der treue Hort  
 Und willst uns nicht verderben.

C. M. Zorn.

<sup>123)</sup> Eps. 3, 15. <sup>124)</sup> Ps. 91, 11. 12. Hebr. 1, 14.

<sup>125)</sup> Luf. 15, 10. <sup>126)</sup> Offenb. 3, 20—22.



## Der erste Petribrief.

(Fortsetzung.)

### Die dritte Ermahnung.

Kap. 4 und 5.

Wir kommen nun mit Kap. 4 zu dem letzten Teil der Ermahnung. Diese geht von dem Gedanken aus, daß die Christen als Fremdlinge hier, indem sie ein anderes Leben führen, eine neues Leben, damit zugleich sich von dem alten Sündenleben abkehren, dasselbe meiden und verwerfen, nicht mehr mitlaufen in dasselbe heillose Wesen, darüber von der Welt gehaßt und verfolgt werden; denn die Welt will das Leben, das ihr lieb und wert ist, nicht verachtet noch gerichtet haben. So müssen die Christen **leiden**. **Als solche, die leiden müssen**, hat nun Petrus die Christen vor Augen. Seine Absicht ist die, sie **zur Geduld** in den über sie kommenden Leiden zu ermahnen.

Die Geduld ist dies, daß man, wiewohl die Leiden gerade wegen des Christentums hereinbrechen, doch willig und entschlossen festhält an allem, was Gott will und in keinem Stück, auch nicht in dem geringsten, nachläßt oder nachgibt. Das griechische Wort ist hypomone = Ausdauer, Beharrlichkeit. Geduld ist, auf seinem Posten bleiben trotz der widrigsten Verhältnisse, trotz drohenden Verlustes von Leib und Leben. „Sei getreu bis in den Tod“ ist Geduld.

Petri Ermahnung zur Geduld ist im 1. Vers enthalten: **„Nachdem nun Christus gelitten hat am Fleisch, rüstet auch ihr euch mit demselben Sinn.“** Ennoia bedeutet einmal so viel als „Gedanke“, kann aber auch „Sinn, Gesinnung“ bedeuten. Diese Bedeutung dem Worte ennoia geben ist voll gerechtfertigt, wie z. B. auch Stöckhardt es klar nachweist. Wenn nun Petrus sagt: Rüstet euch mit demselben Sinn, dann weist er damit zurück auf die Leiden Christi im Fleisch (sein Leib), aber recht eigentlich auf die Gesinnung, die Christus in seinem Leiden im Fleisch offenbarte. Seine Gesinnung darin hat er aber oft offenbart und bezeugt mit den Worten: Es muß also gehn. Seine Gesinnung war sein williges, entschlossenes Ausharren in dem ihm von Gott aufgetragenen Werk, Gott zu versöhnen, trotz der schweren Leiden. Sein Sinn war das treue, unerschütterliche Bleiben und Beharren in dem Willen seines Vaters, trotzdem er darüber durch Leiden ohne Zahl mußte. Sein Sinn war die Ge-

duhd. Die Christen müssen nun auch am Fleisch leiden. „Denn wer am Fleisch leidet.“ Dies darf man nun nicht ethisch fassen, sondern muß es in derselben Weise verstehn, wie es von Christo ausgesagt wurde; denn wenn die Christen sich mit dem Sinne Christi rüsten sollen, dessen Sinn sich unter ganz besonderen Verhältnissen offenbarte, ja, diese Verhältnisse voraussetzt, dann müssen auch in bezug auf die Christen dieselben Verhältnisse, Zustände angenommen werden. Die Christen müssen nun auch am Fleische, am eigenen Leibe, leiden. Darin, in diesen Leiden, Kreuz und Trübsal, sollen sie sich mit dem Sinne Christi rüsten, mit der Geduld.

Das nun Folgende soll dazu recht ermuntern. Petrus weist einmal auf den großen Segen der Leiden hin. B. 1b und 2: „Denn der Leidende am Fleisch läßt ab von Sünden, so daß er die übrige Zeit im Fleisch nicht weiter den Lüsten der Menschen, sondern dem Willen Gottes lebt.“ Das „to“ im Nebensatz gehört zu biosai oder, was an dem Sinn nichts ändert, zu dem ganzen Infinitivsatz. Der ganze mit eis to beginnende Nebensatz schließt sich eng an das „läßt ab von Sünden“ und zeigt an, was daraus folgt, daß nämlich der von Sünden Ablassende hinfort die übrige Zeit im Fleisch nicht mehr der Sünde, sondern Gott dient. Das ist gut: „Denn genug vergangener Zeit habt ihr den Willen der Heiden verübt, hingehend in Ausschweifungen, Lüsten, Trunkenheit, Nachtschwärmereien, Zechgelagen, frevelhaften Abgöttereien.“ Welch heidnische Greuel! Welch ein Segen sind doch die Leiden am Fleisch, da dadurch der Christ von Sünden aufhört, von einem solch gottgreulichen Leben, und anstatt dessen hinfort Gott dient! Der Hinweis auf diesen Segen der Leiden am Fleisch muß dazu dienen, mit diesen Leiden auszusöhnen, so daß der Christ nicht mehr sich denselben entziehen, sondern sie ertragen will. Ist aber erst einmal dieser Wille vorhanden, dann ergibt sich das Beharren im Christentum auch unter Leiden von selbst, nämlich die Geduld, denn was das Ausharren stört oder gar zerstört, ist der Wille, die Leiden nicht zu ertragen. Somit festigt Petrus mit seinem Hinweis auf den Segen dieser Leiden die Christen fein in der Geduld, im Beharren, indem er damit den Willen erweckt und stärkt, der die Leiden ertragen will.

Wie ist nun diese Wirkung der Leiden am Fleisch zu erklären? Zuerst dadurch, daß Christus, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, auch diese Leiden, mit denen die Feinde der Christen diese abtrünnig machen wollen, über die Christen herein-

brechen läßt und ihnen an seinen Christen eine solche Wirkung gibt. Der innere Vorgang mag wohl der sein, daß durch die Leiden dem sündlichen Fleisch die Aussicht, die Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche abgebrochen wird, in Folge dessen es zum Schweigen kommt und sich zurückzieht. In demselben Maße, wie sich das Fleisch zurückzieht, richtet sich der Geist auf und gewinnt an Herrschaft. So nimmt die Sünde ab und der Wandel im Guten zu. Ein altes Sprichwort sagt: Gelegenheit macht Diebe. Die Sünde im Herzen mit ihrem Begehren nach mancherlei Richtungen hin erhebt sich, verlangt, will, begehrt und trachtet erst dann, wenn gute und günstige Aussichten vorhanden sind. Der Geiz regt sich, sobald die Gelder sich ansammeln; vorher schläft die Sünde. Die Leiden zerstören die Aussichten für die Sünde; die Sünde schweigt. Wer am Fleisch leidet, hört auf mit Sünden.

Die eben besprochenen Verse haben vielfach folgende auch von Stöckhardt abgewiesene Erklärung gefunden: Ennoia wird als „Gedanke“ gefaßt. Der Inhalt dieses Gedankens ist: Der am Fleisch Leidende hört auf mit Sünden. Dieser Gedanke ist Christi Gedanke nach seinen Leiden. Christi Gedanke in anderen Worten ist: Nachdem ich am Fleisch gelitten habe, bin ich mit der Sünde fertig. Mit diesem Gedanken sollen wir uns rüsten, daß wir, indem wir in Christo und mit Christo gestorben sind, am Fleische gelitten haben, wir auch mit der Sünde fertig sind, damit wir hinfort nicht der Sünde, sondern Gott dienen.

Anderer wieder legen den „Gedanken“ gänzlich in die Seele des Christen: Christus, nachdem er am Fleische gelitten hat, ist mit der Sünde zuende und wir auch, da wir in ihm gelitten haben. Mit diesem Gedanken sollen wir uns rüsten, damit wir fernerhin nicht mehr der Sünde, sondern Gott dienen.

Bei den genannten Auslegungen beruft man sich besonders auf Röm. 6, 7 als Parallele: „Denn wer gestorben ist, der ist gerechtfertiget von der Sünde.“ Der Gedanke in Röm. 6, 7 ist jedoch ein anderer. Der Gedanke dort ist nicht der, daß wir wie Christus selbst durch den Tod Jesu Christi, an dem wir teilhaben, mit der Sünde fertig sind, insofern ihre Forderung, die Sühne, geleistet ist und wir demnach, was die Sünde betrifft, quitt sind, sondern der Gedanke ist dieser, daß, wer gestorben ist, der ist losgesprochen, dedikaiotai, von der Sünde, so daß er hinfort, soviel es Gott betrifft, **nicht mehr**

**Sünder, sondern rein ist.** Röm. 6, 3 ff. zeigt Paulus, daß wir durch die Taufe des Todes und der Auferstehung Jesu Christi teilhaftig werden. Da aber Christus längst gestorben, hinfort nicht mehr stirbt, auch nicht wieder auferweckt wird und also in der Taufe nicht wirklich stirbt noch auferweckt wird, so kann Christi Tod und Auferstehung, längst vollendet, in der Taufe nur dadurch unser werden, indem Gott beide **uns zurechnet**. Wir treten also durch die Taufe in die Gemeinschaft des Todes und der Auferstehung, indem Gott beide für unser erklärt, d. h. uns zurechnet. Indem wir in der Taufe in die Gemeinschaft des Todes und der Auferstehung Christi versetzt werden, werden wir damit in die **ganze Art und Bedeutung** des Todes und der Auferstehung Christi gepflanzt. Die Art und Bedeutung seines Todes war, daß der alte Mensch, die Sünde, durch den Kreuzestod Christi gesühnt worden ist, indem sein Kreuzestod Strafe ist. Indem wir durch die Taufe in die Gemeinschaft des Todes Christi treten, treten wir in die ganze Art und Bedeutung des Todes Christi. Christi Kreuzestod als Sühne für die Sünde macht Gott zu unserm durch Zurechnung, so daß auch wir nun für den alten Menschen, die Sünde, die Sühne bezahlt haben. Paulus sagt: „Unser alter Mensch ist **samt ihm** gekreuzigt.“ Zu welchem Zweck? „Daß der Leib der Sünde aufhöre, daß wir hinfort der Sünde nicht dienen.“ Was aber Zweck ist, das ist auch Folge. Dadurch, daß Gott in der Taufe durch Zurechnung den Kreuzestod Christi zu unserm gemacht hat, so daß wir für unsere Sünde die Sühne bezahlt haben, hört nun auch der Leib der Sünde auf, daß wir hinfort der Sünde nicht dienen. Wie aber ist das gemeint? Das hat nicht Bezug auf die durch das spätere Leben gehende Heiligung, die zum Teil in Ablegung der Sünde, in Sich-losmachen von der Macht der Sünde, besteht. Diese Worte müssen von der **Begründung** aus, die Paulus bringt, verstanden werden: „Denn wer gestorben ist, der ist gerechtfertigt von der Sünde.“ Das „dikaioo“ wird, wie Cremer angibt, allgemein so zu verstehen sein, daß es ein richterlicher Akt ist, durch den der Schuldige frei- und losgesprochen wird von seiner Schuld, so daß infolge der Losprechung an ihm keine Schuld mehr ist; er ist nun rein. Diese Rechtfertigung folgt immer im Falle eines Schuldigen auf die Sühne der Schuld. Wenden wir dies auf das an, was in der Taufe geschieht: Nachdem wir in der Taufe durch Zurechnung den Kreuzestod Christi und damit die Sühne für unsere Sünde haben, hat Gott uns, die wir für die Sünde gestorben sind, gerechtfertigt, los- und

freigesprochen von aller Schuld: Ihr habt nun keine Schuld mehr; ihr seid rein. Wenn wir nun Pauli Worte: „Daß der Leib der Sünde aufhöre, daß wir hinfort der Sünde nicht mehr dienen“ im Lichte der Rechtfertigung Gottes, die hier die Begründung ist, ansehen, dann ergibt sich dieses: Ihr seid mit Christo gekreuzigt, auf daß der Sündenleib aufhöre und ihr der Sünde nicht mehr dient, kein Sündenleib und keine Sündendiener mehr seid, sondern **rein**, nämlich durch die Rechtfertigung, die den lospricht, der gestorben ist.

Nachdem Paulus in V. 6 und 7 eingehend dargelegt hat, was das bedeutet, daß wir in der Taufe des Todes Christi teilhaftig geworden sind, daß wir nämlich nun des Kreuzestodes Christi teilhaftig geworden sind, damit die Sühne haben für den alten Menschen, worauf Gott uns gerechtfertigt, losgesprochen hat von der Sünde, so daß wir nun vor Gott nicht mehr Sündenleib, Sündendiener, sondern rein, ohne Sünde sind, legt Paulus von V. 8 eingehender dar, wie es sich mit der Auferstehung und dem Leben Christi verhält, an denen wir durch die Taufe auch Gemeinschaft haben. Was führt Paulus darüber aus? Christus lebt nun ohne Ende. Er stirbt hinfort nicht; der Tod wird hinfort über ihn nicht herrschen. Zum andern: Das er lebet, das lebet er Gotte. Er lebt nun für Gott, wie er für die Sünde starb. Sein Leben ist nun Gott geweiht und vollzieht sich in der Ausübung der unendlichen Herrlichkeit, die ihm Gott mit der Auferstehung beigelegt hat und die Christus selbst beschreibt mit den Worten: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Durch die Taufe sind wir in die Gemeinschaft an diesem unendlichen und gottgeweihten Leben Christi getreten, indem Gott uns zugerechnet, geschenkt hat, was Christi ist, so daß beide nun unser sind, Christi Auferstehung und Leben. Wir sind durch die Taufe in dieses ewige Leben für Gott hineingepflanzt. Darum gilt, was Paulus V. 11 zuletzt sagt: „Also auch ihr, haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christo Jesu, unserm Herrn.“

Pauli Zweck bei dieser Darlegung über die große Wirkung der Taufe ist der, daß die Christen dessen eingedenk, was Gott in der Taufe ihnen gegeben hat: Sühne für ihre Sünde, Losprechung von aller Sünde, rein, ohne Sünde, das Gotte-ewiglich-leben daraus nun empfinden, daß sie hinfort der Sünde nicht mehr dienen dürfen.

Wozu diese Ausführungen? Wie schon oben gezeigt, glaubt eine Anzahl Ausleger, daß unsere vorliegende Petristelle, Kap. 4, 1,

eine Parallele sei zu Röm. 6, 3—11. Christi Gedanke war: Nachdem ich am Fleisch gelitten habe, bin ich mit der Sünde fertig. Mit diesem Gedanken sollen auch wir uns wappnen, daß wir an Christi Leiden am Fleisch teilhabend nun mit der Sünde fertig sind. Dieser Gedanke soll uns bewegen, der Sünde hinfort nicht zu dienen. Ist dies die Absicht Petri an der genannten Stelle gewesen, dann wundert es uns, warum Petrus denn nicht wie Paulus in der Römerstelle auf die zweite große Tatsache hinweist, darauf, daß Christus auferstanden ist, nun Gotte lebt, und spricht: Rüstet euch mit dem Gedanken, daß ihr auch nun Gotte lebt. Dieser zweite Gedanke wäre gewiß ebenso wichtig wie der erste. Und wenn wir hierzu bedenken, daß die Apostel sonst nicht die Gewohnheit haben, vom Tode Christi allein zu reden, sondern besonders immer der Auferstehung Christi gedenken: gestorben, ja vielmehr auferstanden, dann wird es recht unwahrscheinlich gerade wegen des Fehlens eines Hinweises auf die große Tatsache der Auferstehung Christi, ob Petrus im Sinne hatte, was eine Anzahl Ausleger in der vorliegenden Stelle ihm unterlegt.

Gegen die angeführte Auslegung dieser Stelle wird von einigen tüchtigen Exegeten auch auf folgendes hingewiesen: Wenn die Worte „wer am Fleisch leidet, der höret auf mit Sünden“ der Inhalt des Gedankens wären, dann sollte das „denselben Gedanken“ auf die folgenden als Inhalt des Gedankens gedachten Worte hinweisen. Dann dürfte es aber nicht „auten ten ennoian“ heißen, sondern „tauten ten ennoian“, weil tauten auf das Folgende hinweist, auten aber auf das Vorhergehende.

Es fällt einem schwer, durch das Wort „pepautai“ einen Zustand ausgedrückt zu finden, in dem der Mensch mit der Sünde fertig, quitt ist, so daß diese von ihm nichts mehr zu fordern hat. Vielmehr scheint durch das „pepautai“ eine fortgesetzte Tätigkeit ausgedrückt zu sein, nach welcher der Mensch abläßt, sich von der Sünde losmacht, welche Tätigkeit Petrus näher beschreibt mit den mit „eis to“ beginnenden Worten: „So daß er die übrige Zeit im Fleisch nicht weiter den Lüsten der Menschen, sondern dem Willen Gottes lebt.“ Ist dies berechtigt — und es scheint wirklich so —, dann fällt damit die Annahme hin, daß die Worte: „Denn der Leidende am Fleisch hört auf mit Sünden“ könnten Inhalt eines Gedankens Christi sein, denn Christus, ohne Sünde, kann einen solchen Gedanken nicht haben.

Um die Christen weiter in der Geduld zu festigen, weist Petrus mit V. 4 auf den Grund der Leiden hin. V. 4: **„Darin sind sie befremdet, daß ihr nicht mitlaßt in dieselbe Ausgelassenheit des heillosen Wesens, lästernd.“** Da liegt der Grund. Die Christen laufen nicht mit, vielmehr meiden sie das heillose Wesen der Welt in Lüsten und Lastern. Das befremdet sie, ist gänzlich wider ihre Erwartung, nach der jeder das Leben, wie sie es treiben, nach ihrer Meinung ein sehr vernünftiges, auch lieben sollte. Aus dem Befremden entsteht die Entfremdung, die schließlich in Haß und Lästerung ausartet. Den Grund eines Vorganges wissen, macht uns diesen klar. Wir erlangen einen Einblick in den Vorgang. Ein Gefühl der Traurigkeit und der Reue erfüllt uns, wenn wir erkennen, daß die uns drückenden Folgen leicht durch das Vermeiden der Ursache hätten vermieden werden können; wiederum aber sind wir auch befriedigt und beruhigt, wenn wir erkennen, daß die uns nicht gefallenden Folgen aus einer Ursache entstanden sind, die einfach nicht zu umgehen war, die sein mußte. So hier. Dieses Gefühl des Befriedigtseins aber dient wieder zur Befestigung in der Geduld.

Mit V. 5 und 6 weist Petrus hin auf die schwere Versündigung und Verantwortlichkeit derer, die den Christen Leid zufügen. V. 5: **„Die Rechenschaft ablegen müssen dem, der alles bereit hat, zu richten Lebende und Tote.“** — V. 6: **„Denn zu diesem Zweck ist auch den Toten das Evangelium verkündigt worden, damit sie gerichtet werden zwar am Fleisch nach Menschen Art, aber leben im Geist nach Gottes Art.“**

Wir kommen hier an eine weitere schwierige Stelle, für die schon Gerhard 12 verschiedene Auslegungen kannte, deren Zahl sich seitdem noch um einige vermehrt hat. Wir können einige dieser Auslegungen anführen. Alle diejenigen, welche an die Verkündigung der Heilspredigt unter denen in der Hölle glauben, meinen, daß sie in V. 6 eine passende Aussage haben. Sie argumentieren so: Christus ist bereit, auch diejenigen Toten zu richten, die hier nicht geglaubt haben. Unter diesen sind aber viele, die hier niemals irgendwie mit dem Evangelium in Berührung kamen. Nun erfordert es die Gerechtigkeit des Gerichts, daß sie doch Gelegenheit hatten, Stellung zum Evangelium zu nehmen. Darum muß es ihnen dort noch verkündigt werden, wenn es hier nicht geschehen ist. Und dafür wollen sie in dieser Stelle den Beweis finden.

Eine andere Auslegung ist die: Solche Toten, die hier gelästert haben, werden einst vor Christo Rechenschaft ablegen müssen, denn dazu ist ihnen bei ihren Lebzeiten das Evangelium gepredigt worden usw.

Eine dritte Auslegung ist folgende: Die Toten V. 6 sind verstorbene Christen, an denen sich der Zweck des Evangeliums erfüllt hat. Auch sie sind noch dem allgemein menschlichen Geschick und Gericht des Todes unterworfen. Sie müssen sterben wie andere Menschen auch, kata anthropous, und ist ein Gericht am Fleisch. Doch die Christen leben noch, obwohl sie gestorben sind, leben im Geiste, pneumati, nach Gottes Weise, so selig wie Gott, so heilig wie Gott. Die Verbindung mit V. 5 ist dann die: V. 5 war gesagt, daß die Lästerer Christo, dem Richter, Rechenschaft ablegen werden, und besonders auch hervorgehoben, daß Christus auch Tote, also auch die Lästerer, die vor dem Gericht hinwegsterben, richten wird. Der Tod entrückt die Lästerer dem künftigen Gericht nicht. Die Rehrseite ist: Die gläubigen Christen bringt der Tod nicht um ihre Hoffnung.

In bezug auf die eben angeführten Auslegungen muß man sagen, daß sie alle mit den „Toten“ willkürlich umgehn. Das Wort steht in unserer Stelle völlig uneingeschränkt da und umfaßt daher, wenn leiblich Tote gemeint sind, alle Toten ohne Ausnahme, ohne Rücksicht auf ihre Stellung zu Christo bei ihren Lebzeiten. Es ist gewiß nicht statthaft, an Stelle des alle umfassenden Wortes einen Teil der Toten zu setzen. Noch weniger statthaft ist es, einmal unter Toten die verstorbenen Lästerer, das andere Mal die verstorbenen Christen zu verstehn.

Man sieht allen genannten Auslegungen an, welche Schwierigkeiten die Auslegung bereitet, wenn man Tote **leiblich** fassen will. Man kommt dabei zu keinem befriedigenden Resultat und zu keiner ungezwungenen Auslegung.

Will man aber Tote nicht leiblich verstehn, dann muß man es **geistlich** fassen. Wäre das erlaubt? Gewiß, denn die Schrift braucht beide Ausdrücke, Tote und Lebendige, oft geistlich. Und nicht nur ist es erlaubt, sondern hier das Richtige. Das Endgericht hat als solches, wie die Schrift klar zeigt, mit den leiblich Toten und Lebenden gar nichts zu schaffen, sondern nur mit denen, die geistlich tot und lebendig sind, mit den Gerechten und Ungerechten. Dem Jüngsten Gericht gegenüber ist es durchaus gemäß, Tote und Lebende geistlich zu fassen. Tut man dies, dann bietet der vorliegende



Text keinerlei Schwierigkeiten. Der Sinn ist folgender: Diese Lästerrer, die so der Christen Glauben verspottet haben, werden einst vor dem, der bereit ist, die Toten und Lebendigen, geistlich verstanden, zu richten, Rechenschaft ablegen müssen. Sie müssen Rechenschaft ablegen dafür, daß sie der Christen Wandel, die nicht mitlaufen wollten in daselbe heillose Wesen, verlästert und damit angefeindet haben. Wer Rechenschaft ablegen muß, sucht immer sich zu entschuldigen und zwar damit, daß er nicht besser wußte. Jene können dem Herrn damit nicht kommen, denn auch den Toten, den Lästerrern, ist das Evangelium gepredigt worden, daß sie zwar gerichtet würden am Fleisch nach der Menschen Art, d. h. an dem wie in allen Menschen sündlichen Fleisch, daselbe getötet, dagegen leben im Geiste nach Gottes Art. Mit andern Worten: Das Evangelium war zu ihnen gekommen, die Gotteskraft, um sie zu erneuern, sie umzukehren zu dem Leben der Christen, das sie verlästerten. So haben sie keine Entschuldigung, daß sie sagen könnten: Wir wußten nicht besser. Hätte uns jemand belehrt! Eben das ist geschehn. V. 6 gehört unbedingt zu V. 5. — Was diese beiden Verse enthalten, sagt Petrus den Christen auch zur Befestigung in der Geduld. Das muß sie wohl stärken, wenn sie das endliche Schicksal derer kennen, die sie verlästerten. Nicht Schadenfreude ist es. Aber der Christ spricht dann: Wenn ich auf der Gottlosen Ende hinsehe, wil ich viel lieber bleiben, was ich bin, wenn es auch durch viel Trübsal gehen muß. Solche Erwägungen hatte auch einst der Psalmist.

Einen weiteren Gedanken, um die Christen in der Geduld zu stärken, legt Petrus vor in den Versen 7—11: „Das Ende aller Dinge ist nahe. So seid nun mäßig und nüchtern zum Gebet. Vor allem habt untereinander eine innige Liebe, denn die Liebe decket der Sünden Menge. Seid gastfrei gegeneinander ohne Murren. Ein jeder, wie er eine Gnadengabe empfangen hat, dient einander damit als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. Wenn jemand redet, dann wie die Aussprüche Gottes (Orakel, Weissagung), wenn einer dient, wie aus der Kraft, mit welcher Gott ausgerüstet, damit in allen gepreiset werde Gott durch Jesum Christum, welchem ich Ehre und Herrschaft bis in alle Ewigkeiten. Amen.“

Auch dieses Stück steht im Zusammenhang mit dem Gedanken des jetzt vorliegenden Teiles. Es wäre verkehrt, dieses Stück anders aufzufassen, als die Einflechtung eines an sich wichtigen, aber doch nicht in das Gedankengefüge hineinpassenden Gedankens. Da Petrus

folglich nach diesem Stück mit erneuerter Energie das begonnene Einwirken auf die Christen zur Geduld fortsetzt, indem er B. 12 sagt: „Geliebte, lasset euch nicht befremden durch die Hitze unter euch, die euch wird zur Versuchung, als begegne euch Fremdes,“ da er also B. 12 mit seinem Argumentieren auf die Geduld, das Beharren, hin fortfährt, so ist es doch am nächsten und natürlichsten, das vorliegende Stück auch als ein Argument zur Geduld aufzufassen.

Tatsächlich ist es ein starkes und bestimmendes Argument. Es liegt auf der gleichen Linie mit den Worten Moses aus dem 90. Psalm: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!“ Die Worte Petri: „Das Ende aller Dinge ist nahe“ erinnern die Christen an das kommende Weltende und an die dann eintreffende Wiederkunft Jesu Christi zum Gericht. Sie sollen und müssen in den Christen folgende Gedanken erwecken: Es wäre im höchsten Grade leichtsinnig und töricht gehandelt, jetzt, da das Ende aller Dinge so nahe ist, über die uns auferlegten Leiden zu murren oder gar, um denselben zu entgehn, unsere Zugehörigkeit zu Christo zu verleugnen, zu verbergen, als wären wir die Seinen nicht, oder uns überhaupt vom Christentum loszumachen und dafür wieder heidnische Art und Gesinnung anzunehmen. Damit würden wir zwar die Leiden uns ersparen. Aber wie wird Christus über uns urteilen, wenn er wiederkommt? Er wird dann zu uns sagen: Ich habe euch nie erkannt. Weichet von mir, ihr Übeltäter! Weil Christus nun bald wiedererscheinen wird, ist es das Einzige, das schlechtthin Einzige, zu beharren, ja völliger zu werden in allem, das Jesus Christus uns gesagt hat, und dafür Sorge zu tragen, daß wir einmal als solche feststehend vor ihm erfunden werden. Diese Gedanken festigen in der Geduld, im Ausharren. Das ist Petri Absicht.

Daß die von 7b an folgenden Worte mit den eben berücksichtigten Worten zusammenhängen, zeigt das Wörtchen *oun* uns an. „Das Ende aller Dinge ist nahe. Daher oder: so seid nun“ usw. Der Zusammenhang ist folgender: Nachdem Petrus die Christen in der Willigkeit zum Ausharren gefestigt hat durch die besonders kräftigen Worte: „Das Ende aller Dinge ist nahe,“ richtet er in dem Folgenden an sie **zwei** Ermahnungen, deren Befolgung zum Ausharren dienen soll. Die erste Ermahnung bezweckt die Erlangung des Beistandes Gottes zum Ausharren durch das Gebet. Die zweite Ermahnung bezweckt das gegenseitige Beistehen zum Ausharren durch

fleißiges einander Dienen mit den vom Heiligen Geist verliehenen Gaben, wodurch Gott seine im Gebet erbetene Hilfe zum Beharren zuteil werden läßt.

Die erste Ermahnung lautet: „So seid nun mäßig und nüchtern zum Gebet.“ Wir achten zuerst auf den Sinn dieser Worte. Gewöhnlich werden diese Worte so verstanden, daß Christen eine mäßige und nüchterne Lebensweise führen sollen, mäßig und nüchtern in bezug auf irdische Dinge: Arbeit, Verdienst, Genüsse, weil sonst, wenn sich der Geist in diesen Dingen verliert und sich gefangen nehmen läßt, er sich auf ein ernstes Gebet nicht mehr konzentrieren kann. Dies ist an sich sicherlich wahr. Aber es scheint doch, daß Petrus etwas anderes im Sinne hat. „Sophronein“ hat als eigentliche Bedeutung: bei gutem Verstande sein, klug, verständig sein und urteilen. „Nepho“ heißt allerdings zuerst: nüchtern leben, besonders in bezug auf den Wein, kann aber überhaupt: klug, vorsichtig sein heißen. Demnach wäre die Meinung Petri in bezug auf die Gebete diese: Auf die Gebete hin sollen die Christen sich ein nüchternes, verständiges, gesundes Urteil bewahren. Das gesunde und verständige Urteil über Gebete aber ist nur das, welches mit der Schrift übereinstimmt und folgende Punkte festhält: Die unbedingte Notwendigkeit des Beistandes Gottes, die Gewißheit des göttlichen Beistandes durch die Gnade Jesu Christi, die gewisse Erlangung aller Hilfe Gottes durch kindliches Gebet. Wenn wir nun bedenken, daß gerade gesund Urteilen über das Gebet die Grundlage und Vorbedingung zum fleißigen und ernststen Beten ist, daß ferner Christen immer zuerst aus dem gesunden Urteil über das Gebet in ein ganz ungesundes darüber fallen und in der Folge lau und träge im Beten werden, dann wird es umso gewisser, daß Petrus mit den Worten: „nüchtern und mäßig zum Gebet“ das beabsichtigt, was eben über diese Worte gesagt wurde. Petrus will mit seiner Ermahnung das erreichen, daß die Christen durch fleißiges und ernstes Beten den Beistand Gottes zum Ausharren unter den Leiden bis zum Tage des Herrn erlangen. Aber anstatt ihnen zu sagen: Betet ohne Unterlaß, ermahnt er sie, sich auf das Gebet hin ein verständiges Urteil zu bewahren. Damit erreicht er seine Absicht vollkommen. Denn wo dieses verständige Urteil vorhanden ist, folgt das Beten ganz von selbst.

Die zweite Ermahnung bezweckt das gegenseitige Beistehen zum Ausharren durch fleißiges einander Dienen mit den vom Heiligen

Geist verliehenen Gaben, wodurch Gott seine im Gebet verliehene Hilfe zum Beharren zuteil werden läßt.

**Drei bestimmte Gedanken** sind es, die Petrus in diesem Stück den Christen vorlegt:

Erstens: Das gegenseitige Dienen mit den vom Heiligen Geist empfangenen Gaben ist noch wichtiger als das Gebet.

Zweitens: Ein jeder, wie er ein Charisma empfangen hat, soll damit den anderen dienen als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.

Drittens: Bei dem Brauch der mancherlei Gaben muß immer klar zum Ausdruck kommen, daß Gott, der alles in allem wirkt, auch in den Gaben der Christen der kräftig Wirkende ist, „damit in allem gepreiset werde Gott durch Jesum Christum, welchem ist Ehre und Herrschaft bis in alle Ewigkeiten.“

Der erste Gedanke. Kurz Folgendes zum Verständnis des vorliegenden Textes: Zuerst nennt Petrus die herzliche Liebe und das Gastfrei-sein, beide Charismata. Sodann bringt er den allgemeinen, alle anderen nicht genannten Gaben umfassenden Gedanken: Ein jeglicher, wie er eine Gabe empfangen hat, dienet einander damit als die guten Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes. Dieser Gedanke, weil er ein allgemeiner, umfassender Gedanke ist, ist jetzt der Hauptgedanke, das Thema. Das Vorhergehende ist eine Exemplifikation, eine Nennung etlicher Gaben, die Petrus besonders am Herzen liegen. Ähnlich macht es Petrus Kap. 2, 13ff., wo er auch zuerst einen allgemeinen Gedanken als Thema bringt: „Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen,“ und dann verschiedene Einzelheiten aufzählt: König, Hauptmann, Herr, Mann.

Daß das gegenseitige Dienen, wie Petrus es in den vorliegenden Worten nahe legt, ihm wichtiger erscheint als das Gebet, zeigt er selbst an mit den Worten „pro panton“, vor allem. Wenn auch von Petrus selbst nicht gesagt wird, warum ihm der treue Dienst mit den Charismata noch wichtiger erscheint als das Gebet, ist doch der Grund nicht schwer zu verstehn. Der Heilige Geist erbaut, stärkt und erhält eben die Christenheit durch die mancherlei Gaben, die er einem jeden zuteilt, nachdem er will. Durch seine Gaben macht er Lehrer, Propheten, Hirten, Weissager, Wächter, Tröster, Bußprediger, Regierer, Armenpfleger, Krankenpfleger usw. Wie einem

jeden Gliede am Leibe: den Augen, Ohren, Händen, Füßen, Zähnen, dem Magen, den Lungen, dem Herzen usw. eine bestimmte Funktion zuerteilt ist, wodurch der ganze Leib erhalten wird, so erhält der Heilige Geist den Leib Christi durch die Gaben, die er einem jeden Gliede zuerteilt. Er hätte es anders machen können, aber es hat ihm so gefallen. Da es nun dem Heiligen Geiste gefallen hat, auf diesem geordneten Wege den Leib Christi zu erbauen, so ist klar, daß Gott alle von ihm erbetene Hilfe in der Weise zuteil werden läßt, daß er beständig den von ihm selbst in seiner Weisheit geordneten Weg betritt und durch seinen Heiligen Geist der Kirche Gaben erweckt, wie Gott auch auf keinem anderen Weg unsern irdischen Leib erhält als auf dem Wege, den er selbst geschaffen hat, nämlich durch die dem Leibe verliehenen Gaben. „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!“ „Wie sollen sie hören ohne Prediger?“ Daraus ist ferner klar, daß wenn die der Kirche vom Heiligen Geist verliehenen mancherlei Gaben nicht in guter Haushalterchaft zum Dienst gegeneinander gebraucht werden, sei es, daß sie aus Neid oder andern Gründen von einigen erstickt, sei es, daß die Inhaber der Gaben diese leichtfertig vernachlässigen, daß dann die von Gott erbetene Hilfe schlechtweg ausbleibt und der Leib Christi verkommt. Wie sollen sie hören ohne Prediger? Gott wird der Kirche nicht anders helfen als auf dem von ihm geordneten Wege, wie er auch keinen anders selig macht als auf dem Wege des Glaubens, den er beschlossen hat. Wenn das Auge nicht mehr sieht, ist der Leib finster; und die Speise bleibt unverdaut, wenn der Magen nicht mehr verdaut. Gott wird dann nicht anders helfen, sondern der Leib bleibt in Finsternis. Darum verstehen wir, warum Petrus sagt: **Vor allem** habt untereinander eine innige Liebe! Herberget gerne! Ein jeglicher, wie er eine Gabe empfangen hat, diene damit!

Der zweite Gedanke: Ein jeder, wie er ein Charisma empfangen hat, soll damit den anderen dienen als die guten Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes. Das Wort "charisma", Gabe, Geschenk, wird in der Schrift für alles, was Gott uns aus Gnaden schenkt, gebraucht: Röm. 5, 16 wird die Rechtfertigung ein Charisma genannt; Röm. 6, 23 das ewige Leben; Röm. 12, 6 bestimmte durch den Heiligen Geist gegebene geistliche Tüchtigkeiten; 1. Kor. 7, 7 nennt Paulus die natürliche Hinneigung zum Weibe wie auch das Fehlen dieser Hinneigung ein Charisma. Wir sehen aus diesen Beispielen, daß das Wort Charisma in der Schrift ganz allgemein

gebraucht wird für irgendetwas, von Gott gegeben, ohne Einschränkung auf das rein Geistliche.

Nach den vorliegenden Textsworten haben wir es jetzt nur zu tun mit geistlichen Gaben und da wieder mit solchen, die zum Dienst am Mitchristen geeignet sind. Von diesen sind etliche, die der Heilige Geist allen Christen wenn auch nicht gleichmäßig zuteilt: Glaube, Liebe, Hoffnung; andere wieder verleiht der Heilige Geist dem einen und dem andern, nachdem er will: Weissagung, Lehren, Regieren usw. (1. Kor. 12, 4—11). Wir haben also allgemeine und besondere Gaben. Beide sind jetzt zu berücksichtigen, da beide zum Dienst am Mitchristen geeignet sind.

Welcherlei Gabe irgendeiner vom Heiligen Geist empfangen hat, ob Schriftgelehrter oder Regierer, zeigt sich im Reden und Handeln des einzelnen. Da wird sie offenbar. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Welcherlei Gabe irgendeiner empfangen hat, darüber soll er ein guter Haushalter sein. Er ist also nicht Besitzer, Eigentümer dieser Gabe, daß er darüber schalten und walten könnte nach Gutdünken: sie gebrauchen oder sie nicht gebrauchen, Vorteile für sich suchen oder nicht, sondern seine Gabe ist eine ihm anvertraute Kraft, Tüchtigkeit des Heiligen Geistes, die der Heilige Geist von dem Seinen in ihn gelegt und die er verwalten soll, natürlich im Sinne des Herrn der Gaben. Wie? Zum gemeinen Nutzen. Er diene damit den anderen. Und dieser Dienst geht einzig darauf hinaus, daß er seinen Mitchristen helfe dazu, daß sie ausharren, beharren, wie denn Gott allein seine Christenheit bewahren will auf den Tag Jesu Christi durch des Heiligen Geistes Gaben. Im Anschluß hieran ist noch zu sagen, was ja aus dieser Haushalterschaft hervorgeht, daß die Christenheit im Gedächtnis behalte, daß sie Gaben hat, Gaben für alle Bedürfnisse, daß sie dieselben suche, anstelle zum gemeinen Nutzen, sich ihrer freue, nicht beneide, nicht Menschenkultus damit treibe und sie nicht von sich weise noch ersticke und spreche: Ich brauche dich nicht. Wie das Auge die Hand braucht und die Hand ohne das Auge nicht fertig wird, also haben wir zu unserer Bewahrung jede Gabe nötig, die uns der Heilige Geist gegeben hat. Der Heilige Geist ist kein Verschwender. Wer anders meint, widerstrebt dem Heiligen Geist. Unsere Mitchristen außer dem Amte prangen oft in ausnehmend köstlicher Weise im Schmutz geistlicher Gaben, des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Erkenntnis, der Einsicht, Geduld usw., daß wir darüber staunen müssen. Da können wir lernen.

Aus der Fülle der geistlichen Gaben führt Petrus zwei besonders an: Die herzliche Liebe zueinander und das Gattfreisein. Gewiß tut Petrus dies nicht zufällig und greift nicht, nur um etwas zu sagen, etliche aus der Fülle der geistlichen Gaben heraus. Wir müssen dem Heiligen Geiste das zutrauen, daß er diese beiden Gaben aus Erkenntnis und bestimmter Absicht besonders herausgreift. Wir werden nicht fehlgehn, wenn wir sagen: Der Dienst mit diesen beiden Gaben ist von ganz besonderer Wichtigkeit für das Beharren der Mitschriften. In dem Folgenden wollen wir versuchen dies darzulegen.

In bezug auf erstere Gabe ist das zu beachten, worauf Petrus großen Nachdruck legt: „Denn die Liebe decket der Sünden Menge.“ Hier ist uns einmal ein Fingerzeig gegeben, wie die Liebe sich unter den Mitschriften besonders betätigen soll, so, daß sie die Menge der Sünden deckt. Das muß zum andern für das Beharren des einzelnen von besonderer Wichtigkeit sein. Die erste Frage wäre nun die, wie das Sünden-bedecken verstanden werden muß. Es kommen zwei Auffassungen in Betracht: Sünde zudecken, verbergen, die Sünde eines vor anderen verheimlichen; dann: Sünde zudecken, daß man sie nicht mehr sieht, ihrer nicht mehr gedenken, d. h. vergeben. Auf den Gedanken in unserm Text hat es keinen Einfluß, in welcher Bedeutung hier das Sünden-bedecken gefaßt wird, aber es sollte doch versucht werden, die Bedeutung festzustellen. Aus Sprüche 10, 12, welche Stelle Petrus hier zitiert, läßt sich das nicht entscheiden. Beide Bedeutungen von Sünden-bedecken würden hier einen guten Sinn geben: Der Haß macht die Sünden anderer bekannt, schwächt sie herum und gibt so dem Spott preis; die Liebe aber verbirgt sie. Ferner: Der Haß nimmt Rache; die Liebe vergibt. Sprüche 10, 12, aus welcher Stelle Petrus hier zitiert, lautet: „Haß erregt Hader (richtet Streitihändel an); aber Liebe deckt zu alle Übertretungen.“ Das hier gebrauchte hebräische Wort für Sünden bedecken heißt „kasah“. Dieses Wort kann, wie das Lexikon angibt, beide angegebene Bedeutungen haben. Zweimal, wo es in Verbindung mit Sünde steht, ist die Bedeutung von vergeben aus dem Zusammenhang klar. Nehem. 4, 5: „Decke ihre Missetat nicht zu und ihre Sünde vertilge nicht vor dir.“ Ps. 32, 1: „Wohl dem, dem die Übertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist!“ Indem in beiden Sprüchen die eine Hälfte des Verses die andere wiederholt und demnach beide Hälften denselben Sinn haben, ist hier die Be-

deutung von "kasah" = vergeben klar. Hier zeigt also der Zusammenhang die Bedeutung an. Sprüche 10, 12 steht es, wie bereits gesagt, nicht so. Das Wörterbuch von Gesenius gibt zwar auch für diese Stelle die Bedeutung vergeben an, doch ist es nicht überzeugend. — Petrus übersetzt diese Stelle mit kalyptein = verbergen. Die griechischen Wörterbücher führen für dieses Wort nicht die Bedeutung von vergeben an. Im Neuen Testamente ist zwar neuen "apolyo, charizomai" das gebräuchlichste Wort für vergeben das "aphiemi, aphasis", aber Röm. 4, 7, wo Paulus Ps. 32, 1 zitiert, übersetzt er das hebräische "kasah", das dort gleich vergeben, mit epikalyptein, das auch bedecken heißt, aber hier im Sinne von vergeben zu verstehen ist. Jakobus, der Kap. 5, 20 auch Sprüche 10, 12 zitiert: „Und wird bedecken die Menge der Sünden,“ braucht kalyptein. Und der Zusammenhang dort zeigt offenbar die Bedeutung von vergeben. Aus diesen Beispielen sehen wir, daß kalyptein im Neuen Testamente, dem Alten Testamente folgend, auch die Bedeutung von vergeben hat. Und weshalb nicht? Liegt doch im Vergeben die Grundbedeutung von kalyptein: verbergen, vor den eigenen Augen zudecken, nicht mehr sehen, vergessen. Was Petrus betrifft, liegt es am nächsten, daß er das Wort kalyptein in demselben Sinne wie Jakobus und Paulus angewandt hat, im Sinne von vergeben.

Wie wird nun die Liebe, sofern sie der Sünden Menge deckt, den Mitchristen ein Helfer im Ausharren? Es ist gewiß richtig anzunehmen, daß Petrus, wenn er auch nur einen Teil zitiert, doch den ganzen Vers, Sprüche 10, 12, im Sinne hat: „Haß erregt Hader (richtet Streithandel an); aber Liebe deckt zu alle Übertretungen.“ Indem der Haß die Sünde rächt, Böses mit Bösem vergilt, richtet er Streithandel an und entzweit. Die Liebe aber, indem sie die Sünde vergibt, schafft Vertrauen, hält damit zusammen und bewahrt den Frieden. Wenn die Christen einander hassen, aneinander Rache üben, dann folgt Streit, Beleidigung, Zorn und Feindschaft untereinander. Aber die so Verletzten laufen auseinander und zwar nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Es tritt eine durchschneidende Entzweiung ein. Sie verlassen nicht nur die Versammlung, das Haus, die Gottesdienste, sondern auch die vorher gemeinsame Sache: den Glauben, das Wort, die eine Hoffnung. Der entflammte Zorn treibt sie dahin, daß sie rundweg alle Bande, die sie früher miteinander verbanden, zerreißen. Traurige Erfahrungen in der Kirche zu allen Zeiten bestätigen dies reichlich. Die



Welt weiß dies auch. Wenn sie irgendeine politische Gruppe sprengen will, dann ersinnt sie zuerst eine Beleidigung, mit der ein Glied dieser Gruppe ein anderes derselben Gruppe soll beleidigt haben, und sorgt dafür, daß die anderen das erfahren. Die werden nun darüber erboft und üben Rache. Die Folge ist ein Streit, der damit endet, daß die Gruppe auseinanderläuft und zwar nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Nun sind sie nicht mehr gefährlich. Wenn nun die Christen durch Haß, der die Sünde rächt, sich zerreißen und darauf nicht nur von der Gemeinschaft, sondern auch vom Wort sich abwenden, dann sind sie nicht mehr Aussharrende und Beharrende auf den Tag Jesu Christi. Der Haß, der die vielen auch den Christen anhaftenden Fehler und Schwachheiten offenbar macht und das aneinander Fehlen immer bitter vergilt, ist wie ein Wirbelwind auf der Tenne, der alles auseinandertreibt. Und wenn sie selbst äußerlich zusammenbleiben, ist doch ein Mißtrauen gefäet, das in der Folge sie dazu veranlaßt, das Herz vor den mancherlei erbauenden Gaben, auf die sie vorher achteten, zu verschließen.

Anders ist es, wenn die Christen einander herzlich lieben und in der Liebe der Sünden Menge zudecken, vergeben. Ja, der Sünden ist eine Menge, große und kleine, in Unterlassung und Begehung. Wer will alles aufzählen, was ein Christ an den andern täglich verfehlt in Worten und Werken? Die Liebe, indem sie vergibt, verhütet nicht nur Streit, sondern wahrt auch die Einigkeit, festigt, fittet die Christen zusammen. Durch diese Handlungsweise erzeugt die Liebe Dankbarkeit, festes Vertrauen. Da erhöht sich das Verlangen eines jeden, innig bei der Gemeinschaft zu bleiben und damit zugleich auch bei der Sache: dem einen Glauben, dem einen Wort, der einen Hoffnung. Der einzelne läßt sich auch von seinen Mitchristen ermahnen, denn er traut ihnen um der erzeugten Liebe willen. Wenn sie mit ihm reden, hat er für ihre Worte ein williges Ohr.

Es ist gar keine Frage, daß Petrus hier mit vieler Absicht das eben betrachtete Charisma wie auch das folgende hervorhebt; und er tut recht daran. Gott erhält die Christenheit durch die vom Heiligen Geist in die Christen gepflanzten Charismata. Mit diesen aber findet ein Christ bei seinen Mitchristen nur dann willigen Eingang, ein Entgegenkommen, überhaupt Achtung vor dem Wort, das die Gabe redet, und dem Glauben, aus dem sie redet, wenn der Mitchrist durch herzliche Liebe, die in ihrer höchsten Kraft der Sünden Menge zudeckt, gewonnen wird und vertrauen gelernt hat. Aber

der Haß treibt nur dahin, daß das allen Gemeinsame verworfen wird, einer vor dem andern sein Herz verschließt und ihm nicht mehr mit den mancherlei Gaben dienen läßt.

Das zweite in demselben Sinne gegebene Stück lautet (9): „Herberget euch gegeneinander ohne Murren.“ Das Gastfreihit-üben ist das Aufnehmen anderer ohne Unterschied in sein Haus und ihnen dort Anteil geben an allem, was man selbst hat. Petrus hat mit diesem Stück dieselbe Absicht wie mit dem vorigen: das gegenseitige Vertrauen stärken und dadurch das Zusammenbleiben in einer Gemeinschaft, an der einen Sache und das Sich-willig-dienen-Lassen durch die Gaben des anderen zur Erbauung und zum Beharren auf den Tag Jesu Christi. Die Gastfreihit schafft das, wie die Ungastlichkeit wieder das Gegenteil bewirkt.

Der dritte Gedanke in diesem Stück ist folgender: Bei dem Brauch der mancherlei Gaben muß immer klar zum Ausdruck kommen, daß Gott, der alles in allem wirkt, auch in den Gaben der Christen der kräftig Wirkende ist, „damit in allem gepreiset werde Gott durch Jesum Christum, welchem ist Ehre und Herrschaft bis in alle Ewigkeiten.“

Gott ist (est in) Ehre und Herrschaft bis in alle Ewigkeiten. Gott ist Herrschaft; er allein hat alles Regiment in der Welt wie auch in der Kirche. Gott allein regiert, schafft und wirkt alles in der Welt wie auch in der Kirche. Herrschaft ist sein Besitz allein; und was in Welt und Kirche vorgeht, ist allein sein Walten. Darum ist auch die Ehre sein allein; sie gebührt und gehört ihm.

Aus diesem Grunde sollen Christen die ihnen verliehenen Gaben so anwenden, daß Gott in allem gepreiset werde. Wann wird das geschehen?

Zuvor ist noch zu bemerken, daß die Gaben, die dem Christen vom Heiligen Geist gegeben sind und sich als innerliche Kräfte darstellen, nur in einer zweifachen Weise an den Mitchristen herantreten und an ihm wirken können, nämlich durch Rede und durch Handeln. Darauf macht Petrus aufmerksam B. 11: Wenn einer redet, wenn einer dient. Das erste ist die Wirkungsweise der mancherlei Gaben durch Reden, zur Ermahnung, zur Belehrung, zur Tröstung, zur Warnung, zum Regieren, zum Strafen usw. Das andere ist die Wirkungsweise der mancherlei Gaben durch Dienen, also ohne Wort: Kranken- und Armenpflege, Hilfeleistung mancherlei Art. Petrus redet hier also nicht von besonderen Gaben, sondern von der Weise, wie die Gaben sich äußern.

Wenn einer redet, dann soll er reden wie die Worte Gottes (hos logia theou), wie die Reden, Aussprüche Gottes, damit in allen Dingen Gott geehrt werde. Um nächsten läge es, diese Worte so zu verstehen, daß wenn jemand redet, er so redet, daß seine Rede den Aussprüchen Gottes, dem Worte Gottes ähnlich ist. Doch scheint Petrus etwas anderes im Sinne zu haben. Wir müssen bedenken, daß Petrus jetzt darauf abzielt, daß die Gaben des Geistes zur Ehre Gottes gebraucht werden. Ein jeder wird geehrt und fühlt sich auch geehrt, wenn das, was er einem anderen gegeben hat, von diesem auch wirklich gebraucht wird. Gott wird geehrt, wenn die Gaben, die er den Christen verliehen hat, von diesen nicht übersehen, vernachlässigt, verachtet, unbenuzt gelassen werden, sondern auch wirklich gebraucht werden und die Christen mit aller Sorgfalt in der Kraft dieser Gaben reden und dienen: aus dem Glauben, aus der Liebe, aus der Hoffnung, aus dem Ernst, aus der Demut usw. Daß Petrus das Ehren Gottes im treuen Gebrauch der geistlichen Gaben sieht, merkt man daran, daß er spricht: „Wenn einer dient, **wie aus der Kraft**, mit welcher Gott ausgerüstet.“ Nicht aus Eigenmuth, nicht aus Ehrsucht, nicht mit Verdruß noch aus irgendeiner anderen fleischlichen Lust oder Unlust, sondern aus der Kraft, die Gott darreicht. Dadurch wird Gott geehrt, daß er mit der Gabe dient, die Gott ihm gegeben hat.

Die Reden Gottes sind uns durch Menschen gegeben, aber **nicht aus** menschlichem Verstand oder Sinn, sondern durch den Heiligen Geist, den die heiligen Männer Gottes empfangen (2. Petri 1, 21). „Wenn jemand redet, dann wie die Reden Gottes,“ nämlich nicht die Reden und Argumente aus der Vernunft, aus fleischlichen Regungen, sondern wie die Worte Gottes aus den Gaben des Geistes. Dann werden ja die Gaben gebraucht. Dadurch wird Gott geehrt, welchem ist Ehre und Herrschaft in Ewigkeit.

Wir kommen nun mit B. 12 zu dem letzten der Argumente, mit denen der Apostel seine Christen in der Geduld festigen will, damit sie auch unter Leiden beharren in allem, was zum christlichen Leben und Wandel gehört. Der Gedanke dieses Arguments ist dieser: Die Christen sollen sich doch ja nicht über das Kommen der Leiden verwundern. B. 12: „**Geliebte, laffet euch nicht befremden durch die Hitze unter euch, die euch wird zur Versuchung, als begegne euch Fremdes.**“ Der Apostel redet von einer Hitze (Brand, Blut) unter ihnen zur Versuchung, Prüfung. Es ist sogleich klar, daß er darunter

die Leiden meint. Darin, daß der Apostel die Leiden eine Glut zur Prüfung nennt, liegen ungemein tröstliche Gedanken. Erstlich der Gedanke der Zulassung Gottes, zum andern der Gedanke des gnadenvollen Handelns Gottes, ferner der Gedanke des Heilsamen, und endlich der Gedanke der Verherrlichung Gottes. Denn ist es zur Versuchung, so kann es nur Gottes gnadenvolle Zulassung sein. Was das Heilsame betrifft, so gibt das peiramos, ein Auf-die-Probe-stellen, uns dies an die Hand, daß der Apostel hier von den Leiden als einer Glut redet, nicht im Sinne, daß sie reinigt, sondern in dem Sinne, daß sie den Glauben in bezug auf seinen Wert, Bestand erprobt und ihn damit dem Christen offenbar macht. Das ist nur heilsam. Daß aber hierbei unser Herr Christus das auf Zerstoren abgesehene Loben der Heiden in solch heilsame Bahnen zu lenken weiß, zugleich an dem in diese Glut geworfenen Glauben die Kraft Seines Wortes und Geistes offenbar macht, dient wieder nur zu Seiner Verherrlichung. — Daß nun der Apostel von den Leiden als einer Glut zur Prüfung redet, ist hier nicht als Grund angegeben, weshalb die Christen über das Eintreffen der Leiden sich nicht befremden sollen. Den Grund, warum sie sich nicht sollen befremden lassen, als widerführe ihnen etwas Fremdes, das nicht kommen müßte, das sie gar nicht zu erwarten, dessen sie sich überhaupt nicht zu versehen hätten, gibt der Apostel an in V. 17: „**Es ist Zeit, daß anfangs das Gericht am Hause Gottes.**“ Doch ehe wir darauf eingehn, müssen wir zuerst das betrachten, was dazwischen liegt. V. 13: „Sondern insoweit ihr Gemeinschaft habt an den Leiden Christi, freuet euch, damit auch in der Offenbarung Seiner Herrlichkeit ihr hocheufreut euch freut.“ Der Zusammenhang mit V. 12 ist offenbar: Anstatt daß ihr euch befremden lasset über die Leiden, freuet euch vielmehr: Insofern sie Gemeinschaft haben an den Leiden Christi. Wie ist das gemeint? Nach den ganzen vorausgehenden Ausführungen des Apostels ist das die Gemeinschaft an den Leiden Christi, wenn sie **unschuldigerweise** leiden. So hat, wie der Apostel schon ausgeführt hat, auch der Herr gelitten. Haben nun die Christen so Anteil an den Leiden Christi, so sollen sie sich darüber freuen.

Mit dem Folgenden sucht nun Petrus diese Freude recht zu erwecken. „Damit auch in der Offenbarung Seiner Herrlichkeit ihr euch hocheufreut freut.“ Das ist Ermunterung zur Freude in den

Leiden. Sich freuen in den Leiden, sofern sie Gemeinschaft an den Leiden Christi sind, heißt Christi Schande für eine Ehre achten, gerne und willig unter denselben ausharren bei dem Herrn. Solchen hat der Herr verheißten, daß wie sie Seine Schande freudig getragen haben, so sollen sie auch Teil haben an Seiner Ehre in der Offenbarung Seiner Herrlichkeit. Da werden sie hocherfreut sich freuen. So werden die sich einst mit großer Freude freuen, die sich hier unter den Leiden gefreut haben. Das ist kräftige Ermunterung: Vielmehr freuet euch, damit ihr euch an dem Tage Seiner Herrlichkeit erfreut freuen könnt.

Ein weiterer Grund zur Freude liegt in B. 14: „Wenn ihr um des Namens Christi willen geschmähet werdet, selig! denn der Geist der Herrlichkeit und Gottes ruhet auf euch.“ Nicht so ist dies gemeint, daß der Geist der Herrlichkeit und Gottes erst dann über die Christen kommt, wenn sie um des Namens Christi willen geschmäht werden, sondern weil der Geist der Herrlichkeit und Gottes auf ihnen ruht, darum werden sie geschmäht. Die Welt hat dafür ein feines Gefühl; sie versteht sozusagen, die Geister zu unterscheiden. Viele, wie wir sie heute haben, die sich noch Christen nennen, läßt eben die Welt in Ruhe, weil sie herausfühlt und sieht, daß sie den Geist der Herrlichkeit nicht haben, sondern den Geist der Welt. Die Welt hat das Ihre lieb. Weil wahre Christen nicht von der Welt sind, sondern den Geist der Herrlichkeit haben, darum hasset sie die Welt. Und so haben Christen in dem Haß der Welt ein zuverlässiges Zeugnis dafür, daß sie den Geist der Herrlichkeit haben. Der Haß der Welt sagt ihnen: Ihr habt einen andern Geist als wir. Darum glückselige Leute, die Christen, wenn die Welt sie schmäht; da ist es ja gewiß, daß sie den Geist der Herrlichkeit haben. Und um dieses Zeugnisses willen sollten sie sich nur freuen, wenn die Welt sie haßt. Im Zusammenhang mit diesem steht das Folgende, B. 15 erst: „Also soll nicht einer unter euch leiden als ein Mörder oder Dieb, oder Übeltäter, oder der in ein fremd Amt greifet.“ („Allotriepiskopos“, wörtlich: ein Aufseher in Fremdem, einem andern Gehörigen, also einer, der sich in ein fremd Amt mischt. Da Petrus dieses verwirft, so meint er diese Sache dann, wenn sie verwerflich ist. Das ist sie, wenn einer in eines anderen Sache den Aufseher, Anführer, Anordner spielen will ohne Autorität, ohne Beruf und Auftrag, ohne Auftrag von dem, der der Aufseher ist, oder von denen, die über ihm stehen, oder von Gott durch das Gebot der Liebe. Das Wort ist ein

ganz allgemeines Wort und hat nicht ausschließlich Bezug auf das Predigtamt, wiewohl dies auch darunter fällt. Es liegt nahe, daß Petrus hier besonders die Einmischung in die Rechte der Herren und der Obrigkeit im Sinne hat, weil dieses Handlungen sind, die mit Mord und Diebstahl auf einer Linie stehn, nämlich als schwere Verbrechen.)

Leidet er, wird er gestrast um seiner Bosheit willen, dann ist das Leiden für ihn nur eine Schande, eine Entehrung, denn sie ist ein Zeugnis seiner Ungerechtigkeit. Da muß er sich ja schämen. B. 16: „Wenn aber als Christ, so schäme er sich nicht; er ehre aber Gott in diesem Ruhm.“ Wenn er als Christ leidet, um des Namens Christi willen, unschuldigertweise, verspottet wird, verlästert, ins Gefängnis geworfen, was sonst eine Schmach ist, dessen braucht er sich jetzt nicht zu schämen, denn dieses Leiden ist für ihn ein Ehrenzeugnis, ein Ruhm, daß der Geist der Herrlichkeit und Gottes auf ihm ruht. Da hat er nur alle Ursache, stolz zu sein und sich zu freuen. „Er ehre aber Gott in diesem Ruhm.“ Das „en to onomati touto“ habe ich mit „in diesem Ruhm“ übersetzt, weil das „en to onomati touto“ auf die dem Christen durch die unverdienten Leiden gegebene Ehre, Ruhm zurückweist. Wenn der Christ diesen Ruhm erfährt, so ist das allein Gottes Gnade; und darum gebührt Gott allein die Ehre.

Mit B. 17 gibt nun der Apostel den eigentlichen Grund an, warum die Christen sich die Sitze unter ihnen nicht sollen befremden lassen. B. 17: „Denn es ist Zeit, daß das Gericht anfangt am Hause Gottes. Wenn aber zuerst an uns, was wird das Ende sein derer, die nicht glauben dem Evangelium Gottes? Und wenn der Gerechte kaum gerettet wird, wo will der Gottlose und Sünder erscheinen?“ Das *hoti* zeigt schon an, daß der Apostel hier zitiert. Er zitiert aus Jer. und den Sprüchen. Jer. 25, 29: „Denn siehe, in der Stadt, die nach Meinem Namen genannt ist, fange Ich an zu plagen und ihr solltet ungestraft bleiben?“ Jer. 49, 12: „Siehe, diejenigen, so es nicht verschuldet hatten, den Kelch zu trinken, müssen trinken; und du solltest ungestraft bleiben?“ Hes. 9, 6: „Erwürget beide, Alte und Junge. Fanget aber an an Meinem Heiligtum.“ Spr. 11, 31: „So der Gerechte auf Erden leiden muß, wieviel mehr der Gottlose und Sünder!“ Was läßt sich nun hierüber sagen? Erstens: Bei diesen Zitaten kommt es dem Apostel hauptsächlich darauf an, seinen Christen zu zeigen, daß es sie nicht befremden darf, wenn jetzt

Leiden über sie hereinbrechen, denn es ist Zeit, daß anfangs das Gericht am Hause Gottes. — Zweitens: Es handelt sich nicht um das Endgericht, sondern um zeitliche Gerichte Gottes. — Drittens: Diese Gerichte fangen an am Hause Gottes, aber sie gehn über das Haus Gottes hinaus, über die Gottlosen. — Viertens: Unbegreiflich und unerforschlich ist, warum Gott mit Seinen Gerichten gerade am Hause Gottes anfängt. — Fünftens: So man das tut am grünen Holz, was will am dürrn werden? Wenn Gott schon Sein Heiligtum richtet, wie wird Er erst die Gottlosen richten? Wenn der Gerechte kaum erhalten wird, wo will der Sünder und Gottlose erscheinen? In bezug auf das Letztere ist zu sagen, daß Gottes Verheißung und die Kraft Seiner Stärke angesehen, die Erhaltung der Gerechten unter den Gerichten auch nicht einen Augenblick in Frage stehn kann. Es scheint, daß der Apostel hier den inneren Zustand unter den Gerichten schildert und damit wieder die Schwere der Gerichte. Der Gerechte bleibt mit absoluter Sicherheit, aber sein Inneres gerät in großes Schwanken. Schwere Anfechtungen und Zweifel, durch die Gerichte hervorgerufen, stürmen auf ihn ein, so daß sein Glaube oft im Schwinden zu sein scheint. Er ist wie ein Schiff im schweren Sturmeswüten, hin und hergeworfen, bald oben, bald unten, kracht und stöhnt in allen Fugen, kommt aber doch endlich sicher in den Hafen. Aber der Gottlose verzweifelt; seine Seele vergeht unter Angst und Schrecken bis zur Besinnungslosigkeit. Und dann packt ihn der Zrrsinn, der sich zuletzt in tobender Wut, scheußlichem Lachen und wüthester Ausgelassenheit äußert. — Doch wir dürfen nicht vergessen, daß es dem Apostel bei diesen Zitaten eigentlich darauf ankommt, diesen Gedanken herauszustellen: Es ist Zeit, daß anfangs das Gericht am Hause Gottes; darum wundert euch darüber nicht, wenn jetzt unter euch mancherlei Leiden kommen. Mit diesem Gedanken will Petrus noch einmal die Christen zur Geduld, zum Ausharren ermuntern.

Aber wie schwer ist das, das Ausharren unter Leiden! „So sollen auch (B. 19) die Leidenden nach dem Willen Gottes dem treuen Schöpfer im Gutes-tun ihre Seelen befehlen.“

W. S o e n e c k e.

(Schluß folgt.)

## Kirchengeschichtliche Notizen.

Die höheren Lehranstalten unserer Synode erfreuen sich, wie aus Berichten der Direktoren in „Gemeinde-Blatt“ und „Northwestern Lutheran“ zu ersehen ist, eines gesunden Wachstums. In diesem Herbst war der Andrang von neuen Schülern besonders stark. Ähnliche erfreuliche Berichte bringen die kirchlichen Blätter unserer Schwester-Synode von Missouri. Im „Lutheraner“ vom 3. Okt. bietet Herr Prof. Fuerbringer eine Zusammenstellung, der wir folgendes entnehmen: Die Gesamtzahl der Neueingetretenen für die 14 höheren Lehranstalten beträgt 866. Diese verteilen sich auf die verschiedenen Anstalten wie folgt: Das theoretische Predigerseminar zu St. Louis 105; das praktische Predigerseminar zu Springfield 71; die beiden Lehrerseminare (River Forest und Seward) 170; die sechs Gymnasien (St. Wayne, Milwaukee, St. Paul, Concordia, Bronville, Winfield) 431; die vier Hochschulen (Conover, Oakland, Portland, Edmonton, Can.) 89. Die Gesamtzahl aller Studierenden auf diesen Anstalten beläuft sich auf 2583. Vor zwei Jahren waren es 2018, eine Zunahme von über 500.

Was gibt uns dieser ungemein reiche Segen Gottes zu bedenken? Gewiß nicht, daß das Wort Jesu nicht mehr gelten soll: Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Mögen auch unsre gegenwärtigen Gemeinden und Predigtplätze nicht diese volle Zahl von Arbeitern in Anspruch nehmen, mögen auch unsre gegenwärtigen Gemeindefschulen mit weniger Lehr- amtskandidaten befriedigt werden können, so ist doch damit die Arbeit, die uns unser Heiland schon gewiesen hat, nicht erschöpft. An unvermuteten Stellen haben sich während der vergangenen Jahre in der inneren und äußeren Mission Gelegenheiten zur Arbeit geboten (z. B. Black Belt); und wenn die Schilderungen eines J. M. C. A. Sekretärs aus China, die ich vor einiger Zeit Gelegenheit hatte zu hören, auch nur annähernd die Lage richtig darstellten, so ist in China ein großes Feld reif zur Ernte. Der Redner verstieg sich zu der Behauptung, die nächsten zehn Jahre würden die Entscheidung bringen, ob China in Zukunft christlich oder bolschewistisch sein werde.

Doch mag dem sein, wie ihm will, eine Arbeit liegt vor unsern Füßen und sollte unverzüglich in größerem Maße in Angriff genommen werden. Das ist die kirchliche Erziehung unsrer Jugend. Nicht nur, daß noch viele Gemeinden, die es bisher versäumt haben, ihre eigene Gemeindefschule ins Leben zu rufen, das Versäumte schleunigst nachholen sollten, Kreise von Gemeinden (Konferenzen, Synoden) müssen dem Problem der höheren Bildung der heranwachsenden Jugend mit allem Ernst näher treten. Während es vor noch nicht allzuvielen Jahren zu den Ausnahmefällen gehörte, wenn junge Leute aus unsern Kreisen eine höhere als die Elementarschulbildung



suchten — hatten doch unsre Pastoren oft einen harten Stand, weil Eltern ihre Kinder zu früh konfirmiert haben wollten, damit sie sich dem Brot-erwerb zuwenden könnten — so ist es jetzt in Folge des zunehmenden Wohlstandes, zum Teil auch durch Schulzwang, schon fast zur Regel geworden, daß Kinder etliche Jahre eine Hochschule besuchen. Wie seelengefährlich aber der Besuch der öffentlichen Hochschule vielfach ist, wissen solche, die einen Einblick in die Verhältnisse haben. Soll nicht unser ganzes kirchliches Volk verfeuchen, so wird es immer mehr zur unabweislichen Notwendigkeit, daß wir in lutherischen Zentren unsre eigenen kirchlichen Hochschulen errichten. — Gott sei Lob, daß er eine besorgniserregende Frage: Woher die Lehrer nehmen? durch den erfreulichen Zuwachs von Schülern auf unsern synodalen Lehranstalten im voraus beantwortet hat. M.

\* \* \* \* \*

**Erziehung ohne Christentum.** Es ist in diesem Blatte schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die gegenwärtigen Schulverhältnisse in Deutschland für uns viel Beachtenswertes enthalten. Weil wir sie aus einer gewissen Entfernung, ohne persönlich daran beteiligt zu sein, beobachten können, erkennen wir an ihnen vielleicht deutlicher als an ähnlichen Bewegungen im eigenen Lande, wohin die Erziehung gerät, geraten muß, wenn ihr die religiöse Grundlage entzogen wird. Erziehung der Kinder ist und bleibt einmal eine der unmittelbarsten Betätigungen des Glaubens der Eltern. Und wo nicht der christliche Glaube die ganze Erziehung beherrscht, muß diese ausarten, mag sie auch noch eine Zeitlang von den Überlieferungen aus der Zeit des Christentums zehren und dadurch den Schein von Lebensfähigkeit und Kraft erwecken. In diesem Licht erscheinen einige Notizen, die aus der „Deutschen Zeitung“ stammen, interessant.

„Vor mir liegt Ferdinand Girtz Lesebuch für die Grundschule. Es ist in vielen Berliner Schulen eingeführt. Gute großstädtische Anschauungsbilder sind darin: Frühling in der Stadt — Beim Schuster — Wäschetag — Der Radfahrer — In der Elektrischen, dazu viel Unterhaltendes, Buntes, Lustiges, Schnurriges. Die Lesebücher unsrer Kinderzeit sahen etwas ernsthafter und braver aus. Das soll kein Vorwurf sein. Nein, gegen den Inhalt läßt sich zum größten Teil nichts einwenden. Nur — daß so viel fehlt! Daß alle ethischen Werte fehlen. Alles, was zur Gemüts- und Charakterbildung des Kindes dient. Der ‚liebe Gott‘ ist konsequent ausgeschaltet und alles, was von fern an jene kindlichen Tugenden erinnern könnte, die eine frühere Erziehung den Kleinen einzuprägen bemüht war: Wahrhaftigkeit, Selbstüberwindung, Ehrfurcht vor dem Alter, Mitleid und Mitfreude, Dankbarkeit. Verschen wie: Tu nichts Böses, tu es nicht, siehe, Gottes Angesicht schaut vom Himmel auf dich nieder‘ — oder: ‚Reinem Würmchen tu ein Leid, sieh‘, in seinem schlichten Kleid hat’s auch Gott im Himmel gern . . .‘ u. dgl. habe ich vergebens gesucht. Dagegen steht der Maikäferstreich von Max und Moritz darin, für dessen Humor die kleinen Siebenjährigen noch kaum das nötige Verständnis haben, ihn vielmehr als freundliche Ermunterung zu ähnlichen Streichen auffassen dürften. Ebenso das Eingangsgedicht: ‚Auf der Straße‘ von Jakob Löwenberg.

Auf der Straße — auf der Straße,  
 nirgends kann es schöner sein!  
 Lieber Regen auf der Straße  
 als im Hause Sonnenschein.

Wege gibt es ohne Ende,  
 Freuden gibt es ohne Zahl.  
 Jeder Baum fragt: Kannst du klettern?  
 Jeder Stein ruft: Wirf mich mal!

... O weh! Nun wundere ich mich nicht mehr, daß die Glascheibe unserer Haustür schon zum dritten Male von der lieben Schuljugend entzweigeworfen worden ist. So was möchte lieber nicht im Schullesebuch stehen.  
 Ch. S.“

„Für die Schulen in Thüringen soll ein neues Liederbuch eingeführt werden. Eine aus Thüringer Lehrern bestehende Kommission hat 170 Lieder für die ersten sieben Schuljahre ausgewählt. Der Entwurf ist dem Ministerium für Volksbildung eingesandt worden und dieses hat laut „Vorfüg.“ 27 Lieder gestrichen u. a. folgende: Aus dem Himmel ferne. Ihr Kinderlein kommet. Wenn die Kinder schlafen geh'n. Wer hat die Blumen nur erdacht? Alle Jahre wieder. Du lieber, heil'ger frommer Christ. Stille Nacht. Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen. Lobt froh den Herrn. Wem Gott will rechte Gunst erweisen. Hinaus in die Ferne. Ich hatt' einen Kameraden. Deutschland, Deutschland über alles. Stimmt an mit hellem, hohem Klang. Ich hab' mich ergeben. Deutsches Herz verzage nicht. Der alte Barbarossa. Was frag' ich viel nach Geld und Gut. Ich' immer Treu und Redlichkeit. Weißt du wieviel Sternlein steh'n?“

Dagegen halte man ein deutsches Urteil über unsre Schulen, wie es im „Hannoverschen Sonntagsblatt“ stand.

„In Nordamerika, das eine weltliche Schule hat, die nicht, wie bei uns, christentumsfeindlich, sondern neutral, ja fast christentumsfreundlich, ist dennoch die Lage so ungünstig, wie es in einer weltlichen Schule eben nicht anders sein kann, daß von 20,500,000 Kindern zwischen dem 6. und 12. Lebensjahre nur 5,300,000 irgendwelchen Religionsunterricht empfangen. Da man mehr und mehr einsieht, daß der Sonntagschulunterricht (Kindergottesdienst) nicht genügt, so richten die lutherischen und katholischen Gemeinden immer zahlreicher christliche Gemeindefschulen als private Bekenntnisschulen ein, oder man sucht den Unterricht in der Sonntagschule durch Wochentagsbibelstunden zu ergänzen.“  
 M.

## Büchertisch.

Homiletics. A Manual of Theory and Practice of Preaching. By Prof. M. Reu, D. D. Put into English by A. Steinhäuser, D. D. Wartburg Publishing House.—\$3.50.

Der Verfasser obiger Homiletik nimmt in der Vorrede für sie in Anspruch, daß sie abgesehen von der Elementary Homiletics von Jacob Fry (1897), die nur ein kurzer Zeitsfaden sein will, die erste derartige Arbeit sei, welche die lutherische Kirche unsers Landes aufzuweisen hat. Wir können dem zustimmen in Anbetracht der Thatfache, daß die im Jahre 1895 erschienene Ev.-Luth. Homiletik Prof. R. Piepers sich an Rambach's „Erläuterungen über die „Praecepta Homiletica“ anlehnt und somit keine ganz selbständige Arbeit ist, meinen aber, daß sie doch der eignen Arbeit so viel enthält, und daß in ihr so viel wertvolles Material zusammengetragen ist, daß sie, wie man sie auch einschätzen mag, unter den homiletischen Arbeiten unsrer Kirche nicht unerwähnt bleiben sollte. Wenn aber auch bereits zwei Lehrbücher der Homiletik, von Theologen unsrer Kirche verfaßt, vorhanden waren, so ist doch das neue nicht überzählig, sondern hat eine Aufgabe zu erfüllen, welche die früheren nicht erfüllen konnten. Das Fry'sche Werkchen ist unvollständig; er geht vor allen Dingen nicht auf Prinzipienfragen ein. Lehnt sich auch etwas an die Homiletik der amerikanischen Sekten an und wahrt nicht in genügendem Maße den lutherischen Charakter. Die Homiletik von R. Pieper ist in vieler Hinsicht anders geartet, genügt aber aus andern Gründen nicht, resp. nicht mehr: sie ist nicht für eine mitten im Sprachenwechsel stehende, englisch werdende, sich amerikanisierende Kirche geschrieben, die in Gefahr steht, wie auf andern Gebieten, so auch besonders auf dem der Predigt manches Gute zu verlieren, das sie hat. In einer solchen Zeit genügt die einfache Darstellung des homiletisch Richtigen nicht; es ist eine eingehende Auseinandersetzung mit den Grundfragen nötig, bei der auch die Antithese zu Worte kommt, Grund gegen Grund abgewogen und nachgewiesen wird, daß unsre Kirche ihre Predigtweise nicht ändern kann, ohne ihren Charakter zu verleugnen und sich selbst zu schaden. Dieser Aufgabe wird die Neuische Homiletik gerecht. Während in mancher andern Homiletik, z. B. auch in der Pieper'schen, dem Handwerksmäßigen, Formelhaften, dem Rhetorisch-Homiletischen ungebührlich viel Raum zugemessen ist, wird es hier verhältnismäßig kurz behandelt und das Hauptgewicht auf das Grundlegende, Prinzipielle gelegt. So werden z. B. Wesen und Aufgabe der Predigt, ihr Verhältnis zum Worte Gottes und das Verhältnis der einzelnen Predigt zum Text sehr eingehend und gründlich erörtert. Nicht jeder wird den Ausführungen des Verfassers in allen Einzelheiten zustimmen. Mancher wird seine teilweise von Luther abweichende Ansicht vom Charakter der alttestamentlichen Offenbarung nicht teilen, mancher die Forderung, daß die Predigt nur die Textgedanken verarbeiten solle, und daß der Hauptgedanke des Textes auch immer der Hauptgedanke der Pre-

digt sein müsse, auch der synthetischen, für zu rigorös halten. Wir halten die erste Forderung für richtig und wichtig und wünschen, daß sie allgemein beherzigt würde, wissen aber auch, wie hohe Anforderungen sie an den Prediger stellt, und fürchten, daß sie bei vielen ein frommer Wunsch bleiben wird. Die zweite Forderung hat der Verfasser selbst etwas gemildert, wenn er das Zugeständnis macht, daß dann, wenn wiederholt über denselben Text gepredigt werden muß, der Hauptgedanke des Textes nicht immer der Hauptgedanke der Predigt sein könne. Wir halten noch eine zweite Ausnahme von der Regel für berechtigt: ein Nebengedanke des Textes darf Grundgedanke der Predigt werden, wenn seine Einleitung klassisch ist und dem Ziel der Predigt besser dient als irgendeine andre in der Schrift gebene. Wie man sich aber auch zu diesen und andern in dem Buche vertretenen Ansichten stellen mag, man wird zugeben müssen, daß die Hauptfragen der Homiletik eingehend und gründlich und in lutherischem Geist und Sinn erörtert werden. Wie in seinen andern Büchern, so kommt dem gelehrten Verfasser auch hier seine seltene Belesenheit gut zustatten; es wird aus fast allen bedeutenderen Werken über Homiletik zitiert. Das hat ja freilich auch seine Nachteile, und mancher dürfte dafür halten, daß das Wort weniger oft hätte an andre abgetreten werden sollen; es sind jedoch die Zitate so geschickt ausgewählt und eingefügt, daß Gedankeneinheit und Fortschritt kaum leiden. Das Buch ist in englischer Sprache erschienen; die Übersetzung, von D. Steinhäuser besorgt, ist vorzüglich; ebenso die Ausstattung. Die neue Homiletik gehört unsers Erachtens zu den besten, die wir haben. Möchten nicht nur viele Studenten der Theologie, sondern auch Prediger, geübte und ungeübte, sich aus ihr Anregung und Förderung holen.

W. S e n k e l.

**Ev.-Luth. Hausfreund. Kalender für 1923.** Herausgegeben von D. D. W i l k o m m. Preis 25 Cents. Northwestern Publishing House, Milwaukee.

Der bekannte Kalender unserer Brüder von der Sächsischen Freikirche. Sein Inhalt ist diesmal besonders gediegen. Er bietet nicht nur einen Wegweiser durch die sächsische Freikirche, sondern ist vom ersten bis zum letzten Blatt mit Perlen von christlichen Lesefrüchten und tüchtigen eigenen Arbeiten angefüllt. Wir sähen ihn neben unserm eigenen Kalender gern in jeder Familie.

Bei dieser Gelegenheit machen wir noch einmal auf ein paar Schriften der sächsischen Freikirche besonders aufmerksam: Pastor D. Z o r n s „G o t t e s t r o s t“, eine Auslegung des Predigers Salomo, und sein kleines Schriftchen „W i e w e r d e i c h g e w i ß l i c h s e l i g?“ Etwas so Klares, praktisches und packendes wie diese Darlegung dürfte es so bald nicht wieder geben; es müßte auch uns Lehrern und unsern Studenten reichen Gewinn bringen. Als Weihnachts Geschenk Friedr. G i l h o f f s köstliche Gedichtsammlung „L i c h t e r d e r H e i m a t!“

Alles in unserer Buchhandlung zu haben.

A. P.